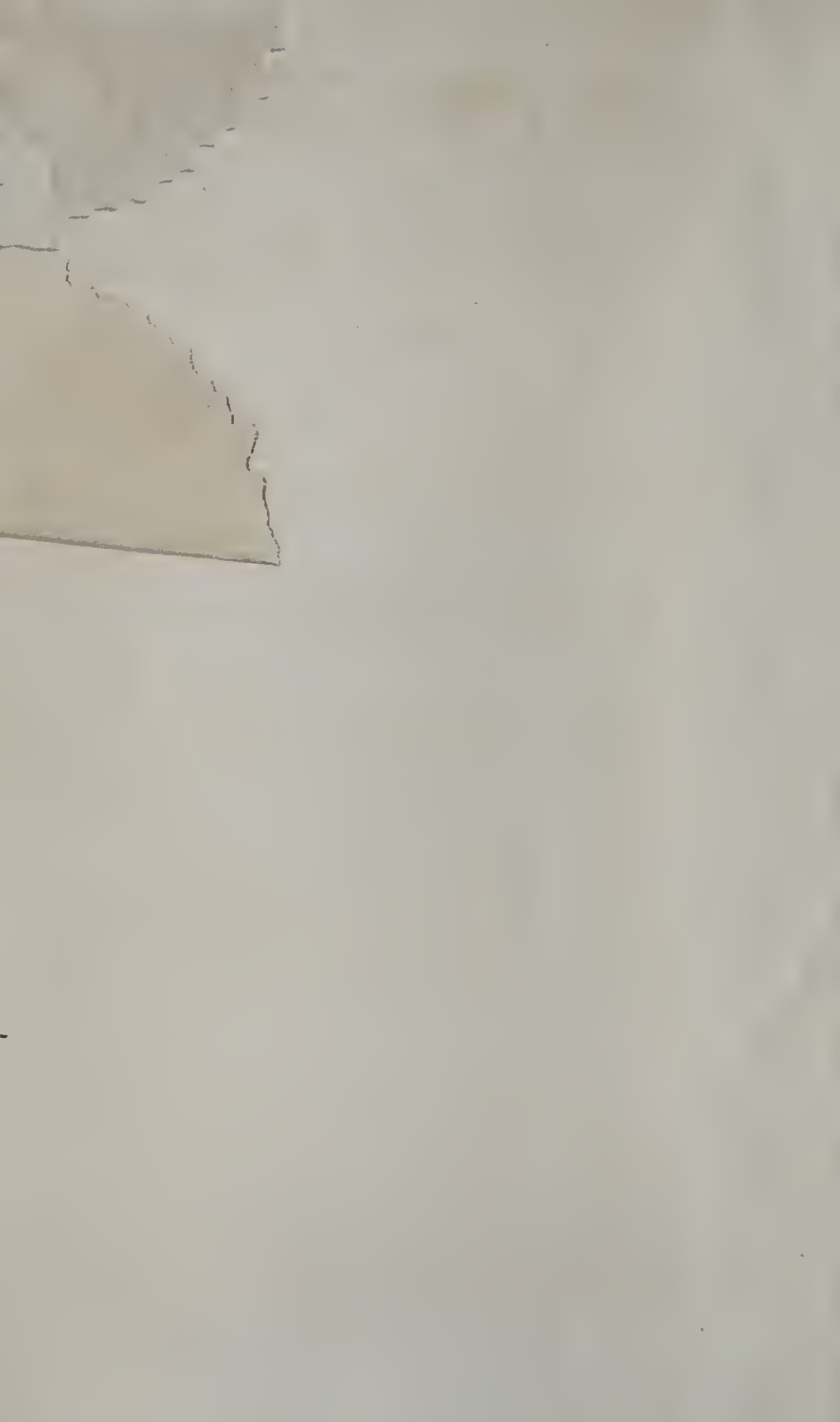


Memoiren

des

Staatsministers von Bourrienne

über

Napoleon,

das Directorium, das Consulat, das Kaiserreich

und

die Restauration.

Aus dem Französischen.

...„Nun, Bourrienne, auch Sie werden unsterblich sein. — Und weshalb, General? — Sind Sie nicht mein Secretair? — Nennen Sie mir den des Alexander....“

Neunter Theil.

Leipzig, 1830.
bei Paul Gotthelf Kummer.

Memoiren

des

Staatsministers von Bourrienne.

Neunter Theil.

Erstes Capitel.

Die gefallenen und lebenden Größen. — Meine verspätete Abreise von Hamburg. — Herr von Czernicheff. — Bonaparte ist nicht friedfertig. — Napoleons Betragen gegen den Herrn von Czernicheff. — Der Krieg ist das Element der kaiserlichen Macht. — Früheres Betragen des Herrn von Czernicheff. — Polizeiaufsicht. — Ein Professor dient als Spion. — Napoleons Verstellung. — Das Departement der Lippe. — Gegenseitige Stellung Napoleons und Alexanders. — Josephinens Zartgefühl. — Eingetroffene Ahnung in Ansehung Spaniens. — Meine Besuche in Malmaison. — Napoleons erster Freund und seine erste Frau. — Josephinens Schmerz und Putzliebe. — Deren Thränen und Toilette.

Nun stehe ich beim Anfange des letzten Abschnitts meiner Denkwürdigkeiten, und habe noch vieles zu sagen, was vielleicht eine noch zartere Behandlung, als meine früheren Erzählungen, verdienen mag, da ich von den Fehlern einer gefallenen Größe reden und mich mit lebenden Größen und gewissen Umtrieben beschäftigen muß, deren noch nicht ausgebrannten Zunder ich während der Entzündung beobachtete. Aber ich werde, wie in meinen ersten acht Bänden, auch in den letzten die Wahrheit sagen.

Um diese zu sagen, entschloß ich mich, dem Publicum alle Begebenheiten zu entdecken, von denen ich Zeuge war. Doch muß ich vorläufig den Leser erinnern, daß ich bei den Ereignissen im Frühjahre 1811 stehen blieb, wo ich im Begriff war, meine noch in Hamburg befindliche Familie abzuholen. Einige Geschäfte verzögerten meine Abreise bis zum Monat Mai. Daher befand ich mich noch in Paris, als der König von Rom geboren wurde.

Seitdem ich mich in Paris befand, hatte ich von den Umtrieben eines gewissen kaiserlich-russischen General-Adjutanten, des Herrn von Czernicheff, welcher, unter dem Vorwande, Napoleon von Seiten des russischen Kaisers Glückwünsche zu überbringen, am Ende das Geschäft eines vornehmen Spions trieb, Vieles reden hören. Ehe ich aber enthülle, was ich von den geheimen Umtrieben dieses Herrn weiß, erlaube ich mir eine anscheinend wichtige Vergleichung, welche mir über die folgenden Begebenheiten ein großes Licht zu verbreiten scheint. Die fanatischen Bewunderer Napoleons gaben sich alle Mühe, diesen großen Feldherrn als einen friedliebenden Fürsten darzustellen, welcher die Ruhe und allgemeine Ordnung der Dinge in Europa gern begründen wollte. Nach der Angabe jener Männer hat der Kaiser sich nur, um seine Stellung zu behaupten, vertheidigungsweise in neue Kriege verwickelt; dagegen glaube ich aus der Zeitfrist, die ich neben ihm verlebte, bewiesen zu haben, daß, wenn auch Napoleons Gegner die ersten Kanonenschüsse abfeuerten, er nichts desto weniger Urheber aller Kriege war, weil er sehr gut die Kunst verstand, die anderen Mächte zum Angriff zu zwingen, indem er entweder stets sein Gebiet vergrößerte, oder die fremden Mächte persönlich neckte.

Napoleons Betragen in Ansehung des Herrn von Czernicheff fiel mir auf, besonders, wenn ich solches mit den zuverlässigen Nachrichten verglich, welche ich dem Kaiser über Rußlands Mißvergnügen und feindliche Gesinnung mitgetheilt hatte, ehe ich von Hamburg abreiste. Ich bin daher völlig überzeugt, daß Bonaparte den wahren Zweck der Sendungen des Herrn von Czernicheff sehr wohl kannte, und daß, wenn er sich stellte, den unaufhörlich erneuerten Freundschaftsversicherungen

des russischen Kaisers zu vertrauen, dieses Benehmen nur dadurch erklärbar ist, daß er wiederum, wie früher der Fall war, Rußland Schritte thun lassen wollte, damit er zu einem abermaligen nordischen Feldzuge Gelegenheit fände. Dies durfte ich nach den vorliegenden Thatsachen und nach meiner Kenntniß des napoleonischen Characters annehmen. Wie oft hatte er nicht gesagt, daß der Krieg sein Element wäre, und daß er der Kriege zur Befestigung seiner Macht bedürfte! Wie konnte man endlich seinen Plan, welchen er selbst ausgesprochen hatte, seine Dynastie zur ältesten regierenden Familie in Europa erheben zu wollen, mit jener angeblichen Langmuth vereinigen, nach welcher er nur Vertheidigungskriege geführt haben sollte? Diese Vereinigung ist unmöglich.

Herr von Czernicheff kam zum erstenmale nach Paris bald nach der Zusammenkunft in Erfurt, und seitdem sah man ihn fast immer auf der Straße von Paris nach St. Petersburg; man rechnete daher, daß er zwischen beiden Städten im Laufe von vier Jahren mehr als 10,000 französische Meilen zurücklegte. Lange hatten diese ewigen Reisen des Herrn Generaladjutanten kein Aufsehen erregt; aber gerade während meines Aufenthalts in Paris faßte Savary wider ihn einen Argwohn, und nichts war leichter, als zu erfahren, ob jener Argwohn begründet war; denn wenn auch Fouché seinem Nachfolger im Amte den Namen seiner Hauptspione verschwiegen hatte, so war doch der Generalstab dieser Spürer zahlreich genug. Man wußte, daß der Herr von Czernicheff einen Professor der Mathematik suchte, um desto feiner die wahren Ursachen seines Pariser Aufenthalts unter dem Scheine wissenschaftlicher Studien zu verhüllen. So erhielt Alexanders geheimer Vertrauter einen beim großen polizeilichen Beobachtungsbureau eingeweiheten Professor, und durch diesen erfuhr die Polizei alle Schritte des Herrn von Czernicheff. Man wußte nun, daß er seinen Lehrer weniger über die Gradgleichungen befragte, oder um Gegenstände der Analysis des Unendlichen, als über dessen Kenntnisse von ministeriellen Geschäften, besonders im Departement des Krieges. Es fügte sich so, daß der Professor einige Angestellte in diesem Fache kannte, welche ihm einige Etats

mittheilten. Dieses Verfahren ließ der Polizeichef nach löblicher Weise gehen, damit die Schelmerei sich völlig entwickele. Napoleon erhielt davon Kenntniß, und bewies, indem er dies Getriebe duldete, von neuem seine tiefe Verstellung; denn statt dem Herrn von Czernicheff darüber Mißfallen zu bezeugen, behandelte er ihn eben so ausgezeichnet, als früher. Jedoch, um den Herrn Generaladjutanten auf eine schickliche Weise los zu werden, ohne ihm Verdacht zu geben, daß seine Spionirungen entdeckt worden wären, gab er ihm einen sehr freundschaftlichen Brief an seinen Herrn Bruder in Rußland; aber es fügte sich, daß Alexander beflissen war, das Schreiben seines Bruders in Frankreich so eilig zu beantworten, daß Herr von Czernicheff kaum in St. Petersburg eingetroffen war, als er schon wieder eine neue Abfertigung nach Paris erhielt. Dennoch wagen einige Personen zu behaupten, daß der von allen Umtrieben des Generaladjutanten wohlunterrichtete Napoleon seine verstellte Gunst gegen den Letzteren fortgesetzt habe, ohne Absicht, durch die geduldete Fortsetzung von Czernicheffs Umtrieben einst einmal eine Kriegserklärung zu beschönigen. Der ruhmdurstige Napoleon, auf dem Gipfel seiner Macht, sollte in einer Anwandlung, sich zu mäßigen, aus Liebe zum Frieden, der ihm fast angebornen Rachsucht entsagt haben, da er doch in der berüchtigten Conferenz mit Lord Whitworth, ich darf sagen, so unverständig, durch sein stürmisches Temperament sich in einer Zeit hinreißen ließ, wo er doch nur noch Oberconsul war! Milde Züge des Characters sucht im leidenschaftlichen Bonaparte keiner, welcher ihn wirklich kannte.

Als Herr von Czernicheff seine Ränke trieb, war die Lage der Angelegenheiten des Kaisers so glänzend, der Stolz seiner Herrschaft hatte sich so hoch gestellt, daß er sich gewiß nicht fürchtete, den russischen Kaiser zu beleidigen. Er wußte, wie mißvergnügt dieser Fürst wegen der französischen Besitzergreifung der hanseatischen Departements geworden war, und ging dennoch einen Schritt weiter, indem er Frankreich noch mit dem Departement Lippe vergrößerte. Ich theilte meine Ansichten hierüber Duroc mit, und legte ihm dringend ans Herz, im Interesse des Kaisers, solchen zu warnen, daß es eine Thorheit sei, Ruß=

land durch neue demselben unangenehme Dinge noch mehr zu erbittern; aber Duroc seufzte mit mir über die Folgen von Napoleons Ehrgeiz ohne Gränzen. Auch er sah dies nun vollkommen ein, und wurde selbst ein bedauertes Opfer jenes Ehrgeizes. Daher glaube ich berechtigt zu sein, zu vermuthen, daß Napoleon die Umtriebe des Herrn von Czernicheff willkommen waren, weil er daraus folgerte, daß Rußland ihn angreifen würde. Was er auch seinen damaligen Vertrauten hierüber mitgetheilt haben mag, so denke ich doch, daß man auf solche Aeußerungen bei einem Manne wenig rechnen kann, welcher das Lager von Boulogne versammelte, ohne Vorhaben, in England eine Landung vorzunehmen, und Jedermann täuschte, daß es ihm mit der Landung voller Ernst sei. Auch mir hätte er in seiner unbewachten Schwatzhaftigkeit sein Geheimniß nicht entdeckt, wenn ich nicht früher seine wahre Absicht errathen hätte.

Während meines damaligen Aufenthalts in Paris war man stets mit den Kriegen in Spanien und in Portugal sehr beschäftigt. In dieser Angelegenheit hatte wiederum die Kaiserin Josephine ein sehr richtiges Vorgefühl. In der Regel bekümmerte sie sich wenig um Staatsgeschäfte, theils weil das bei Napoleon übel angebracht war, und anderntheils wegen ihrer Neigung, sich lieber mit Kleinigkeiten als mit Staatsgeschäften zu befassen; sie besaß aber in allen Dingen die ihrem Gemal gelingen, oder mißlingen mogten, ein sehr richtiges Ahnungsvermögen.

Sie sagte mir damals, daß, als sie die Absicht des Kaisers erfahren habe, seinen Bruder Joseph auf den Thron von Spanien zu erheben, sie von einem erschütternden ihr übrigens unerklärbaren Schrecken befallen worden sei.

Diese instinctartige Gabe, die Zukunft zu ahnen, weil man die Folgen fühlt, kann ich mir freilich nicht erklären. Es ist aber gewiß, daß ich niemals eine Person kannte, welche in vollkommnerem Grade dieses Sehervermögen besaß. Es war dies aber eine traurige Naturgabe, denn sie war zu gleicher Zeit dadurch über Gegenwart und Zukunft in Sorgen.

Ich besuchte sie oft in Malmaison, denn Duroc versicherte mehrmals, daß der Kaiser dies nicht übel bemerke; doch

konnte er wohl denken, daß, wenn ich mit Josephine allein war, wir nicht immer im Lobe seiner erwähnten. Sein erster Freund, wie seine erste Gemalin, waren zu entschuldigen, wenn sie ihre Klagen über ihn gegen einander austauschten.

War nun gleich damals schon ein Jahr seit seiner Ehescheidung verflossen, so blutete doch noch immer darüber Josephinens Herz, und alles trug bei, diesen Schmerz zu vergrößern. Oft sagte sie mir: „Sie können sich nicht vorstellen, welchen Kummer ich seit jenem Unglückstage habe ertragen müssen! Ich begreife nicht, wie ich ihn habe überleben können! Besonders ergriff mich die häufige Beschreibung seiner Feste. Welche Zusammenkunft veranlaßte sein erster Besuch bei mir nach seiner zweiten Vermählung, und wie viele Thränen habe ich nachher vergossen? Seine Besuche sind mir eine Qual, weil er mich durchaus nicht schont. Mit welcher Grausamkeit spricht er von dem erwarteten Kinde. Bourrienne, Sie können sich vorstellen, wie verhaßt mir das ist. Lieber mögte ich tausend Meilen von hier verwiesen sein. Doch, fügte sie hinzu, blieben mir noch einige treue Freunde. Diese sind mein einziger Trost, wenn ich dessen in einigen Augenblicken fähig bin." Sie war in der That sehr unglücklich und nichts tröstete sie mehr, als wenn man sie eben so herzlich bedauerte, als sie sich über ihre Schicksale beklagte. Doch blieb sie noch immer eine solche Liebhaberin des Putzes, daß, wenn sie eine Viertel-Stunde geweint hatte, sie die Thränen vergessen und Modehändlerinnen, oder den Erfindern eines neumodischen Schmucks Audienz geben konnte. Wenn Josephine einen neuen Hut erblickte, so war sie wieder ein gewöhnliches Frauenzimmer. Als ich einmal bei einem Besuche wahrnahm, daß eine reiche Ladung von Putzsachen ihr die Ruhe wiedergegeben hatte, glaubte ich ihr wegen dieser Empfänglichkeit für solche Kleinigkeiten Glück wünschen zu müssen. „Freilich," erwiederte sie, „müßten mir solche Dinge sehr gleichgültig sein, es ist einmal bei mir Gewohnheit, mich darüber zu freuen." Josephine hätte hinzufügen können: und zugleich eine Beschäftigung, denn ohne Uebertreibung kann ich versichern, daß die Zeit, wo sie weinte, oder wo sie sich ankleidete, einen sehr beträchtlichen Raum in den Tagen ihres Lebens einnahm.

Zweites Capitel.

Unermeßliche Ausdehnung des französischen Reichs und Bonapartes Eid im Senat. — Ein Gewissensfall. — In Europa veränderten sich die Sitten, die Gesetze und das Herkommen. — Neuigkeiten aus Italien. — Liste der zum Tode und zur Verbannung aus Piemont Bestimmten. — Der italische und deutsche Character. — Alfieri weißagt über Spanien. — Wirkung eines auf Napoleons Schreibtische aufgeschlagenen Buchs. — Siege in Spanien. — Massenas Schlappe in Portugal. — Character und Stellung Massena's. — Großer Aufwand der Engländer. — Bertrand in Illyrien und Marmont in Portugal. — Ueble Lage der Armee und Marmonts schönes Betragen. — Ruhm ohne Nutzen in Spanien. — Versammlung der Cortes. — Durocs Aufklärungen. — Napoleons Halsstarrigkeit, beim Continentalsystem zu beharren — Etwas früher ohne Absicht Vergessenes. — Was Savary im Jahre 1811 sagte. — Ganz Europa wird dem Continentalsystem aufgeopfert. — Zusammentreffen mit Murat in den elyseischen Feldern. — Murats Character. — Vertraulicher Austausch der Ideen. — Warum Murat unzufrieden war. — Murat hatte Napoleons Vorhaben wegen Italien errathen. — Meine Verschwiegenheit.

Während meines Aufenthalts in Hamburg raubten mir die deutschen Angelegenheiten und mein Briefwechsel alle Zeit. Als ich in Folge der mit Frankreich vereinigten Hansestädte wieder Privatmann geworden war, konnte ich mich wieder mehr mit den Angelegenheiten des südlichen Frankreichs und Europas beschäftigen. Beide waren gewissermaßen ein Gegenstand geworden, seitdem Frankreich das Departement der Tiber zu seinen Departements rechnete. Noch einem zehnjährigen Streben, die Gränzen Frankreichs weiter hinaus zu rücken, konnte man auf dessen Boden von der Mündung der Elbe nach dem Hafen von Ostia reisen. Noch vor sechs Jahren hatte Bonaparte,

als er vom Senat die Kaiserkrone empfing, feierlich erklärt, daß er das Gebiet der Republik nicht erweitern wolle. Hätte übrigens Bonaparte hierüber Gewissensbisse empfunden, so mögte er unter seinen Theologen sein Gewissen durch die Versicherung eines Casuisten leicht beruhigt haben, daß er erst nach dem Untergange der Republik deren Gebiet erweitert habe.

Das weite französische Reich unter Napoleon glich mehr dem Römerreiche, oder dem Eroberungsreiche Karls des Großen, als wie einem neuern europäischen Reiche mit seinen Moden und politischen Schwankungen. In der That hatten in den letzten zwei Jahrhunderten bis zur französischen Revolution, oder bis zur Thronbesteigung Napoleons, keine besonderen Gränzverrückungen der europäischen Staaten, außer bei der Theilung Polens, statt gefunden, wobei Preußen und Oestreich das Versehen begingen, Rußland an Eroberungen im Westen zu gewöhnen. Unter Napoleon gestaltete sich schnell alles anders. Andere Gesetze, Sitten und Gebräuche verkündigte seine Gewalt. Das alles bildete ein in sich widerwärtiges Ganze, welches augenscheinlich brechen mußte, wenn seine Gewalt nicht mehr dasselbe zusammenhielt. In Paris gab es noch einige Bewunderer seines Gebäudes; wären aber diese aus der Mitte des Cirkels herausgetreten, so dürften sie ihr Lob sehr herabgestimmt haben. Italien war dergestalt erschöpft, daß ich von einer glaubwürdigen Person vernahm, daß, wenn die Armee des Prinzen Eugen an der Piave eine Niederlage erfahren hätte, statt daß sie dort siegte, ein in aller Stille eingeleiteter Aufstand zugleich in Piemont und im Königreiche Italien ausgebrochen sein würde, obgleich die meisten Einwohner den trefflichen Eigenschaften des Prinzen Eugen Gerechtigkeit widerfahren ließen. Ich weiß gleichfalls ganz gewiß, daß schon die Listen der zu ermordenden Franzosen verfaßt worden waren, und daß diejenigen Franzosen, welche die Strenge der kaiserlichen Regierung etwas gemäßigt hatten, blos verbannt werden sollten. Ich glaubte gern alles, was man mir von jener Abneigung der Italiäner gesagt hatte, denn ich wußte, daß dort das nämliche Mißvergnügen herrschte, welches ich in Deutschland wahrgenommen hatte; daß daher nur

dessen Wirkungen, wegen der Verschiedenheit des Nationalcharacters, sich in Italien in Aufruhr, unter meinen guten Deutschen in stiller Ergebung, und zur blutgierigsten Verzweiflung unter den Spaniern gestalten mußten. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit einer Stelle in Alfieri's 15 Jahre vor dem spanischen Kriege gedruckten Schriften, in seiner Uebersicht aller Völker Europa's: „Das spanische Volk ist zum Kampfe wider einen fremden Eroberer energisch genug." Wäre ich damals noch bei Napoleon gewesen, so würde ich, wie bei andern ähnlichen Fällen, die unschuldige List angewandt haben, auf seinen Schreibtisch die offene Stelle Alfieri's hinzulegen, um ihn anzureizen, solche zu lesen. Bisweilen achtete er nicht auf ein solches aufgeschlagenes Buch; blickte er aber hinein: so reizte ihn eine auf ihn Bezug habende Stelle, über dieselbe, in Beziehung auf das, was ihn gerade beschäftigte, weiter nachzudenken.

Wie dem auch sein mag, Alfieri hatte das spanische Volk richtig beurtheilt. Ohne zerknirscht zu werden, kann ich nicht daran denken, welche Blutströme die pyrenäische Halbinsel überschwemmten, um den Spaniern einen Joseph Bonaparte zum König zu geben.

Im Anfange des Jahres 1811 waren Frankreichs Waffen in Spanien glücklich. Am Neujahrstage nahm Marschal Suchet Tortosa, und wir erlangten ähnliche Vortheile in Portugal, wo Olivenza und Porto im Januar in die Gewalt des französischen Generals Girard fielen; wir erfochten sogar noch andere Vortheile, indem wir Pardaleras einnahmen, und die vom Herzog von Dalmatien gelieferte Schlacht bei Gebora gewannen. Aber schon im Anfange des Monats März änderte sich das Glück unsrer Waffen. Der Herzog von Belluno konnte bei aller Tapferkeit seiner Truppen in der Schlacht bei Chiclana das Glück der Adler nicht länger fesseln, und seit jenem Treffen vermogte die französische Armee nichts mehr wider die brittisch-portugiesische auszurichten. Selbst der unter Wiens Mauern mit dem Titel eines Herzogs von Eßlingen belohnte Massena war nicht mehr das Kind des Sieges, wie bei Zürich.

Da ich gerade von Massena rede, so ergreife ich die Gelegenheit, um zu sagen, daß er kein Freund der in der Form der kaiserlichen Verwaltung veränderten Regierung war. Massena liebte ungemein zwei Dinge: den Ruhm und das Geld; was aber die Ehrenstellen betraf, so machte er sich daraus nichts, wenn sie nicht aus der militairischen Befehlshaberschaft stammten. Dagegen war er noch immer ein Republikaner, weil er unter der Republik die rühmlichsten Thaten seiner kriegerischen Laufbahn vollbracht hatte. Uebrigens gehörte er zu den Marschälen, welche gern gesehen hätten, daß Bonaparte seinem Ehrgeize ein Ziel steckte, da er seit dem Anfange der Republik Thaten genug verrichtet hatte, um sich nun einen ruhigen Genuß seines übrigen Lebens zu wünschen. Auch war damals seine Gesundheit hinfällig. Was vermogte er wider die Engländer in Portugal auszurichten? Die vereinigte Macht der Britten und Portugiesen nahm täglich zu, und die unsrige ab. Es kostete den Engländern nichts, um sich in dem begonnenen großen Kampfe Vortheile zu verschaffen, und da sie das Gold mit vollen Händen auswarfen, so war ihr Alles baar bezahlendes Heer überflüssig mit Lebensmitteln und Munition versehen. Wollten nun die Franzosen nicht die Parthei der Engländer im Lande vergrößern, so mußten sie, bei weit kleinerem Baar in den Cassen, die Subsistenz ebenfalls bezahlen. Dennoch entstanden überall Aufstände wider die Franzosen; die bewaffneten Insurgenten vernichteten unsre Nachzügler, und die Gegenwart der Alles bezahlenden Engländer reizte die Eingebornen wider uns auf; denn ohne englischen Beistand konnte Niemandem einfallen, daß Portugals Bevölkerung sich wider Frankreich hätte behaupten können. Aber die Gefechte, die böse Jahreszeit, die Entbehrungen und allerhand Elend hatten die Franzosen hingerafft, und das Heer bedurfte Ruhe, um sich zu erholen und wieder angriffsweise zu verfahren. Massena wurde wegen seiner schwachen Gesundheit zurückberufen, da er persönlich außer Stande war, die Armee wieder im Felde auftreten zu lassen.

In solcher Lage der Dinge schickte Napoleon Bertrand nach Illyrien an Marmonts Stelle, und Marmont ersetzte wiederum Massena in Portugal. Als letzterer die Füh=

rung des Heers übernahm, fand er solches in einem bedauernswürdigen Zustande. Mit größter Schwierigkeit konnte er die Armee unterhalten, und hart waren die Mittel, wodurch er solcher die Subsistenz verschaffen mußte. Unordnung und Mangel an Mannszucht waren so arg, daß man diese traurige Lage kaum darstellen kann. Zwar stellte Marmont die Ordnung wieder her, und befand sich bald wieder an der Spitze von 30,000 Mann guter Infanteristen mit 40 Kanonen; aber er konnte nur ein kleines und schlecht berittenes Corps Reiter sammeln.

Ungefähr die nämlichen Erscheinungen boten sich im Anfange des Jahrs 1811 in Spanien und in Portugal dar; zwar hatten wir glückliche Erfolge, sie wurden aber so theuer erkauft, daß man das unglückliche Ende des Kampfes schon voraussehen konnte; denn wenn ein Volk auf seinem eigenen Boden für seine Unabhängigkeit kämpft, so vermindern sich stets die Schaaren der Angreifer, und in größerer Menge vermehren sich die bewaffneten Bevölkerungen, wenn ihnen glückliche Erfolge zu Theil werden. Man kann ein aufgeriebenes Regiment nicht schnell wieder herstellen. Wenn aber in einem insurgirten Volke ein Dorf abgebrannt wird, so kann ein solcher Schritt einer ganzen Provinz Gelegenheit geben, sich zu bewaffnen. Bedeckten sich die Heere Soults und Suchets zu Tortosa, Olivenza und Gebora mit Ruhm, so wurde bei Badajoz dieser mit spanischem Blute genetzte Ruhm unnütz; denn der allgemeine Aufstand war den Spaniern eine heilige Pflicht geworden, welchem die jüngste Versammlung der Cortes auf der Insel Leon gewissermaßen einen nationalen Character gab, weil Spanien in dem Andenken an seine alten Freiheiten den Schatten einer Regierung und einen Mittelpunct fand, um welchen sich die Vertheidiger des Vaterlandes sammeln konnten.

In Paris war damals in den Gesellschaften der Krieg in Spanien der Hauptstoff der Unterhaltung, wovon man wegen der lückenhaften amtlich mitgetheilten Berichte wenig erfuhr. Durch Duroc erfuhr ich, daß der Krieg in Spanien ihm manche richtigere Ansicht, als seine früheren waren, gewährte. Er sagte mir einmal: „Die guten Nachrichten aus Spanien er-

schrecken mich fast eben so sehr, als die schlimmen. Das Land wird dem Kaiser am Ende Unglück bringen." Auch versicherte er, daß ihm der Kaiser mehr als einmal gesagt habe, es sei ihm leid, daß er in diesen Krieg verwickelt worden wäre. Seitdem er aber dort die Engländer bekämpfen müsse, könne ihn nichts bewegen, diesen Krieg und überhaupt die Vertheidigung des Continentalsystems aufzugeben. Ich theilte meine Gedanken darüber offen Duroc mit, so wie dem Herzog von Rovigo, wie ich es mir auch in diesen Denkwürdigkeiten erlaubt habe.

Bei Gelegenheit dieses traurigen Continentalsystems erinnere ich mich in diesem Augenblicke, daß ich früher bei der Erzählung meiner Conferenzen mit Savary den Umstand vergessen hatte, daß ich es übernahm, Herrn Lafitte zu einer Unterhaltung mit dem Minister einzuladen. Ich fand in einer verloren geglaubten Anschrift einer Thatsache erwähnt, welche auf unsere Unterhaltung mit Savary Bezug hatte. Der folgende Paragraph ist ein getreuer Auszug jener Note.

„Wenn ich mit Savary über das Continentalsystem redete, so habe ich ihm stets alles Böse gesagt, was ich darüber dachte. Gestern*) habe ich ihn bewogen, sich darüber von Herrn Lafitte unterhalten zu lassen, als ich fand, daß er von allem Gehässigen und Lächerlichen des Continentalsystems fast überzeugt war. Savary antwortete mir: Du hast recht, ich glaube, daß ich wohl thun werde, Herrn Lafitte zu sehen, aber der Kaiser liebt ihn nicht, weil ihm seine politischen Grundsätze mißfallen. Man macht oft wider ihn Anzeigen, welche ich dann suchen muß zu widerlegen. Ich erwiederte dem Minister: „Achte wohl darauf, daß ich weder von Freundschaft, noch von einer Verfassung, noch von Politik, sondern nur vom Gelde rede. Herr Lafitte kann in nicht positiven Dingen sehr Unrecht haben, ich versichere Dir aber, daß er von Finanzsachen mehr, als dein Herr versteht. Daß er ein geschickter Finanzmann und da-

---

*) Da meine Note kein Datum hat: so kann ich freilich den Tag gestern nicht näher bezeichnen, als daß er einer der Tage im Februar des Jahres 1811 war.

bei rechtschaffen ist, darüber ist man mit sich einig. Du weißt, daß ich Dir oft gesagt habe, daß der Kaiser vom öffentlichen Credit, vom Cours der Staatseffecten, vom Wechselwesen zwischen zwei Handelsplätzen gar nichts verstände. Höre Herrn Lafitte darüber sprechen, so wirst Du Dich besser belehren." Dies ist der Auszug einer Note, welche ich am Tage nach unserm Gespräche verfaßte. Savary trug mir auf, Herrn Lafitte zu bitten, ihn zu besuchen. Wirklich hatten wir drei eine lange Conferenz, deren Inhalt und Resultat ich im vorigen Bande erzählt habe.

Man kann es nicht leugnen, daß dieses schreckliche System, wenn nicht die eventuelle Ursache des Sturzes Napoleons war, doch dessen schnellen Fall beschleunigte. Man betrachte einmal die glänzende Lage seines Reichs im Jahre 1811 und die allgemeine nachtheilige Wirkung des Continentalsystems in ganz Europa, indem es den mächtigsten aller jemals begründeten Throne untergrub, so daß er sich nur noch drei Jahre in seiner Macht und in seinem Glanze erhalten konnte.

Ich habe gesagt, daß Napoleon das Continentalsystem in Spanien vertheidigte, was auch keinen Zweifel hat, weil man ihn überzeugt hatte, daß die strenge Vollziehung dieses Systems dem Handel Englands eine tödtliche Wunde schlagen werde. Uebrigens erfuhr ich durch Duroc einen in dieser Untersuchung bemerkenswerthen Umstand: Napoleon sagte ihm einmal: „Ich lege nicht mehr viel Werth darauf, daß Joseph König in Spanien ist, und er eben so wenig. Ich mögte den Ersten Besten dort auf den Thron setzen, wenn er nur seine Hafen den Engländern verschließen kann." Wer belästigte übrigens das französische Reich mit dem Besitz von Holland? Der hartnäckige Wille des Kaisers, daß die Holländer die Last seines unglücklichen Systems tragen sollten. Warum vereinigte er die Hansestädte mit dem französischen Reiche, und streute dadurch den Samen des Mißvergnügens aus, welcher in ganz Deutschland keimte und sich verbreitete? Wieder aus der nämlichen Ursache. Welche unpolitische Wuth hatte Napoleon besessen, um sich des Herzogthums Oldenburg zu bemächtigen, ohne zu erwägen, daß der Sohn des Herzogs ein Schwager des Kaisers Alexander war? Stets die strenge Vollziehung seines unseeligen Continen-

talsystems. Hier verhehlte ich mir zwar nicht, daß die Bande des Bluts in der Politik wenig Gewicht haben, was Napoleon später erfuhr, aber sie bieten denen, welche sich darauf berufen und für ihre Politik arbeiten, einen bequemen Vorwand an. Die Politik der Reiche Rußland, Schweden, Dänemark und Preußen verlangte damals, sich seinen unersättlichen Forderungen zu entziehen.

Wie hatte übrigens Napoleon diese Bande des Bluts, welche den Rüstungen der Russen einen ehrenvollen Anschein verliehen, gegen seinen Bruder Louis geachtet? Man hat dies gesehen; und wie wenig achtete er solche gegen Murat, welchen er erst zum Schwager des Oberconsuls nicht vornehm genug fand und hernach zum König von Neapel machte. Auch ihm wollte er das Joch seines gehässigen Continentalsystems auferlegen und ihn zwingen, dessen volle Schwere seinen Unterthanen aufzuerlegen, welche er zu regieren berufen worden war.

Murat war in Paris eingetroffen, um Zeuge der Entbindung der Kaiserin zu sein. Während seines Aufenthalts in Paris sah ich ihn einigemal. Wir hatten beide im besten Einverständniß mit einander gelebt, und ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich nur gegen seine Diener und diejenigen, welche ihn bloß als König gekannt hatten, wie ein König betrug. Acht oder zehn Tage nach der Geburt des Königs von Rom, eine Begebenheit, von der ich später mehr sagen werde, ging ich Morgens um 9 Uhr in einer der Alleen der elyseischen Felder, welche an die Vorstadt Saint-Honoré stoßen, als mir Murat zur Seite stand, welchen ich früher nicht wahrgenommen hatte. Er war allein, und trug einen blauen Ueberrock. Wir befanden uns gerade gegen den Garten seiner Schwester der Prinzessin Borghese über. Nun, mein lieber Bourrienne, sagte Murat, nach der ersten Höflichkeitsbegrüßung, was machen Sie denn jetzt? Ich erzählte ihm, wie mich Napoleon, damit ich in Hamburg zur Zeit der Vereinigung der Stadt mit Frankreich nicht zugegen wäre, unter dem Vorwande vertraulicher Besprechung hieher beschieden habe. Noch stelle ich mir Joachims schöne und bewegliche Statur vor, als ich ihn Sire und Eure Majestät anredete. „Wozu das,

sind wir denn nicht mehr alte Cameraden? Der Kaiser handelt gegen Sie ungerecht, aber gegen wen ist er das nicht? Bei seiner Ungnade befindet man sich besser, als bei seiner Gunst, denn er läßt sich diese theuer bezahlen. Er sagt, er habe uns zu Königen gemacht, aber haben wir ihn nicht vorher zum Kaiser erhoben? . Sehen Sie, mein Freund, den ich so lange kenne, Ihnen kann ich mein Glaubensbekenntniß ablegen, mein Degen, mein Blut, mein Leben sind dem Kaiser gewidmet. Wenn er mich ins Schlachtfeld herbeiruft, um seine und Frankreichs Feinde zu bekämpfen, so bin ich nicht mehr König und werde wieder Marschal; aber mehr muß er auch nicht verlangen. In Neapel will ich König von Neapel sein, und ich habe nicht Lust, seinen falschen Schritten das Leben, den Wohlstand und das Interesse meiner Unterthanen aufzuopfern. Er muß nicht glauben, daß er mich als Ludwig behandeln kann. Denn ich bin bereit, wenn es sein muß, die Rechte des Volks, dessen Regierung er mir anvertrauete, wider ihn selbst zu vertheidigen. Bin ich denn bloß König unter den Vortruppen?" Dies letzte Wort Murats schien mir besonders merkwürdig aus seinem Munde, da er sonst sich immer nur bei den Vortruppen des Heers befunden hatte. Er schien mir mit Gewandtheit seine Pflichten als König und als Krieger zu verbinden.

Murat und ich spazierten ungefähr eine halbe Stunde. Während dieses Gespräches ließ er mich wissen, daß seine Hauptbeschwerde wider den Kaiser darin liege, daß er ihn erst auf den Vorposten gestellt und nachher seiner eigenen Selbsthülfe überlassen habe. „Als ich in Neapel ankam, erfuhr ich, daß man mich ermorden wolle. Was habe ich gethan, ich hielt ganz allein meinen Einzug in die Stadt, am hellen Tage, in einem offenen Wagen, denn ich wollte lieber am ersten Tage ermordet werden, als in steter Furcht solcher Gefahr zu leben. Ich nahm sofort einen Angriff wider die Insel Ischia vor, welcher gelang. Einen zweiten Angriff wagte ich wider Sicilien, und ich weiß gewiß, daß er mir ebenfalls gelungen sein würde, wenn mir der Kaiser, wie er es versprochen hatte, die Touloner Flotte zum Beistand gesandt hätte. Statt der Absendung gab er Gegenbefehle. Er spielte auf solche Art Ma-

zarins Rolle, und wollte mich eben so behandeln, als dieser es mit dem Herzoge von Guise gemacht hatte. Jetzt begreife ich seinen Plan sehr wohl. Seitdem er seinem Sohne den Titel eines Königs von Rom gegeben hat, hegt er den geheimen Gedanken, daß er mir den Thron von Neapel nur provisorisch gegeben habe. Neapel ist nach seiner Ansicht eine Pertinenz von Rom, auch will er ganz Italien in einen Staat verwandeln. Wenn er mich aber aufs Aeußerste treibt, so werde ich ihn entweder daran verhindern, oder mit den Waffen in der Hand unterliegen."

Ich war so klug und wenigstens so vorsichtig, Murat nicht zu verrathen, wie richtig er die früher erwähnten Plane des Kaisers mit Italien beurtheilt habe. Als er aber vom Continentalsystem, meinem großen Steckenpferde oder Dada, wie Sterne sich ausdrückt, redete, so sagte ich ihm alles, was ich dem Kronprinzen von Schweden gesagt hatte. Er war, wie der Erfolg gezeigt hatte, sehr empfänglich für meinen Rath. In der That trennte die verschiedene Ansicht Murats und des Kaisers über das Continentalsystem die Politik beider Monarchen und zwang den neuen König von Neapel, unter den Fürsten, welche wider Frankreich Krieg führten, Verbündete zu suchen. Man hat sich verschieden über die Frage erklärt, ob Murat in diesem Falle recht handelte; mein lakonisches Urtheil ist: als französischer Reichsmarschal hatte er Unrecht, und als König von Neapel Recht.

Drittes Capitel.

Die neuen Titel und alten Namen. — Das Reich der Gewohnheit. — Fouché legte wenig Werth auf seinen Herzog-Titel. — Fouché ist von Paris abwesend. — Gedichte, welche dieser auf Napoleons Vermählung requirirte. — Savarys Wohlwollen gegen die Gelehrten. — Fantasie der dichtenden Höflinge. — Honorare der Polizei. — Die mit einigen Ausnahmen lobhudelnden Dichter. — Herr von Chateaubriand und Herr Lemercier. — Tod Cheniers und wer ihn ersetzte. — Unterhaltung von ganz Paris. — Allgemeine Muthmaßungen über die Ernennung und über die Rede des Herrn von Chateaubriand. — Einen Königsmörder kann man nicht loben. — Commissarische Prüfung einer Rede. — Zwei Partheien in der Akademie. — Napoleon liest Chateaubriands Rede. — Napoleons Unwille und Drohung. — Erneuerte alte Beschwerden und Ursache, warum der Merkur unterdrückt wurde. — Napoleon verglichen mit Nero. — Meine Meinung hierüber. — Verschiedenheit der Worte und Handlungen. — Eine frühere Erinnerung. — Zwei im Institut erledigte Plätze. — Die Herrn Lemercier und Esmenard. — Doppelter an den Kaiser gerichteter Vorschlag. — Leidenschaftlicher Zorn. —

Ich bitte die Prinzen und Herzöge des Reichs um Verzeihung, wenn ich sie so oft bei ihrem republikanischen Namen nenne. Es ist dies keine bösliche Verweigerung ihrer wohlverdienten Titel, welche einige derselben durch ihr auf Schlachtfeldern vergossenes Blut bezahlten, sondern so meine Weise. So pflegten Josephine und ich, wenn wir vom Kaiser redeten, ihn stets Bonaparte zu nennen. Ich kann nicht oft genug wiederholen, warum ich dieses anführe; die Ursache ist: mein Einfall und andere sich unerwartet einschleichende Einfälle haben keinen andern Ursprung, als Willkür, indem ich meine Einfälle gehen lasse. Uebrigens setzten die Marschäle auf ihre Adelstitel weniger Werth,

als die Herzöge und Grafen aus dem Civilstande. Unter allen Kindern der Republik war niemand auf seinen Grafentitel eiteler, als Regnault de Saint Jean d'Angely, und von allen Vätern der Revolution achtete seinen Adelstitel niemand weniger, als der Herzog von Otranto. Nur einmal, und zwar nach dem Falle des napoleonischen Reichs, machte er ihm Freude, worüber ich unten mehr sagen werde.

Ich sage, daß ich Fouché nicht liebte, und man hat gesehen, warum; ich konnte seine Manier nicht leiden, sein Polizeireich unabhängig von Frankreich zu stellen. Als ich nach Paris zurückkehrte, war er nicht mehr dort, aber dieser nur zu berüchtigte Mann war oft der Gegenstand meiner Unterhaltung mit Savary, den ich aus der eben angeführten Ursache nicht immer Herzog von Rovigo nenne. Weil er Fouchés Nachfolger war, so konnte Niemand besser die Betrügereien der Verwaltung Fouchés kennen. Fouché wußte, daß der Kaiser die Schönwissenschafter nicht leiden konnte; dennoch wandte Fouché vor, daß er deren Zöglinge ermuntern wolle, und hatte doch nur die Absicht, sie durch requirirte Gelegenheitsgedichte zn entehren. Auch wird man bemerkt haben, daß Napoleon nicht laut werden lassen wollte, warum er diese ausgezeichnete Klasse der Gelehrten haßte. Doch waren diejenigen, welche ausschließungsweise seinen Ruhm und seine Größe priesen, sicher, daß sie ihm willkommen waren, und es fehlte an solchen Schmeichlern nicht. Weil Karl der Große und Ludwig XIV. manchen Glanz ihrer Regierung dem Weihrauch der schöngeistigen Schriftsteller verdankten: so wollten Bonaparte und Fouché den Anschein haben, die schöngeistigen Talente zu ermuntern; nur sollten sie niemals Fragen der höheren Philosophie, der Unabhängigkeit der Menschen und der bürgerlichen und politischen Rechte aufstellen. Desto höher schätzte Bonaparte die Gelehrten der positiven Wissenschaften; die Aesthetiker waren für ihn ein entbehrlicher Schmuck der Kaiserkrone.

Die Vermählung des Kaisers mit einer Erzherzogin von Oestreich hatte das Dichterfeuer aller ihm den Hof machenden Dichter aufgeregt. In diesem Kampfe gröberer und feinerer Schmeichler wurden die falschen Götter vom wahren Gotte besiegt, denn

ungeachtet aller Bewundrung der Schüler Apollos erreichten sie doch nicht die Uebertreibungen der bischöflichen Hirtenbriefe. Bei solcher Gelegenheit beschäftigte Savary, der aus Liebe zum Kaiser gern jedes Echo zu seinem Ruhme erschallen ließ, sich besonders mit den schönen Geistern. Er versicherte mir, daß die meisten, Paris überschwemmenden, der Begebenheit gewidmeten Lieder von seinem Vorgänger, wie ich gern glaube, requirirt worden waren. Es mußte daher der Herzog von Rovigo unter den Verfassern so vieler Gedichte die Beweise der kaiserlichen Freigebigkeit vertheilen. Die Verfasser hätten bedenken sollen, daß schon der Titel seines Ministerium sie brandmarkte.

Bekanntlich war ich zur Zeit der Vermählung Napoleons mit Marie Louise nicht in Paris, wohl aber als der König von Rom geboren wurde, und aus der damaligen Fruchtbarkeit der Sänger konnte ich diejenige des vorigen Jahres entnehmen. Ich tadele keine Regierung, welche den Schriftstellern Pensionen und Geschenke verleihet; aber ich wünsche, daß nur wirklich nützliche Werke solche Preise erringen, und daß sie kein Lohn für geopferten Weihrauch sein mögen. Aber die Schmeichelei ist eine Krankheit des menschlichen Geistes, welche schon bei der Schöpfung der Welt begann und erst mit ihrer Auflösung ausgehen wird. In jenen Zeiten, wo das Bedürfniß, sich vorzudrängen, sich mancher Geister bemächtigte, pflegten doch die erhabnern Köpfe auf die öffentliche Achtung so viel Werth zu legen, daß sie in den Zeiten eines fast allgemeinen Verderbnisses ihre Unabhängigkeit behaupteten, wie dies bei Lemercier und Herrn von Chateaubriand der Fall war. Ich befand mich gerade in Paris im Frühjahr 1811. in der Zeit, wo nach Cheniers Tode Chateaubriands zahlreiche Freunde in der zweiten Classe des Instituts ihn Chenier zum Nachfolger geben wollten. Weil Herr von Chateaubriand eine so hohe literarische Achtung genoß und man sich seines edlen Betrageus bei der Hinrichtung des Herzogs von Enghien erinnerte, und Chateaubriand ein viel höheres Genie als Chenier war: so hatte diese Wahl eine mehr als literarische Wichtigkeit. Ich fand damals Gelegenheit, darüber mit Herrn von Fontanes zu reden, welcher die Wahl Chateaubriands ungemein betrieb

und Herrn von Chateaubriand bewog, sich, weil die Lächerlichkeit herkömmlich war, um den Platz zu bewerben, da die Akademie ihrer Würde etwas zu vergeben glaubte, wenn sie ohne Bewerbung dem Talent ihre Palme darreichte. Ich darf hinzufügen, daß ich darüber mit Savary redete und ihn sehr geneigt fand, Chateaubriands Wunsch zu fördern, falls nur nicht der Kaiser entgegen wäre; auch sah es Savary als einen Triumph an, daß er nicht gar zu viele Schwierigkeiten gefunden habe.

Auf solche Art wurde Herr von Chateaubriand, mit einer großen Mehrheit der Stimmen, Mitglied des Nationalinstituts. Nun war Paris voller Erwartung, wie der Verfasser des Geistes des Christenthums und der treue Vertheidiger der Bourbonne, sich schmiegen werde, das Lob eines Königsmörders auszusprechen. Als er in das Institut eingeführt wurde, wagte er in seiner in Abschrift umlaufenden Rede, welche, wie ich seitdem erfuhr, nicht ganz genau wär, vom Tode Ludwig XVI. zu reden und sich wider die Königsmörder auszusprechen. Dies konnte nun freilich Bonaparte nicht mißfallen, wohl aber, daß Herr von Chateaubriand zugleich zu Gunsten der Freiheit ein Glaubensbekenntniß ablegte, welche zum gelehrten Stande ihre Zuflucht nehme; wenn solche der politische Körper verbanne. Dergleichen hieß damals sehr kühn; denn wenn Bonaparte insgeheim sich freute, daß ein heldenmüthiger Mann Ludwig XVI. Richter geißelte, so verwalteten doch manche derselben hohe Würden. Cambacères war der zweite Mann im Staat, obgleich er vom ersten Manne sehr weit abstand, Merlin von Douay war allmächtig, und man weiß, wie sehr die Freiheit in der damaligen Militairregierung unterdrückt war.

Ich bin hier so umständlich, indeß ich manche Thatsachen erst nach meiner Rückkehr von Hamburg erfuhr, wohin ich abzureisen im Begriff stand: denn am 29sten April ernannte man eine Commission, um die Rede des Herrn von Chateaubriand zu untersuchen. Drei bis vier Tage später reiste ich von Paris ab. Ich frühstückte gerade beim Herzog von Rovigo, welchen ich drei oder viermal wöchentlich besuchte, an dem Tage, wo die Commission ernannt wurde. Die Herrn Suard, de Segur, de

Fontanes mit einigen andern Mitgliedern des Instituts der nämlichen Klasse, waren der Meinung, daß die Rede ohne Abänderung gesprochen werden könne. Als Napoleon von dem Vorgange Kenntniß erhielt, verlangte er die Rede zu sehen, welche ihm Herr Darû brachte. Nachdem er sie gelesen hatte, schrie er: „Wenn die Rede gehalten worden wäre, so hätte ich den Zugang zum Institut zumauern und Herrn von Chateaubriand lebenslänglich in den tiefsten Kerker stecken lassen.“ An diesem unzarten Ausruf, den ich später erfuhr und Duroc bestätigte, erkannte ich Napoleons natürliche Heftigkeit in der ersten Aufwallung seines Zorns. Der Sturm heulte lange; endlich kam es zu versöhnenden Maßregeln. Der Kaiser forderte, daß Chateaubriand eine andere Rede einliefern solle, indeß sich dieser trotz aller Drohungen weigerte. Wohlwollende Freundinnen und Freunde des Herrn von Chateaubriand vermittelten die Sache; so wandte sich Madame Gay an Madame de Saint-Jean-d'Angely bei ihrem Gemal für den Verfasser des genie du christianisme, und ehrenvoll wirkten die Herren de Montalivet und Savary mit, den ersten Unwillen des Kaisers zu dämpfen; aber wenn er vom Herrn von Chateaubriand reden hörte, erinnerte er sich stets des Umstands, warum er seinen Abschied aus dem Dienste Napoleons nahm. Auch hatte Napoleon seitdem einen andern Groll gegen ihn. Herr von Chateaubriand hatte im Merkur einen Artikel über eine Reise des Herrn Alexandre de la Borde drucken lassen, und dieser in Paris mit Beifall aufgenommene Artikel veranlaßte die Unterdrückung des Merkurs. Besonders anzüglich war die Phrase: „Vergebens triumphirt Nero; sein Tacitus ist schon im Reiche geboren.“ Bei dieser Gelegenheit muß ich wiederholen, daß die Vergleichung Bonapartes mit Nero eine Uebertreibung war. Der Ehrgeiz ließ Bonaparte politische Verbrechen begehen, aber im Privatleben war kein Mann weniger grausam oder blutdürstig als er. So sehr ich auch des Herrn von Chateaubriands Talente und Character bewundere, so wird mich doch keine menschliche Macht bewegen, eine solche Vergleichung als richtig anzuerkennen. Zugleich bewundere ich aber doch den Muth Chateaubriands, so etwas in der Allmachtsperiode Napoleons zu wagen. Der Beweis, daß er Nero nicht glich,

liegt darin, daß er es beim Reden wider Chateaubriand bewenden ließ. „Glaubt denn Chateaubriand, daß ich so einfältig bin, ihn nicht zu verstehen? Wenn er so fortfährt, werde ich ihn auf den Stufen zu den Tuilerien niedersäbeln lassen.“ Das war freilich Napoleons Sprache, aber Nero hätte gethan, was Jener drohete. Zwischen Drohen und Handeln ist ein großer Unterschied.

Chateaubriands Rede hatte Napoleons Erinnerung und heftige Feindschaft von neuem aufgeregt; er wurde daher befehligt, sich aus Paris zu entfernen. Herr v. Darû gab dem Verfasser zu Saint-Cloud das von Bonaparte zerrissene und mit Bleistifts-Ausstreichungen versehene Manuscript zurück, welches er vermuthlich aufbewahrt haben wird. Ohne es zu kennen, wage ich zu versichern, daß der kaiserliche Bleistift die von der Freiheit handelnde Redensart nicht verschont haben wird. Es liefen im Publicum Abschriften der Rede um, doch war der wahre Text verstümmelt; man hat mir versichert, daß sie auch gedruckt worden sei, ich habe aber kein solches Exemplar gesehen, und da diese Rede nicht in den Werken des Herrn von Chateaubriand abgedruckt worden ist: so schließe ich, daß der Redner sie noch nicht ins Publicum gelangen lassen wollte.

Dies waren die Hauptumstände der Wahl des Herrn von Chateaubriand zum Mitgliede des Instituts. Ich lasse hierauf einige Thatsachen über die Wahl des Herrn Lemercier folgen, welcher ein in Malmaison sehr bekannter Hausfreund war. Sie belegen wiederum die Neigung Bonapartes, seinen Groll durchaus nicht unterdrücken zu können.

Seitdem das Kaiserreich gestiftet worden war, kam Herr Lemercier weder nach den Tuilerien, noch nach Saint-Cloud, noch nach Malmaison, wo wir uns in der Gesellschaft von Madame Bonaparte befunden hatten, als sie noch hoffte, keine Kaiserin zu werden. Zwei Stellen waren zugleich in der zweiten Classe des Instituts offen, in welcher noch einige der Freiheit anhingen. Da diese Parthei nicht beide erledigte Plätze zugleich besetzen konnte: so begnügte man sich, ein Mitglied zu ernennen, unter der gegenseitigen Bedingung, den von der Regierung begünstigten Canditaten ebenfalls wählen zu wollen,

und daß die Parthei der Regierung sich der Wahl der Parthei der Freiheit nicht widersetzen werde. Die liberale Parthei des Instituts warf ihre Augen auf Herrn Lemercier; da man aber seine ältere Verbindung mit Herrn von Chateaubriand und deren Bruch kannte: so fragte man erst Lemercier, ob er auch irgend etwas thun wolle, was ihre Wahl compromittiren könnte. Der nämliche Chenier, welchen Herr von Chateaubriand später ersetzte, mußte mit Herrn Lemercier reden, um sicher zu sein, daß er mit den Collegen in den Tuilerien erscheinen werde, und besonders, wenn der neu Erwählte, nach dem Herkommen, dem Kaiser vorgestellt werden würde. Herr Lemercier versicherte, daß er niemals wider das Herkommen und den Nutzen des Instituts handeln werde. Der Candidat der Regierung war Herr Esmenard, Verfasser des Gedichts über die Schifffahrt, wovon Savary damals oft mit vielem Lobe redete; auch er wurde erwählt. Die beiden neuen Akademiker wurden zu gleicher Zeit dem Kaiser vorgestellt, in einer Audienz von mehr als 400 Personen. Von einem der Anwesenden erfuhr ich folgendes. Sobald der Kaiser Herrn Lemercier gewahr wurde, für den er lange viele Freundschaft zu empfinden sich gestellt hatte, näherte er sich ihm mit dem liebreichen Scherz: „Schön ist es, Lemercier, daß Sie jetzt den Lehrstuhl in der Akademie erlangt haben." Ohne eine Sylbe zu antworten, bückte sich Lemercier tief. Aergerlich über dieses Stillschweigen wandte sich der Kaiser schnell wie der Blitz nach Esmenard, da doch dieser ihm keineswegs mißfallen konnte, mit der groben Aeußerung: „Ei, Esmenard, sind Sie noch in den Diensten der Polizei?" was er sehr laut aussprach, so daß es jeder Anwesende hörte. Ohne Zweifel verlieh diese beschimpfende, übel ausgelegte Anrede den Feinden des Dichters Waffen, um diesen ehrenwerthen Mann anzugreifen und seine öffentlichen Amtshandlungen, welche er mit Talent vollzog, und seinen Geist ungerecht in Schatten zu stellen. Wer aber Napoleons Character kannte, der mußte ihn in diesem Zuge des Auffahrens wieder erkennen.

Viertes Capitel.

Vermutheter Triumph meiner Feinde. — Geburt des Königs von Rom. — Verbreitete Verläumdung. — Versicherung Corvisarts. — Aufrichtiger Enthusiasmus bei der Geburt des Sohnes Napoleons. — Frankreichs Zustand im Jahre 1811. — 57 Millionen Menschen sind Napoleons Unterthanen. — Meine Abreise nach Hamburg. — Betrachtungen auf dem Wege dahin und daselbst. — Traurige Lage der Hansestädte. — Davoust mißbraucht seine Gewalt. — Herr von Chaban ist ein entfernter Verwandter Josephinens. — Seine frühern Schicksale und besonderes Zusammentreffen mit Rochambeau. — Er kann nicht die Senatorwürde erlangen. — Den Hansestädten auferlegte Lasten. — 200,000 Mann fanden dort Quartier und wurden gekleidet. — Wichtige Begebenheiten, während ich in Hamburg verweilte. — Napoleons Streit mit dem Papst. — Die Deputationen beim heiligen Vater richten nichts aus. — Der Cardinal Fesch spricht für den Papst. — Was Fesch Napoleon antwortete. — Berufung eines Concilium — Dessen schnelle Auflösung und die Bischöfe zu Vincennes. — Napoleons neue Reise nach Holland. — Die Sprache der Schmeichler und die Wahrheit.

Es war zu Anfange des Jahres 1811, als ich Paris verließ, wohin ich gekommen war, in der Hoffnung vom Kaiser Glückwünsche zu empfangen und begründete Hoffnungen bestätigt zu sehen. Jetzt täuschten mich nicht mehr, wie im Anfange des Consulats, Hoffnungen, welche ich nicht in Erfüllung treten sah; wohl aber sah ich, da Bonaparte mir nicht einmal hatte Audienz geben wollen, daß die Verläumdungen meiner Feinde obsiegen würden, und daß ich keinen veränderten Beschluß von einem despotischen Herrn erwarten dürfte, welchen seine Ungerechtigkeit noch ungerechter machte. Er besaß nun, was er so lange und so heiß gewünscht hatte, einen Sohn seines Bluts, einen Erben seines Namens, seiner Macht und seiner Krone. Hier muß ich die Wahrheit erklären, daß alles, was übler Wille damals über die Geburt

des Königs von Rom verbreitete, grundfalsch ist. Mein Freund Corvisart, welcher Marie Louise bei der langen und schweren Entbindung nicht einen Augenblick verlassen hatte, ließ darüber auch nicht den mindesten Zweifel übrig, und es ist eben so wahr, daß der junge Prinz bei dem der Kaiser von Oestreich Gevatterstelle vertrat, der Sohn Napoleons und der Erzherzogin Marie Louise ist, als es falsch ist, daß Napoleon Vater ist des ältesten Sohns der Kinder Hortensias. Auch ist es wahr, daß die Geburt eines Sohns Napoleons mit allgemeiner Freude vernommen wurde. Man glaubte an die Dauer der Regierung mit einer festen Zukunft, und einer neuen mit Nachkommenschaft begabten Dynastie. Unter glänzenderen Aussichten wurde niemals ein Kind geboren.

Der Kaiser befand sich seit der Geburt seines Sohnes bis zum Anfange der Unfälle in Moskau auf der Spitze seiner Macht. Das französische Reich begriff damals, mit Inbegriff der Staaten der kaiserlichen Familie, nahe an 57 Millionen Einwohner *), aber der Augenblick näherte sich, wo diese in neueren

*) Die mittelbar oder unmittelbar Napoleon unterworfenen Völker waren:

Frankreich, welches mit den vereinigten Departements, Holland den Hansestädten, Piemont, Genua, Wallis, Parma und Piacenza, Toskana und dem Kirchenstaat in 130 Departements, zählte	42,365,434
Die illyrischen Provinzen in eilf Abtheilungen	1,531,000
Das Königreich Italien in 24 Departements	6,662,331
Die Republik San Marino	7,000
Das Königreich Neapel in 14 Provinzen	5,990,000
Die Fürstenthümer Lucca und Piombino	179,000
Das Fürstenthum Benevent	20,000
„ „ Pontocorvo	6,000
Summa	56,760,765

Note. Ich begreife in dieser Berechnung nicht mit die damalige Bevölkerung von zehn und einer halben Million Menschen in Spanien, obgleich man sie ebenfalls zu den Vasallen des französischen Reiches rechnete.

Zeiten unerhörte Macht abnehmen und in sich verfallen sollte. Auf der Reise von Paris nach Hamburg war ich nicht froh, und hatte volle Muße, über den großen Wechsel des Glücks, welchen ich seit langer Zeit voraussah, meine Betrachtungen anzustellen. Indem ich den Enthusiasmus der Franzosen bei der Geburt eines Kronerben gerecht fand, war ich nicht blind in Ansehung des Unglücks so vieler Völker, dessen Zeuge ich lange gewesen war, dessen Trauerfarben sich noch mehr durch alle erdenkliche Erpressungen geschwärzt hatten.

Aus allem, was ich früher über meinen Aufenthalt in Deutschland gesagt hatte, hat man gesehen, wie sehr ich Hamburg und seine Einwohner liebte. Aber in welchem Zustande fand ich diese unglückliche Stadt? Da ich an allem, was die Hansestädte betraf, den lebhaftesten Antheil nahm, war meine erste Sorge, mir von den empfehlungswürdigsten Männern Auskunft über die bedeutendsten Häupter der neuen Regierung ertheilen zu lassen, an deren Spitze bekanntlich Davoust stand. Da er die eroberungssüchtigen Entwürfe und Absichten seines Herrn kannte, so hatte er nach seiner Ankunft im Herzogthum Mecklenburg, in Schwedisch-Pommern und in Stralsund, der Hauptstadt dieser Provinz, Militair- und Zollbeamtenposten im vollen Frieden mit diesen Ländern aufgestellt, ohne vorher sich darüber zu erklären. Napoleons Allmacht und der Schrecken vor Davousts Namen hoben alle Schwierigkeiten, welche man der Unbilligkeit dieser Besitzergreifungen entgegenstellen konnte. Der Schwächere mußte dem Mächtigeren weichen.

In Hamburg bildete man eine Regierungscommission, unter dem Prinzen von Eckmühl als Vorstand, dem Staatsrath Grafen Chaban, als Intendanten des Innern und der Finanzen, und dem Staatsrath Faure, welcher mit der Organisation der Obergerichte und Tribunäle beauftragt war.

Schon hatte ich den Grafen Chaban, als entfernten Verwandten Josephinens, einigemal in Malmaison gesehen. Er war vormals Offizier in den französischen Garden, und zur Auswanderung wegen mancher Verfolgungen, während der Revolution gezwungen worden. Ich erinnere mich einer ihn betreffenden Anecdote, welche von jener traurigen Zeit ein Bild liefert.

Da Graf Chaban in der Schreckenzeit der Revolution sich einer Verkleidung bedienen mußte, um aus Frankreich zu entkommen, so wählte er dazu die Kleidung eines Fuhrmanns, der einen bespannten mit Weizen beladenen Karren führte. Er fuhr mit solchem von einer Stadt zur andern nach der Gränze. Als er durch Rochambeau im Gebiet Vendomois fuhr, weilte er daselbst und wurde vom Marschal Grafen Rochambeau erkannt, welcher, in der Besorgniß, ihn bei seiner Bedienung zu compromittiren, ihn als einen Karrenführer behandelte und ihm bloß sagte: „Du magst in der Küche essen." Wie dem auch sein mag, Herr von Chaban war einer der ersten Ausgewanderten, welcher, als der 18 Brumaire ihnen die Thore Frankreichs öffnete, sein Vaterland wieder sah. Anfangs verschaffte ihm seine Verwandtschaft bloß eine Unterpräfectenstelle in Vendorne; als aber Toskana mit Frankreich vereinigt wurde, ernannte ihn Napoleon zu einem Mitgliede der Junta, um dieses Land zu organisiren. Hernach wurde er Präfect in Coblenz und Brüssel, von Bonaparte zum Grafen erhoben und endlich zu dem oben gedachten Amte berufen. Herr von Chaban, dessen Tod zu sonderbaren Begebenheiten Veranlassung gab, wie man später sehen wird, war ein rechtschaffener Mann, welcher in den vielen von ihm bekleideten Aemtern die Achtung und das Zutrauen seiner Administrirten zu erwerben verstanden hatte. Für alle seine Arbeiten wünschte er sich als Belohnung eine Senatorstelle, welche Napoleon ihm stets abschlug; er vermogte nichts zu erlangen, als daß er Offizier der Ehren-Legion wurde.

Die zu ihrem angeblichen Glücke mit dem großen Reiche vereinigten hanseatischen Departements fühlten bald die Drangsale der neuen Organisation einer alles neu begründenden Regierung. Plötzlich suchte man sie mit dem Stempelpapier, der Einregistrirung, dem Lotto, den vereinigten Abgaben, dem Kartenstempel und den Octroygebühren heim. Diese unheilvollen Gaben nahm man ungern an, und noch sollten diese Departements starke Auflagen zum Unterhalt der Militaireinquartierungen und Lieferungen an Militairbedürfnissen ertragen, ohne darum von der Naturalverpflegung der garnisonirenden Offiziere, Soldaten und Verwaltungsbeamten höheren und niederen Grades befreit zu sein.

Die Zuckerfabriken, Brauereien und jede andere Fabrikatur fanden ihr Ziel. Man bemächtigte sich der Cassen der Admiralität, der Armenhäuser, der Fabriken, der Sparfonds und der Gilden, der Gefängnisse, der Krankenhäuser, Waisenhäuser und andrer milden Stiftungen.

Mehr als 200,000 italienische, holländische und französische Soldaten nahmen dort hinter einander Quartier, nicht um dort zu bleiben, sondern um sich daselbst vom Kopf bis zu den Füßen mit Schuhen und Uniformen zu bekleiden. Man wird später sehen, daß Davoust, ehe er sich zur Armee nach Rußland begab, um allen diesen Unterdrückungen die Krone aufzusetzen, den Obergerichtshof wider die Smuggler stiftete. Bei dieser Gelegenheit sagte der Zolldirector Eudel, ein strenger, aber gerechter Mann: „Man wird es bedauern, die gewöhnliche Zollverwaltung, welche milde war, im Vergleich mit der militärischen Zollstrenge, nicht mehr zu besitzen." Gegen die sogenannten Urtheile jenes Zollgerichts fand keine Appellation statt, und die Vollziehung erfolgte unmittelbar. So groß war das Elend im Norden von Deutschland, und das allgemeine Mißvergnügen eine Folge davon!

Während meines damaligen kurzen Aufenthalts in Hamburg, wohin ich später noch einmal während der dortigen französischen Regierung zurückkehrte, beschäftigten Napoleon besonders im Auslande der Feldzug nach Portugal, und im Innern die Streitigkeiten mit dem Papst. Schon habe ich erzählt, wie Bonaparte nicht zufrieden, die Mark Ankona mit dem italienischen Reiche vereinigt zu haben, auch noch den übrigen Kirchenstaat mit Frankreich verband, um damit seinen Sohn zu begaben, und wie der Papst im letzten Feldzuge wider Oestreich aus Rom entführt worden war. Seitdem schleppte man den Papst aus einer Stadt in die andere, bis nach Savona, wo er in größter Einfachheit lebte. Sogar erfuhr ich aus einer gewissen Quelle, daß der Greis die ihm jährlich vom Kaiser ausgesetzte Million Franken nicht annahm. Um diese verweigerte Annahme nicht laut werden zu lassen, schickte man stets die Million nach Savona, und da man den Verschwender Cesar

Berthier zum Intendanten des päpstlichen Hofhalts ernannt hatte: so wußte dieser das Geld schon zu vergeuden.

Zwar fürchtete man damals den römischen Bannstrahl wenig; doch hatte man die größte Vorsicht gebraucht, daß der von Pius VII. wider Napoleon geschleuderte Bann ein Staatsgeheimniß blieb. Aber ungeachtet aller ergriffenen Maßregeln verbreitete sich die Kunde der Promulgation des Banns, und der Papst gewann unter den Andächtigen und unter der Geistlichkeit eine starke Parthei. Dieser Zwist zwischen dem Thron und der Kirche machte dem Kaiser manche Unruhe, weil der Papst von keinem gütlichen Vergleiche etwas wissen wollte, ehe er in Rom in den Besitz aller geistlichen und weltlichen Rechte wieder eingesetzt worden war. Weil Napoleon wünschte, daß Pius VII. von dieser Vorbedingung abgehen möge, die er nach seiner Ansicht durchaus nicht eingehen konnte, so schickte er die Erzbischöfe von Nantes, Bourges, Trier und Tours nach Savona, um einen Vergleich mit dem Papst zu schließen; aber alle ihre Versuche scheiterten, und nach einem Aufenthalte von einem Monate kehrten sie, ohne etwas ausgerichtet zu haben, von Savona nach Paris zurück. Da dieser gescheiterte Versuch Napoleon noch nicht entmuthigt hatte, so schickte er bald nachher eine zweite Deputation dahin, welche nicht glücklicher war als die erste. Der Cardinal Fesch, Napoleons Oheim, hatte sich, was ich gewiß versichern kann, für den Papst erklärt. Ich kann aber nicht mit gleicher Sicherheit die Authenticität der angeblich vom Cardinal dem Kaiser ertheilten Antwort bekräftigen. Man hat mir erzählt, daß, als sich Napoleon einmal mit dem Cardinal über die Halsstarrigkeit des Papstes unterhielt, der Oheim ihm Vorwürfe wegen des Betragens gegen den Heil. Vater machte, der doch, um ihn zu salben, nach Paris gekommen wäre. Der darüber wüthende Napoleon erwiederte, daß er und der Papst alte Thoren wären, und fügte hinzu: „Der Papst ist ein alter Starrkopf, der keine Gründe gelten lassen will! gewiß werde ich ihm Rom nicht zurückgeben. — — — Er will in Savona nicht bleiben! — . . . Gut, wohin will er denn geschickt sein? — . . Wahrscheinlich in den Himmel.“ Wie

gesagt, ich kann für die Antwort des Oheims nicht Gewähr leisten; wenn sie aber wahr wäre, so machte sie dem letztern Ehre.

In Wahrheit war der Kaiser wider Pius VII. höchst aufgebracht; da ihm die Neckereien, Zwiste und Irrungen aller daraus entspringenden Streitigkeiten zuwider waren, so wollte er sich gern auf einen festen Fuß mit der Kirche setzen. Der Papst wollte aber, unter dem Vorwande, daß er von keinen Personen umgeben sei, mit denen er sich berathen könne, sich auf nichts einlassen. Dies alles geschah im Sommer 1811. Napoleon faßte den Beschluß, eine Kirchenversammlung zu berufen, welche, nachdem sechs bis siebenhundert andere Concilien seit der Stiftung der christlichen Kirche gehalten worden waren, vielleicht endlich etwas Festes beschließen, und den Frieden in der Kirche herstellen konnte. Dies Concilium, wobei sich viele Bischöfe aus Italien einfanden, versammelte sich in Paris.

Der Papst bestand stets darauf, daß die weltlichen und geistlichen Irrungen zwischen dem Thron und dem römischen Hofe zu gleicher Zeit abgemacht werden müßten, indeß Napoleon solche trennen wollte. Auf solche Art war es schwer, sich zu verständigen; Napoleon hoffte mit der Kirchenversammlung sich leichter als mit Sr. Heiligkeit zu vereinigen.

So geneigt auch eine gewisse Zahl von besonders italienischen Prälaten war, die geistlichen und weltlichen Streitigkeiten von einander zu trennen, so gab doch der Einfluß der Kirche und der schlau geleiteten geistlichen Umtriebe allmälig der Absicht des Papstes das Uebergewicht. Dem Kaiser wurde die Zeit lang, und er wollte gern zum Schlusse kommen. Als er entdeckte, daß gewisse Erz- und Bischöfe in der Kirchenversammlung geheime Instructionen versendet hatten; so beschloß er, die Kirchenfürsten zu Gent, Troyes, Tournay und Toulouse verhaften zu lassen, schickte sie nach Vincennes, verlangte von ihnen, daß sie ihre Würden niederlegen sollten, und ernannte andere Geistliche an ihre Stelle. Er entschloß sich, das Concilium aufzulösen, wodurch nichts befördert wurde, und weil er fürchtete, daß vor der Auflösung eine seinem Höchsten Willen entgegenstehende Acte beschlossen werden mögte: so mußte jedes einzelne Mitglied des Concilium in einer Declaration anerkennen, daß die

vom Kaiser gewünschten Veränderungen den Gesetzen der Kirche gemäß wären. Man versicherte damals, daß diese Declarationen einstimmig ertheilt worden seien; dennoch ist gewiß, daß in den Sitzungen die Meinungen getheilt waren, und daß viele ganz anders abgestimmt hatten, als sie später aus Liebe zu einem friedlichen Abkommen in der schriftlichen Declaration aussprachen. Ich weiß nicht, wie der Papst diese Abweichung der früheren Abstimmungen von der schriftlichen Declaration aufnahm. Der Gefangene in Savona wollte aber der Declaration, die er als keine öffentliche Erklärung ansehe, seine Zustimmung nicht ertheilen. Bald sehen wir ihn in Fontainebleau.

Nach allen diesen Zwistigkeiten mit dem Papste machte der Kaiser noch eine Reise nach Holland, und kam auch nach Amsterdam. Freilich hatte ich ihn seit langer Zeit nicht mehr auf seinen Reisen begleitet; da ich aber so oft Gelegenheit gehabt hatte, die wirklichen Vorgänge mit den amtlichen Berichten darüber in einer Zeit zu vergleichen, wo Frankreich eine weise und gemäßigte Regierung zu erlangen hoffte: so wußte ich ungefähr, wie wenig wahres in den damaligen amtlichen Tagesberichten enthalten war. Ich kann daher wider den Inhalt der Amtsberichte über das Frohlocken, was Napoleons Gegenwart auf seiner zweiten Reise nach Holland veranlaßt haben soll, versichern, daß ihn dort kein Holländer mit Vergnügen sah. Nur ein Thor kann glauben, daß ein unterdrücktes Volk, was beraubt und in seinem Vermögen ruinirt worden ist, für den Mann eingenommen sein kann, der dasselbe mit Auflagen überschüttet, ihm in steigenden Verhältnissen von Zeit zu Zeit seine Jugend conscribirt und, zugleich durch seinen Prunk und Stolz dasselbe erbitternd, zu sagen wagte: „Ihr habt vom Handel gelebt, jetzt sollt ihr nicht mehr handeln"; auch im Moniteur verkündigen ließ, daß dies zum Besten des Volks geschehe. Alle meine, durch zahlreichen Briefwechsel in Hamburg und nachher eingezogenen Erkundigungen bewähren, daß jener Beifall der Freude nur in der Einbildungskraft der Schmeichler Napoleons wahrgenommen wurde.

Fünftes Capitel.

Wechsel der Siege und Niederlagen in Spanien. — Schlacht bei Albufera. — Feste zur Feier der Geburt des Königs von Rom. — Napoleon weiß, daß er mit Rußland in Krieg gerathen wird. — Lauriston wird nach St. Petersburg geschickt. — Unnütze Diplomatik. — Unmöglichkeit den Frieden zu erhalten. — Hinderniß des Continentalsystems. — Der Krieg in Spanien wird nachlässig betrieben. — Die Soldaten, Völker und ein einziger Mann. — Meine Besuche bei Savary. — Ursprung unsrer Verbindung. — Mein Briefwechsel und meine dem Herzog von Rovigo ertheilten Rathschläge. — Was wir Beide ahnten. — Leider ausgeschlagene Opfer. — Die Kalmücken in Paris. — Unermeßliche Vorbereitungen. — Die Krönungsinsignien und das kaiserliche Gepäcke. — Aushebung der Nationalgarden. — Tractat, worin Frankreich, Preußen und Oestreich sich ihre Gebiete gegenseitig garantiren. — Verabredungen zum Vortheil der ottomannischen Pforte. — Neue Capitulation mit den Schweizern wegen Stellung von Truppen. — Der Herr von Czernicheff und der General Melas.

Im Sommer des Jahres 1811 wurde in Spanien nichts entschieden. Bisweilen erkaufte man mit vielem Blute einige Erfolge oder Niederlagen; beide gaben kein Resultat. In diesem Chaos des unglücklichen Blutvergießens, worein Spanien in dem ungerechtesten Kriege gestürzt wurde, bewiesen einige glänzende Begebenheiten die Tapferkeit unsrer Truppen und die Geschicklichkeit unsrer Generale in der Schlacht bei Albufera und bei der Einnahme von Tarragona durch den Marschal Suchet, indeß Wellington genöthigt war, die Belagerung von Badajoz aufzugeben. Diese Vortheile, welche uns nur Kriegsruhm verschafften, kitzelten doch Napoleons Täuschung, daß er über die Halbinsel triumphiren werde.

Die glänzenden Feste in Paris nach der Geburt des Königs von Rom feierte er ruhig. Mir machte stets solcher prunkende Glanz Ekel, daher bin ich weit entfernt, Beschreibungen solcher Dinge zu liefern, wobei ich nicht anwesend war. Diese Feste gingen der eben erwähnten Reise voraus, welche sich bis zum October verzog, denn erst damals kam er nach Saint-Cloud zurück.

Seit seiner Rückkehr aus Holland zweifelte Napoleon nicht mehr daran, daß der Bruch mit Rußland bald unvermeidlich werden würde. Vergebens schickte er Lauriston als Botschafter statt Caulaincourts nach St. Petersburg, weil dieser dort nicht länger bleiben wollte. Was vermogten alle diplomatischen Künste und die höchste Geschicklichkeit des Unterhändlers bei einer starken Regierung, welche ihren Entschluß gefaßt hatte, aber bisher durch Napoleons Bezauberungen gleichsam ihre Macht nicht gekannt hatte. Die beiden Endpuncte Europas waren bereits wider Napoleon mit einander einverstanden. Alle Cabinette wünschten feurig den Umsturz der Macht Napoleons und die Völker mit wenigstens gleichem Eifer eine größere Verkehrs-Freiheit im Handel und in der Industrie. Zugleich darf ich sagen, daß die wahre Macht sich nur da findet, wo die Völker mit ihrer Regierung in gemeinschaftlichen Ansichten einig sind. In der schwierigen Lage, worin sich Europa befand, konnte folglich Niemand, also weder Lauriston noch Caulaincourt, mit Vortheil das Verlangen bekämpfen, welches Rußland und seine Verbündeten zum Kriege wider Frankreich bewog. Mehrere Schriftsteller haben behauptet, daß Napoleon den Frieden wollte; ich habe aber schon erklärt, warum er ihn niemals wollte, denn er war seiner Neigung, seinen Wünschen, seinen Interessen und seinem Ehrgeize ohne Schranken, ja sogar seiner moralischen Organisation entgegen. Wenn man aber auch annimmt, daß er ihn gewünscht habe, war er ungeachtet des Schreckens, welchen sein Name einflößte, möglich? Zur Seite jenes Schreckens über das stete Zunehmen des französischen Gebiets trat das verhaßte Continentalsystem auf, welches die Frage über Krieg und Frieden entschied. Man mußte Krieg führen, oder unterliegen. Als der kühne Abentheurer Cortez seine

Schiffe verbrannte, hatten seine Krieger kein dringenderes Bedürfniß Amerika zu erobern, als die nordischen Völker das bleierne Joch abzuschütteln, welches das Zollwesen zum ersten Agenten der Regierungen Europas erhob. Eine allgemeine Stimme rieth, sich gegen Bonaparte zu verbinden, noch mehr wegen seines ruinirenden Continentalsystems, als wegen seines Geistes, immer mehr Länder zu erobern. Hatte der Kaiser auf die Vollziehung der Tractaten gerechnet, worin sich andere Mächte verpflichteten, das Continentalsystem mit französischer Strenge durchzuführen, so war dies doch nur erzwungen worden, und in der Politik ist die strenge Erfüllung gegebener Versprechungen stets mißlich.

Dieser drohende nordische Krieg zwang Napoleon, den spanischen Krieg zu vernachlässigen und dadurch wahre Gefahren zu veranlassen. Diese Beschäftigung in Spanien und der bekannte Wille der Engländer, sich dort zu behaupten, waren gleichfalls ein Beweggrund, welcher die anderen Mächte zum Kriege wider Napoleon ermunterte, weil seine Kräfte getheilt waren.

Plötzlich zogen sich die Truppen aus Italien und dem nördlichen Deutschland nach den Gränzen Rußlands.

Vom Anfange des März 1811 an hatte der Kaiser fast alle Militairmacht Europas aufgeboten. Man erstaunt über die Vereinigung so vieler Völker von verschiedener Religion, andern Sitten, einer andern Sprache und andern Interessen, welche bereit waren, für einen einzigen Sterblichen mit einer Macht zu kämpfen, welche ihnen kein Leides zugefügt hatte. Preußen selbst, was Napoleon sein Unglück nicht verzeihen konnte, schloß auch mit ihm einen Bund mit dem natürlichen Willen, ihn bei erster Gelegenheit zu brechen.

Ich zweifelte schon lange nicht mehr an Rußlands feindlichen Gesinnungen, schon in der Zeit, als ich noch französischer bevollmächtigter Minister in Hamburg war, und man hat gesehen, wie ich für meine erste Meldung dieser Vermuthung belohnt wurde. Alles, was ich während meines zweiten Aufenthalts in Hamburg vernahm, bestätigte diese meine Vermuthung. Nach meiner Rückkehr besuchte ich wieder, wie vorher, den Polizeiminister Herzog von Rovigo oft, welchen ich seit der Schlacht

bei Marengo kannte. Der Beistand, welchen er mir wider meine Feinde beim Kaiser verlieh, seine freundschaftliche und aufrichtige Unterhaltung, so wie sein sonstiges Betragen gegen mich, hatten mir eine wahre Zuneigung eingeflößt. Als er jung in Kriegsdienste trat, ergriffen ihn Bonapartes große Thaten, wovon Desaix, bei dem er Adjutant war, oft zu reden pflegte. Seitdem ihn Napoleon im Jahre 1800 als seinen Adjutanten anstellte, hatte seine Erkenntlichkeit und sein Diensteifer keine Gränzen, woraus manches sonst ihm zum Vorwurf gemachte erklärt wird. Hat er Böses gethan, so geschah es aus Irrthum, oder Ergebenheit gegen seinen Gönner; gewiß hat er niemals dazu gerathen. Mit Theilnahme hörte er alles, was ich ihm über unsere Angelegenheiten mittheilte, und wenn er überzeugt worden war, so handelte er darnach, in so weit es der Character und die Pläne des Kaisers erlaubten.

Da man schon im Jahre 1811 vom Kriege wider Rußland redete, so war derselbe auch der Gegenstand unserer Unterhaltungen, indem ich ihm meine sämmtlichen Nachrichten darüber mittheilte. Der Herzog vom Rovigo theilte meine und meiner Correspondenten böse Ahnungen. Hätte man seinen oder den Rath derjenigen befolgt, welche eben so dachten als er, so hätte der Krieg wahrscheinlich nicht statt gefunden. Ich kannte durch ihn diejenigen, welche den Einfall in Rußland betrieben, aus unersättlicher Gier nach Vicekönigreichen, Herzogthümern, Starosteien und Dotationen, ohne sich die Möglichkeit zu denken, daß wir die Kosacken in Paris sehen könnten. Der Herzog von Rovigo, welcher von allen Seiten wichtige Nachrichten über das, was in Europa vorging, erhielt, predigte, wie ich mit Wahrheit versichern kann, stets den Frieden. Nur ein wahnsinniger Ehrgeiz, eine vollkommene Verblendung und tägliche eigennützige Schmeicheleien konnten den Kaiser bestimmen, im Jahre 1812 die Waffen zu ergreifen und sie in Dresden nicht niederzulegen. Gewiß mußte man alsdann einige Opfer bringen; aber das, was die Verbündeten in den Prager Conferenzen verlangten, war nicht unbillig. War die Rheingränze, und was man sonst noch Frankreich ließ, nicht genug? Was haben wir jetzt weniger als im Jahre 1788, und oben darein sahen wir

die Kalmücken in Paris und das Carouſſel den Koſacken zum Lager dienen.

Nachdem einmal die Rieſenunternehmung des nordiſchen Krieges beſchloſſen war, worein ſich Napoleon blindlings ſtürzte, traf man ſolche ungeheure Anſtalten, als wenn man die Welt erobern wollte. Auch ſchickte man zum erſtenmal, gewiß um den Triumpheinzug in eine der beiden Hauptſtädte Rußlands zu feiern, einiges von den Prunkgeräthen mit, welche man bei der Krönung des Kaiſers benutzt hatte. Man kennt deren ſpätere Schickſale, und daß die ſtolze Trophee des Prachtwagens bei der Krönung hernach in London für Geld gezeigt wurde.

Da Napoleon alle marſchfertigen Truppen bei ſeinem Zuge nach Rußland benutzte, ſo ließ er ein Senatusconſult publiciren, um die Nationalgarden unter drei Bannen aufzubieten. Das Aufgebot der Nationalgarde, als einer Bürgermiliz, war ſchon eine Abweichung von dem abſoluten Syſtem der Regierung des Kaiſers. In den diplomatiſchen Verhältniſſen ſchloß er im Februar 1812 ein Angriffs= und Vertheidigungsbündniß mit Preußen, vermöge deſſen ſich beide Mächte gegenſeitig ihre Staaten garantirten, und erweiterungsweiſe ſogar der ottomanniſchen Pforte in Europa, weil ſie damals mit Rußland Krieg führte. Im Anfange des März ſchloß er einen ähnlichen Tractat mit Oeſtreich, und gegen das Ende des nämlichen Monats erneuerte Napoleon die Capitulationen zwiſchen Frankreich und der Schweiz. Endlich gelangte man im Monat April zu dem vollſtändigen Beweiſe des Erfolgs, welchen die Umtriebe des Herrn von Czernicheff in Paris gehabt hatten. Man erfuhr, daß der beim Kriegsdepartement angeſtellte Beamte Michel ihm den Etat der franzöſiſchen bewaffneten Macht in Deutſchland verrathen hatte, welcher zur Strafe hingerichtet wurde. Die Zeit war alſo anders geworden. Denn der ſich, ſeinem Genie und ſeinem Glücke vertrauende Oberconſul theilte ſeinen Feldzugs=Plan dem alten Spion des Generals Melas mit, wie ich bei der Schlacht von Marengo erzählt habe.

Sechstes Capitel.

Ich rede von mir selbst nur aus Nothwendigkeit. — Bitterkeit meiner Feinde. — Das Vergnügen mich zu verläumden trö- stete Davoust für die Entbehrung eines Vicekönigthums. — Wie ich mich gegen die Angeber betrug. — Vertheidigung, welche ich direct an den Kaiser richtete. — Ogier de la Saus- saye. — Die geheime Truhe. — Das dem Publicum bekannte Geheimniß. — Der alte Pamphlet und eine neue Angeberei. — Ueberzeugung und Stillschweigen Napoleons. — Forderung, vor Gericht gestellt zu werden. — Die Angeber verlieren nicht den Muth und werden von Napoleon verachtet. — Durocs Rath. — Bonaparte ordnet die innern Angelegenheiten. — Furcht vor der längeren Anwesenheit des Papstes in Savona. — Versetzung des Papstes nach Fontainebleau. — Herr Denon wird beim päbstlichen Hofe angestellt. — Freundschaft des Pap- stes für Herrn Denon. — Besondere Anecdote. — Die ägyp- tischen Alterthümer, das erste Buch Moses und die unfreiwil- lige Erklärung in den Kirchenbann. — Meinung des Papstes über seine Lage. — Abreise Napoleons und der Gemalin Marie Louise nach Dresden. — Die Monarchen werden Höflinge im Versammlungssaal der Könige. — Worin Dresden und Erfurt von einander abweichen. — Der Freund war ein Feind ge- worden. — Verdrießliche Lage der Angelegenheiten in Spanien und Portugal.

Ich darf hoffen, daß, wenn meine Leser mir einige Vorwürfe machen, sie mir wenigstens nicht vorwerfen werden, daß ich sie zu oft von meiner eigenen Person unterhalten habe, da ich mich möglichst in den Hintergrund hinter wichtigere Personen stelle, welche ich in der Nähe betrachtete und meine Bemerkungen dar- über mittheilte. Doch giebt es einige Umstände, welche mich persönlich angehen und welche ich glaube, nicht auslassen zu müs- sen, z. B. die ehrenrührigen Verläumdungen, von denen ich be- ständig unversöhnlich verfolgt wurde von dem Augenblicke an, da mein Amt in Hamburg aufhörte, in Folge der Vereinigung des hanseatischen Gebiets mit dem französischen Reiche. Das,

was ich davon erzählte, ließ errathen, woher sie rührten, und es begegnete mir, wie gewöhnlich geschieht, daß das Interesse zugleich einen mächtigen und ehrgeizigen Mann aufregte, dessen Eigenliebe ich beleidigt hatte, als ich dem Oberconsul über ihn die Wahrheit sagte. Ich glaube, daß Davoust aus Aerger, daß er nicht Vicekönig in Polen wurde, mich anschwärzte.

Er war nur noch Vicekönig in Hoffnung, als ich im Märzmonat des Jahres 1812 den Entschluß faßte, wenn es möglich wäre, allem Schreien der Miethlinge ein Ziel zu stecken, weil ich sah, daß ein neuer Krieg Napoleon unfehlbar von Frankreich entfernen würde, und es müde war, beständig verfolgt und bedrohet zu werden. Ich schrieb daher dem Kaiser gerade zu und schickte ihm über mein ganzes Betragen eine Denkschrift, welche ich keine Rechtfertigung nannte, weil ich deren nicht bedurfte. Zugleich erklärte ich darin die Dummheit und die kahle Bosheit meiner Ankläger. Neben anderen befand sich unter solchen ein gewisser Ogier de la Saussaye, der einen Bericht wider mich an den Kaiser abgestattet hatte. Ich konnte leicht das Verläumderische seiner Angebereien darlegen. Um aber die Leser nicht zu lange mit dieser widerlichen Geschichte zu beschäftigen, werde ich mich begnügen, bloß zu erzählen, was der Hauptanklagepunkt war und welche Erläuterung ich darüber geben zu müssen glaubte.

Die Angabe des Ogier de la Saussaye schloß folgendergestalt. Ich füge meinem Bericht folgende Aussagen der Herren Westphalen, Osy, Chapeaurouge*), Heckscher, Thiery und Gumprecht-Marks bei. Die Aussage des Letztern betraf eine gewisse geheime Truhe, worüber der Befragte versicherte, „man kann dieses Geheimniß nicht beleuchten, muß aber glauben, daß etwas Wichtiges zum Grunde lag." Dies sind seine Ausdrücke.

Der Leser weiß, Gott sei gedankt, was es mit der geheimnißvollen Truhe für eine Bewandniß hatte; es war bloß von meinen

---

*) Derjenige, durch den Bonaparte die fünf Millionen Franken empfing, welche seinen Zorn in der Angelegenheit Napper Tandy's dämpften, und welche bekanntermaßen nicht in die Casse des Staats flossen.

Papieren die Rede, die ich in der Truhe (Kiste) eingeschlossen und wie ich oben erzählte, vergraben hatte, weil ich besorgte, daß sie mir gestohlen werden mögten. Ohne diese genommene Vorsicht würde ich nicht im Stande gewesen sein, manche Originalbeilagen meinen Lesern mitzutheilen, welche, wie ich vermuthe, den wichtigsten Theil meiner Denkwürdigkeiten bilden.

Mit folgenden Worten schloß ich meine Schutzschrift an den Kaiser, worin ich von der hämischen Angeberei redete: „Dies, Ew. Majestät, ist die treuloseste und gröbste Stelle in dem Bericht des Herrn Ogier. Der hierüber befragte Gumprecht antwortet, daß der Angeber dies vermuthlich eben so, wie er selbst in einer ehrlosen Schandschrift gelesen habe, welche vor sieben oder acht Jahren erschien, und wenn ich nicht irre, den Titel „Geheimniß des Cabinets der Tuilerien" führte und vermuthlich Ew. Majestät zu damaliger Zeit von der Polizei überschickt sein wird. Freilich werde ich in dieser Schandschrift erschrecklich heruntergemacht. Man liest darin, „daß, als ich den ersten Consul verließ, ich eine Kiste mit wichtigen Papieren mitnahm, daß ich deswegen im Temple verhaftet wurde, daß Ihr Bruder Joseph mich dort in Ihrem Auftrage aufsuchte und mir eine Million und meine Freiheit versprach, wenn ich die Papiere wieder ausliefern würde" und tausend andre Albernheiten und Uebertreibungen. Statt daß Ogier das Libell in Hamburg aufsuchen mußte, wo ich es gelesen habe, ist er so unverschämt, dem Angeber Glauben beizumessen, ungeachtet der förmlichen Bezeichnung des Vernommenen, und seiner Versicherung, daß es möglich sei, die Thatsache sofort aufzuklären. Dennoch glaubt Ogier an die Wirklichkeit der Sage. Ihro Majestät wissen, daß ich nicht im Temple verhaftet gewesen bin, und daß Joseph mir niemals diesen Vorschlag machte. Wie kann ich, Sire, mit kaltem Blute ansehen, daß solchen unwürdigen Menschen das Schicksal der Familien Preis gegeben ist? Muß ich mich nicht ereifern, wenn ich sehe, daß man ohne Beweise und Anzeigen wagt, die Treue einer Person anzuklagen, welcher die sanfte tröstende Gewißheit bleibt, daß Ew. Majestät mir oftmals wiederholten, daß Sie meiner Treue und Verschwiegenheit Gerechtigkeit widerfahren ließen? Ew. Majestät werden sehen, daß der Bericht ein lügenhaftes Gewebe und ein Werk der Feigheit und Dummheit ist.

Ich schließe, Sire, mit der ekelhaften und schmerzlichen Untersuchung meiner Anklage. Der ungerechte Bericht des Herrn Ogier de la Saussaye wird nicht vermögen, vierzehn Jahre treuer Dienste auszulöschen und wider mich einen Bann auszusprechen, welcher sich über meine ganze Familie verbreiten könnte.

So, Ew. Majestät, ist meine Lage. Die von mir verwalteten Aemter, der Rang, welchen ich in der Welt einnahm, das Zutrauen, womit Sie mich im Laufe so vieler Jahre beehrten, und meine Thätigkeit schienen mir die Bahn der Ehre und der Auszeichnung zu öffnen, statt dessen bin ich zu meiner Qual gezwungen, um die Untersuchung einer niemals aufhörenden Verläumdung zu bitten und wider grausame und feige Feinde zu kämpfen, welche mich im Schatten verwunden und deren giftige Pfeile ich nur kenne, wenn ich die Hand bezahle, welche sie abschoß.

Ich bitte Ew. Majestät unterthänigst, dieser Lage der Dinge ein Ende zu machen, welche mein Leben untergräbt, und mich nach geführtem Beweise der Unschuld wirklich für unschuldig zu erklären."

Meine Bitte, vor Gericht gestellt zu werden, war vergebens. Der Kaiser bewilligte mir diese Gunst nicht. Mein an ihn gerichteter Brief blieb ohne Antwort, doch hatten die Angebereien keine andere Wirkung, als daß meine wüthenden Verfolger immer fortfuhren, mich von neuem zu quälen.

Durch Duroc erfuhr ich indeß, daß der Kaiser die Angeber niedrigen Ranges verachtete. Jener rieth mir, mich ruhig zu verhalten, da vermuthlich nach dem Anfange des bevorstehenden Feldzuges der Kaiser das ungünstige Vorurtheil wider mich verlieren werde. Fand diese Sinnesändrung freilich nicht statt, so lag dieses doch weder an Duroc noch an Savary, von denen besonders der Letztere vom Ungrunde jener Anklage vollkommen überzeugt war.

Als Napoleon endlich entschlossen war, sein Reich noch mehr zu erweitern, oder vielmehr sich wegen des nachlässig geübten Continentalsystems an Rußland zu rächen: so ordnete er nach seiner schon in Italien als Obergeneral angenommenen Weise die laufenden Angelegenheiten, ehe er sein Hauptquartier verlegte.

Gerade bei solchen Gelegenheiten zeigte sich sein glänzendes Genie und die Vielseitigkeit seiner Ideen am meisten. Die wichtigste war ihm diesmal ehe er nach Deutschland abreisete, daß der Papst zu keinem Vergleich zu bewegen war, und Savona war ihm nicht fest genug zur Bewahrung eines solchen Gefangenen. Er fürchtete, daß während seiner Operationen am Niemen die Engländer suchen würden, den Gefangenen zu entführen; auch war bei dem allgemeinen Mißvergnügen in Italien wohl zu besorgen, daß schwierige und schwer zu dämpfende religiöse Unruhen dort entstehen könnten. Damit also der Papst stets zu seiner Disposition stehen mögte, ließ er ihn nach Fontainebleau kommen, obgleich er früher ihm in Paris selbst die Residenz hatte anweisen wollen. Unser liebenswürdige ägyptische Reisegefährte, Herr Denon, wurde von Napoleon beim Heil. Vater angestellt. Ich erinnere mich folgender mir von Herrn Denon selbst erzählten Anecdote aus dieser Zeit.

Der Papst hatte für Denon viele Freundschaft, weil letzterer ein gewandter Gesellschafter war, der sich in sehr schwierigen Verhältnissen mit Anstand zu benehmen wußte; auch hatte ihn Napoleon gerade deswegen gewählt, um dem Papst einen angenehmen Gesellschafter zu geben. Denon erzählte: „Der Papst pflegte mich zu dutzen und mich Sohn zu nennen, schien auch an meiner Unterhaltung Gefallen zu finden, besonders wenn ich von unserm Feldzuge in Aegypten sprach, worüber er mich oft befragte. Einmal verlangte er von mir zum Lesen mein Werk über Aegyptens Alterthümer. Da aber manches darin mit den angenommenen Kirchenmeinungen, besonders in Ansehung der Erschaffung der Welt, nicht ganz übereinstimmte, so machte ich Anfangs einige Schwierigkeiten, lieh es ihm jedoch, als er dabei beharrte. Hernach versicherte er, daß ihm das Lesen des Buchs viel Vergnügen gemacht habe; ich aber suchte die anstößigen Stellen einigermaßen zu entschuldigen. Der Papst erwiederte: „„mein Sohn, das ist gleichgültig. Die Thatsachen, welche mir früher ganz unbekannt waren, sind wirklich seltsam."" Hierauf glaubte ich, dem Papst die Gründe angeben zu müssen, warum ich erst die Mittheilung verzögert hätte, da er solches mit dem Verfasser excommunicirt habe. Mit rührender Stimme erwiederte Se.

Heiligkeit: „„Ich sollte Dich, mein Sohn, in den Bann gethan haben? Es ist mir leid, daß Du das glaubst, da ich nicht daran gedacht habe."" Herr Denon erzählte das in seiner drolligen Manier und versicherte mir, daß er, während seines Aufenthalts in Fontainebleau für die Tugend und für die Ergebung des Papstes in sein Schicksal die höchste Achtung gehegt habe. Er habe auch immer gewünscht, daß er ein Märtyrer bleiben und nicht nachgeben möge, ehe er seinen Kirchenstaat wieder zurückerhalten hätte, betrachtete sich gewissermaßen als Hüter des Gefangenen, und wollte dieses ihm anvertraute Pfand nur mit seiner Zustimmung herausgeben.

Nachdem Napoleon in Hinsicht des Aufenthalts des Papstes beruhigt war, reisete er in Begleitung seiner Gemalin nach Dresden, weil sie gewünscht hatte, ihren Vater wieder zu sehen. Um diese Zeit hatte ich Josephine lange Zeit nicht gesehen, weil sie damals sich auf dem schönen Landsitze Navarre bei Evreux aufhielt.

Napoleons Aufenthalt in Dresden war nicht, wie Manche irrig behauptet haben, der schönste Zeitpunkt seines Ruhms, sondern nur der kaiserlichen eiteln Glorie, welche damals so hoch gestiegen war, daß es in dem von ihm bewohnten Palast einen eigenen Königssaal, wie in den Tuilerien einen Saal der Prinzen und Marschäle, gab. Wer aber die innern Gedanken aller der Fürsten und Monarchen prüfen wollte, welche dort einem Soldaten der Republik den Hof machten, muß gestehen, daß Napoleons damalige Stellung nicht so glorreich war als in Erfurt. Wie verschieden waren die politischen Ursachen, welche in Sachsens Königsstadt einen Hof der Könige versammelten. Aus aufrichtiger Freundschaft erschien sein edler Freund aus Tilsit in Erfurt, den er jetzt bekriegen wollte. Dieses Riesenunternehmen, vielleicht das größte, was ein menschliches Genie unternahm, seitdem Alexander Indien erobert hatte, zog alle Blicke auf sich, verschlang alle Ideen, und erstaunte die vernünftigsten Rechner. Man dachte nicht mehr an den Manzanares, sondern nur an den Niemen, der schon durch seinen Floß zur Zusammenkunft der Monarchen so berühmt geworden war. Aus allen Theilen des europäischen Festlandes nehmen da=

hin, als nach dem Mittelpunkte zur Versammlung aller Krieger, Menschen, Pferde, Fuhrwerke des Proviants und des Gepäckes jeder Art ihre Richtung. Napoleons Armee bestand nicht bloß aus Franzosen; noch aus Truppen aus den seinem unmittelbaren Einfluß unterworfenen Ländern, als Spaniern, Italienern, Schweizern und Rheinländern. Weder Preußen noch Oestreich hatten die freie Wahl, diesesmal neutral zu bleiben. Ersteres stellte ein Contingent von 15,000 Mann unter dem Befehle des Generals York, und Oestreich ein Armeecorps von 30,000 Mann unter den Befehlen des Prinzen von Schwarzenberg, welcher zugleich als Botschafter bei Napoleon accreditirt blieb.

Alsbald waren alle Blicke des Publicums, aller Ehrgeiz der Feldherren, alle Hoffnungen der Offiziere, alle Besorgnisse der klugen Männer auf Rußland gerichtet; der spanische Krieg, welcher immer unglücklicher wurde, blieb nur ein Gegenstand, an dem man wenig Theil nahm. Die ausgezeichnetsten Krieger betrachteten eine Sendung nach Spanien, oder das Bleiben daselbst als eine Art Ungnade.

Uebrigens brauchte man kein Hellseher zu sein, um den Zeitpunkt voraus zu sehen, wo die Franzosen genöthigt sein würden, die Pyrenäen wieder zu passiren. Was mich selbst betrifft, so pflege ich die über diesen undankbaren Krieg gesammelten Nachrichten zusammenzudrängen, da sie jeden, der nicht von Gewerbe ein Krieger ist, langweilen dürften. Der Feind verfuhr stets angriffsweise. Sein Heer war 60,000 Mann, und das unsrige nur ungefähr halb so stark. Ueberdem waren unsre Truppen im Nachtheil, nicht so bei einander gedrängt zu sein, als das feindliche Heer. War gleich Joseph wieder nach Madrid zurückgekehrt, so glaubte doch keiner unsrer Generale unter seinem Befehl zu stehen. Der Feind war überflüssig mit Lebensmitteln versehen, weil man ihn als einen Befreier aufnahm; auch bezahlte er alle Lieferungen reichlich, indeß wir an allem Mangel litten, weil wir der Gegenstand des Hasses der Spanier waren, und unsre Soldaten, um nur zu leben, sich zum Plündern entschließen mußten, welches die Erbitterung der Einwohner wider die Franzosen noch weiter trieb.

Ich kann versichern, daß, wenn man dem Kaiser die Wahrheit in Ansehung mancher Gegenstände verheimlichte, man ihm kurz vor seiner Abreise nach Dresden, also im Frühjahr 1812, die Wahrheit sicher nicht verheimlicht hatte. Seit dem Monate Februar hatte ihm der Herzog von Ragusa, was die Franzosen bedrohete, aufrichtig gesagt, auch ihm nicht verhehlt, daß die Armeen in Spanien und Portugal, ohne beträchtliche Zufuhr an Menschen und an Gelde, keine wichtige Vortheile ferner erringen könnten, weil bereits Ciudad Rodrigo und Badajoz in die Hände der Engländer gefallen waren.

Siebentes Capitel.

Russischer Feldzug und Bericht des Philippe de Ségur darüber. — Napoleon klagt Junot an. — Napoleons Reise nach Danzig. — Auskunft, welche mir Rapp ertheilte. — Rapps Herzensgüte und Aufrichtigkeit. — Rapps richtiges Urtheil über die Russen. — Furcht vor der übeln Laune des Kaisers. — Rapp weissagt Napoleon. — Murat erschien vor dem Kaiser in Danzig und glich einer Henne im Wasser. — Rapps Unterredung mit Napoleon. — Aufrichtigkeit des Adjutanten und üble Laune des Herrn. — Murat hatte sich in Napoleons Augen verändert. — Krankheit und Kummer Murats. — Murat und Bonaparte sind im Mißverständniß. — Abendtafel des Kaisers mit Murat, Berthier und Rapp. — Napoleons Meinung über seinen Bund mit Preußen und Oestreich. — Was den Verbündeten Wehe that. — Rapp spricht allein mit Napoleon. — Billigung ohne Nachahmung.

Indeß die Dinge in Spanien eine üble Wendung nahmen, begab sich Napoleon, welcher Dresden verlassen hatte, woher die Kaiserin nach Paris zurückgekehrt war, auf den Marsch nach Smolensk. Ich übergehe gänzlich die allgemein bekannten, unglücklichen Begebenheiten dieses Feldzugs, da Jedermann des Herrn Philippe de Ségur Bericht darüber gelesen haben

wird. Uebrigens weiß man, daß die Schlacht bei Smolensk nicht die davon erwarteten Folgen hatte. Napoleon legte Junot zur Last, daß er nicht dem unter den Mauern dieser Stadt geschlagenen Feinde den Rückzug abschnitt, weil er den bei Smolensk fließenden Strom zu passiren verabsäumte, obgleich er sich dann früher, als dieser, auf der Straße von Moskau befunden haben würde. Auf keinen Fall hatte dieser Fehler auf den Ausgang des Feldzugs großen Einfluß, und der Sieg ohne bedeutende Folgen verblieb uns; aber um die nämliche Zeit verloren wir die Schlacht bei Salamanca und Wellington hielt seinen Einzug in Madrid.

Ehe Napoleon seine großen Operationen am Niemen und an der Wolga begann, hatte er eine Flugreise nach Danzig gemacht; ich berühre dieses, weil Rapp, damals Gouverneur dieser Stadt, mir einige seltsame Dinge von diesem Besuche des Kaisers erzählte. Entfernt vom Hofe, woselbst er sich nur zur Feier der Vermählung Napoleons mit Marie Louise einfand, war Rapp kein Hofmann geworden; er fuhr fort, Napoleon die Wahrheit zu sagen und blieb eben so freimüthig als vormals; weil Rapp den Kaiser mehr in den Lagern, als am Hofe gesehen hatte, so betrachtete er ihn mehr als General, dessen Adjutant er war, als wie seinen Monarchen. Uebrigens war Rapp dem Kaiser höchst ergeben, was er nicht durch Schmeichelei, sondern durch Thaten bewies. Rapp beweinte Napoleons Tod in Gegenwart Ludwig XVIII. Aber nicht jeder weiß, daß, wenn sein Rath befolgt und von höher stehenden Männern unterstützt worden wäre, Bonaparte vor seinen großen Kriegsunfällen Frieden geschlossen haben würde. Rapp urtheilte über die Russen folgender Gestalt: „Sie werden den Krieg bald eben so gut verstehen als wir. In jedem Kriege lehren wir sie uns zu schlagen.“ Sein damals neues, aber einfaches und wahres Urtheil ist seitdem genug wiederholt worden.

Rapp erzählte: „Napoleon kam, als er Dresden verlassen hatte, nach Danzig, wo ich auf eine tüchtige Wäsche rechnete (ich brauche das von Rapp selbst gewählte Wort); denn ich will Dir gestehen, daß ich seine Zollbeamten nicht sonderlich geachtet hatte, welche jeden Einwohner zum Feinde Frankreichs machten. Sogar hatte

ich einen halsstarrigen Zolldirector festnehmen lassen. Er beschwerte sich darüber beim Kaiser. Zwar hatte er mir Recht gegeben; ich glaubte aber doch, daß er übler Laune sein würde, denn er mußte wissen, daß ich seine Verordnungen in Ansehung der Einfuhr der englischen und der Colonialwaaren nicht scharf hatte vollziehen lassen. Die Armuth fand ich hier so groß, daß ich sie nicht strenge behandeln konnte. Von der andern Seite hatte ich in einem meiner Berichte ihm das, was in Rußland vorging und geschehen würde, vorhergesagt. Ich versichere Dir, daß ich damals nicht glaubte, ein so guter Prophet zu sein, als ich wirklich war, wie ich seit dem Anfange des Jahres 1812 schrieb: „Sollten Ew. Majestät Unfälle treffen, so können Sie sicher darauf rechnen, daß Deutsche und Russen in Masse aufstehen werden, um ihr Joch abzuschütteln. Dann findet ein Kreuzzug statt und ihre Verbündete werden Sie verlassen. Der König von Baiern, auf den Sie groß zählen, wird sich zu den Verbündeten schlagen. Ich nehme nur den König von Sachsen aus; aber seine Unterthanen würden ihn zwingen, mit Ihren Feinden gemeinschaftliche Sache zu machen."

Erst nach der zweiten Restauration der Bourbons hatte ich die eben erwähnte Unterredung. Wichen gleich damals unsre politischen Meinungen von einander ab, so blieb doch unsre Vertraulichkeit derjenigen gleich, welche wir in Malmaison mit einander pflogen, und als er mit Duroc sich beim Oberconsul alle Mühe gab, meine Zurückberufung zu bewirken, welche ohne eifersüchtige Ränke auch geschehen sein würde. — Ich will nun zu Rapps Furcht in Danzig, daß ihn der Kaiser anfahren würde, zurückkehren. Rapp erzählte: „Murat, Oberbefehlshaber der Reiterei des ganzen Heers, erschien früher als der Kaiser in Danzig, und schien sich vom Feldzuge kein Gutes zu versprechen; er war ungehalten, daß Napoleon ihm nicht hatte gestatten wollen, ihn in Dresden zu besuchen, schämte sich auch, wie er äußerte, als König abhängiger zu sein, als wenn er noch Grenadiercapitain wäre. Nun entdeckte ich Rapp das nämliche, was mir Murat in den elysäischen Feldern bei unserm plötzlichen Zusammentreffen gesagt hatte. Ah, versetzte Rapp, der tapfere Murat (er war schon todt, als ich mit Rapp mich unterhielt) glich in des Kaisers Gegenwart einer ins Wasser gerathenen Henne, wie ich Dir

beweisen will. Als der Kaiser in Danzig eintraf, waren Murat und ich die ersten, welchen er Audienz gab. Da er sehr müde war, so verabschiedete er uns nach einigen wenigen Danzig betreffenden Fragen. Bald ließ er mich aber allein zu sich kommen, und erkundigte sich nach nichts, was mir unangenehm sein konnte. Nachdem ihn sein erster Kammerdiener Constant völlig angekleidet hatte, erzählte er mir sogleich, daß er mit Oestreich und Preußen sich verbündet habe. Da ich für ihn in einem verbündeten Staate regierte, so konnte ich nicht umhin, ihm zu sagen, daß wir unglücklicherweise unsern Verbündeten manches Leid zufügten, wovon ich nur zu gewisse Kunde durch Berichte über das Betragen unserer Truppen vernommen hätte. Der Kaiser schüttelte den Kopf, wie er wohl zu thun pflegt, wenn er übel gelaunt ist. Nach einer kleinen Pause dutzte er mich nicht, und sagte mir: „„Herr General, das alles ist nur ein Strom, welchen man rinnen lassen muß. Es wird kurze Zeit dauern. Zuerst muß ich wissen, ob Alexander entschieden den Krieg will."" Darauf änderte er plötzlich den Gegenstand der Unterhaltung, und sagte mir: „„Finden Sie nicht eine außerordentliche Veränderung bei Murat? Ich finde ihn sehr verändert. Ist er etwa krank?"" — Sire, erwiderte ich, Murat ist nicht krank, sondern traurig. — „„Traurig, und warum? Ist er nicht zufrieden, daß er König ist?"" — Murat sagt, daß er es nicht ist. — „„Das ist seine Schuld! Warum ist er ein Neapolitaner? Warum ist er kein Franzose? .... Wenn er in seinem Königreiche ist, macht er nur dumme Streiche. Er begünstigt den Handel mit England, was ich nicht leiden will.""

„Ich glaubte", fügte Rapp hinzu, als er von Murats Nachsicht, den Neapolitanern Handel mit den Engländern zu gestatten, redete, „daß nun mich die Reihe treffen würde; aber es erfolgte nichts, und die Unterhaltung blieb dabei stehen. Sogar, als ich mich zurück begab, sagte mir der Kaiser, wie in den Tagen seines höchstens Wohlwollens: „„Rapp, diesen Abend speisest Du bei mir."" Ich fand mich wirklich bei ihm ein; der König von Neapel und Berthier waren auch eingeladen worden. Ehe wir uns zur Tafel setzten, sprachen wir über den Krieg mit Rußland. Da ich in meinem Fremdenzim-

mer ein Brustbild der Königin von Preußen aufgestellt hatte, so machte mir der Kaiser deshalb Vorwürfe; ich erwiederte, daß er mir ja eben selbst gesagt habe, daß er mit Preußen im Bunde stände. Am folgenden Tage untersuchte der Kaiser die Festung, und empfing, nachdem er in den Regierungspalast zurückgekehrt war, die Civil- und Militairobrigkeiten; auch behielt er Murat, Berthier und mich zur Abendtafel bei sich. Diese zweite Tafel fing traurig an, denn der Kaiser schwieg still. Du weißt, daß Murat selbst nicht wagte, ihn zuerst anzureden. Endlich brach er das Schweigen, indem er mich fragte, wie weit Cadix von Danzig entfernt sei? Ganz einfach erwiederte ich, beide Städte liegen einander zu ferne. Nun hörte er auf mich zu dutzen. „„Mein Herr General, ich verstehe Sie! In einigen Monaten werden wir aber von Cadix noch weiter entfernt sein."" — Desto schlimmer, Ew. Majestät! Nun gab es ein neues Stillschweigen; weder Murat noch Berthier, deren Gesicht er mit der Dir bekannten Manier genau ins Auge faßte, sprachen ein Wort. Dann richtete er die Rede an uns im Allgemeinen, und sprach mit ernsthafter, aber nicht lauter Stimme: „„Ich sehe, meine Herren, daß Sie nicht mehr Neigung haben, Krieg zu führen. Der König von Neapel verläßt ungern den schönen Himmel seines Königreichs, Berthier mögte lieber in Grosbois auf die Jagd gehen, und Rapp wohnte lieber in seinem Pariser Hotel."" Bei dieser Anrede an uns alle drei", setzte Rapp die Erzählung fort, „kannst Du Dir vorstellen, daß weder Murat noch Berthier ein Wort antworteten; also kam wieder die Reihe an mich. Offen sagte ich, das wäre wahr. Abends priesen der König von Neapel und der Prinz von Neufchatel meinen Muth, und sagten, daß ich tausendmal Recht gehabt hätte, ihm, wie geschehen, zu antworten. Bei meiner Treue, versetzte ich darauf, weil Sie finden, daß ich meine Sachen so gut gemacht habe, warum haben Sie nicht eben so geantwortet und warum ließen Sie mich allein reden? Du kannst Dir nicht vorstellen, fügte Rapp hinzu, wie bestürzt beide aussahen, und Murat noch mehr, als Berthier, dessen Stellung doch ganz anders war. Warum, mein Gott, hat er nicht auf meinen Wink geachtet!"

Seit langer Zeit folgte Napoleon bloß seinem Ehrgeize, der ihm stets das Vorwärts zurief. Sehr wohl erinnere ich mich, daß ich, sowohl in Paris als in Hamburg, wohin ich im Jahre 1812 eine zweite Reise machte, mitten unter dem Geschrei der Lobpreiser in allen Amtsberichten, überall Schweigen und Bestürzung wahrnahm. Eine finstere Ahnung schien so vielen tausend Familien die Trauer anzukündigen, welche sie nach dem unglücklichen russischen Feldzuge erwartete. Ich sah überall Unruhe, welche die Klugheit vergebens zu verheimlichen suchte. Die traurigsten Vorstellungen beschäftigten die Geister. Verschwunden war der Credit und der äußere wie der innere Handel; jedermann schien eine große Erschütterung zu erwarten; und während dieser allgemeinen Vernichtung des Handels und der Industrie fügte Napoleon kurz vorher, als wenn er gleichsam den Ruin der Völker lächerlich machen wollte, seinen zahlreichen Ministerien einen Minister des Handels und der Manufacturen hinzu.

Achtes Capitel.

Die Unterhandlungen und die rednerischen Vorsichtsmaßregeln. — Napoleons und Alexanders gegenseitiger Wunsch, Krieg zu führen. — Unmöglichkeit eines Vergleichs. — Herr von Czernicheff sagt Napoleon Lebewohl. — Unerklärbare Vernachlässigung der Türkei von Seiten Napoleons. — Interesse der Türkei, mit Rußland gemeinschaftliche Sache zu machen. — Erinnerungen an Sebastiani's Unterhandlung. — Kriegserklärung im Jahre 1806 und Friedensschluß im Jahre 1812. — Unglaubliche Vernachlässigung der Interessen der französischen Regierung bei der Pforte. — Unruhe, welche man dem Großherrn veranlaßte. — Der Friede zu Bucharest und neue Unruhe für Napoleon. — Falsche Politik der ottomanischen Pforte. — Versuch Napoleons, Schweden von seinem Bunde mit Rußland zu trennen. — Schweden gegebene Hoffnung zur Wiedereroberung von Finnland. — Napoleons Absicht, Alexander zu zwingen, seine Truppen aus dem Norden herauszuziehen. — Bernadotte bleibt dem Bunde mit Rußland treu. — Zusammenkunft zu Abo. — Aussicht auf den Thron von Frankreich. — Untersuchung und Rechtfertigung des Betragens des Kronprinzen von Schweden.

Die Unterhandlungen, welche Napoleon bei Alexander anknüpfte, als er noch scheinen wollte, den Krieg nicht zu wünschen, ähneln den Redensarten der Redner, welche nicht verhindern, daß man das ausdrückt, was man sagen will. Beide Kaiser wollten gegen einander Krieg führen, der eine, um seine Macht zu befestigen, der andere, um sich dem Joche unerträglicher Anforderungen zu entziehen, welche gewissermaßen in eine Vasallenschaft ausarteten. Denn es war ein Vasallenthum, wenn Frankreich von einer Macht, wie Rußland, verlangte, daß es im Interesse Frankreichs seine Häfen dem Handel mit England verschließen solle. Es war folglich kein Vergleich möglich, und

ich habe schon gesagt, daß Napoleon seit dem Jahre 1811 den Krieg mit Rußland wünschte und kommen sah. Den Beweis findet man in jedem Falle in den unermeßlichen öffentlich sichtbaren Zurüstungen. Als daher der Herr von Czernicheff vom Kaiser Abschied nahm, sagte ihm dieser, daß er dem russischen Kaiser eine sehr angenehme Nachricht mittheilen könne, daß er keine Conscription ausheben werde. Nur die Continentalmächte Schweden und die Türkei waren in der Sphäre des Napoleonischen Gestirns nicht mit fortgerissen worden. Auf beide hatte der Kaiser ebenfalls sein Augenmerk gerichtet; aber bei Schweden waren seine Bemühungen vergeblich; und obgleich damals die Türkei mit Rußland Krieg führte, so hatte doch nach Sebastiani's Gesandtschaft Frankreich bei der Pforte seinen Einfluß verloren, obwohl dieser Krieg den Kaiser Alexander im Süden im Anfange des Krieges mit Frankreich beschäftigte. Uebermüthig in seiner damaligen Größe, that der sonst so vorsichtige Napoleon keine Schritte bei der Pforte, um, ehe er den Moskauer Feldzug begann, sich des Beistandes der Türken zu versichern oder mindestens zu verhindern, daß sie keinen Frieden mit den Russen schlössen.

Dies ist mir nicht erst jetzt aufgefallen, sondern auch in damaliger Zeit theilte ich diese Bemerkung denen mit, welche mich besuchten, oder mit denen ich sonst über die großen Interessen der Zeit redete. Napoleons Nachlässigkeit in diesem Puncte war mir um so unbegreiflicher, da es auch das Interesse der Türken war, mit Frankreich gemeinschaftliche Sache zu machen, welches vorhatte, mit 500,000 Mann über seinen gefährlichsten, ewigen Feind herzufallen. Je länger ich hierüber nachdachte, desto weniger konnte ich mir die Fahrlässigkeit Napoleons erklären, sich den Beistand der Türken zuzusichern, ehe er die Russen angriff. Mit wie wenigem Vorbedachte handelte er diesmal gegen frühere Zeiten! Ich erlaube mir, dies in Folgendem aufzuklären.

Im Jahre 1806, zur Zeit des Krieges mit Preußen, sah Napoleon voraus, daß Rußland früher oder später Preußen beistehen werde, und schickte den General Sebastiani nach Constantinopel. Dieser geschickte Unterhändler benahm sich daselbst so klug, daß er die damals mit Rußland in Frieden leben-

4*

den Türkeu bewog, den Russen im Jahre 1806 im December den Krieg zu erklären, und man weiß, welchen Einfluß dieser diplomatische Erfolg auf den Tilsiter Friedensschluß hatte.

Im Jahre 1812 war die Schwierigkeit viel geringer, denn die Pforte war damals mit Rußland im Kriege. Dennoch geschah kein ernsthafter Schritt, um die Pforte abzuhalten, mit Rußland Frieden zu schließen, ja, man suchte keinesweges die Vorurtheile zu zerstören oder zu bekämpfen, welche die Feinde Frankreichs dem Großherrn einzuflößen beflissen gewesen waren. Dieser war nämlich überzeugt, daß Napoleon mit Rußland auf Kosten der ottomanischen Pforte Frieden schließen würde, wie er ihn im Jahre 1797 mit Oestreich auf Kosten der Republik Venedig abschloß. Diese Vergangenheit schien ihm etwas Aehnliches fürchten zu lassen. Im Tilsiter Frieden trat Frankreich als Vermittler für die Pforte bei den Russen auf; aber es verließ die Pforte nach dem Frieden, als es dieselbe nicht mehr brauchen konnte.

Der wider Frankreichs Politik eingenommene Großherr nahm sich in Acht; daher fand der nach Constantinopel gesandte General Andreossy dort kein günstiges Gehör und Napoleon kein Zutrauen, weil man sich erinnerte, daß Frankreich die Pforte im Stiche gelassen hatte. Vielleicht erklärt sich die Verschiedenheit der französischen Politik in den Jahren 1806 und 1812 aus dem Umstande, daß im Jahre 1806 Herr von Talleyrand Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, und im Jahre 1812 Herr von Maret.

Aber auch die Russen unterhandelten mit der Pforte. Sie gaben in einigen Puncten, weil es unvermeidlich war, nach, in der Absicht, in einer gelegeneren Zeit das Verschobene nachzufordern. In der Politik bleibt Täuschung der Gegner immer Mode und wird Gewandtheit genannt.

Der in Bucharest zwischen den Russen und Türken gegeschlossene Friede vermehrte Napoleons Verlegenheit, weil er darauf nicht gerechnet hatte. Der linke russische Flügel des Heeres, der nun durch die türkische Neutralität gedeckt war, wurde durch das Corps Bagration verstärkt, welches, aus der Moldau kommend, später das rechte Ufer der Beresina besetzte

und die letzte Hoffnung vernichtete, die Trümmer der auf die Hälfte heruntergebrachten französischen Armee zu retten.

Man begreift nicht, wie die ottomannische Pforte ihrem Groll wider Frankreich so weit Raum geben konnte, daß sie mit Rußland in eben dem Augenblicke Frieden schloß, da Frankreich mit einer ungeheuern Macht Rußland angriff. Die Türken hatten niemals eine schönere Gelegenheit zur Rache an den Russen und ließen solche zum Unglück Napoleons fahren. Eben so unglücklich unterhandelte Napoleon im Norden. Er wandte sich an einen französischen ihm verwandten Prinzen, dessen Glück er schaffen half, mit welchem er aber unter keinen Verhältnissen in gutem Vernehmen stand. Kaiser Alexander hatte in Finnland ein ansehnliches Truppen-Corps, um solches gegen Schwedens Wiedereroberungsversuche zu vertheidigen. Napoleon hatte gegen diese neue Erwerbung Rußlands eben so wenig, als Alexander gegen die französische Besitzergreifung von Spanien, etwas erinnert. Diese doppelte Beraubung der vorigen Besitzer wurde in Erfurt während der dortigen Feste besprochen. Uebrigens ist Finnland Rußland wichtiger durch seine geographische Lage, als durch seine Bevölkerung und Producte.

Welche Versuche machte Napoleon, um Alexanders Bund mit Schweden aufzulösen? Er machte Bernadotte bemerklich, daß er eine sichere Gelegenheit habe, Finnland wieder einzunehmen und den Schweden durch eine, seinen Ruhm und die Liebe seiner neuen Unterthanen vermehrende Eroberung zu gefallen. Napoleon würde dadurch Alexander zwingen, einen Theil seiner Truppen im Norden des Reichs zu lassen, oder solche sogar zur Deckung Finnlands und der Hauptstadt zu vergrößern. Mogte Bernadotte ein solcher Versuch gelingen oder fehlschlagen, Alexander hätte dann weniger Truppen wider Napoleon ins Feld stellen können. Das war es auch nur, was Napoleon zu bewirken vorhatte. In dem Riesenkampfe der beiden mächtigen Völker mußte auch der kleinste mögliche Bund nicht vernachlässigt werden. Aber schon im Januar 1812 hatte Davoust, ohne eine Kriegserklärung oder Gründe seines Verfahrens anzugeben, Schwedisch-Pommern besetzt. Konnte diese unglaubliche Gebietsverletzung den Kronprinzen zu einem Bunde mit

einer dergestalt zufahrenden Macht bestimmen? Unmöglich; daher erwählte Bernadotte die sichere Politik, verwarf Napoleons Anerbietungen und rüstete sich für alle Fälle.

Weil aber Alexander von seinen Truppen in Finnland Gebrauch zu machen hoffte, um dem unermeßlichen Heere, welches ihn bedrohete, die Spitze zu bieten, aber auch Finnland keinem Angriffe Schwedens bloß stellen wollte, so hatte er am 28. August 1812 eine Zusammenkunft mit dem schwedischen Kronprinzen, um ihre Interessen durch eine vollkommene Einigung mit einander zu verknüpfen.

Ich habe erfahren, daß Alexander Bernadotte versprach, ihn auf jeden Fall anzuerkennen und ihm als Entschädigung für Finnland Norwegen zu verschaffen. Sogar gab er ihm zu verstehen, daß er Napoleon ersetzen könne, wovon weiter unten bei der Besetzung von Paris durch die verbündeten Mächte die Rede sein wird. Gewiß hatte dieser Schritt und diese Versprechungen einer großen Macht wichtige Folgen. Bernadotte nahm alle Vorschläge Alexanders an; seitdem nahm Schweden an allen Maßregeln wider den sogenannten allgemeinen Feind Theil und gab das erste Beispiel zu dem allgemeinen Abfall, welchen seit langer Zeit eine gehässige und angemaßte Oberherrschaft über die andern Continentalstaaten verbreitete. Dieser Bund und der Friede der Russen mit den Türken erzeugten große Unfälle.

Man hat des Kronprinzen Betragen getadelt, mußte aber den Fall practisch beurtheilen. Konnte Bernadotte, welcher durch die Adoption des Königs von Schweden ein Schwede geworden war, den Bund eines ehrgeizigen und eifersüchtigen Monarchen, welcher wider ihn Rache zu üben nicht verfehlt haben würde, auch die Eroberung Finnlands gebilligt hatte, dem Bunde mit einem mächtigen Monarchen vorziehen, welcher sein furchtbarer Nachbar und sein Beschützer in Schweden war, dessen Feindschaft auch die Erbrechtsansprüche des jungen Gustav kräftig unterstützen konnte? Was wurde aus Schwedens Marine, Handel und Existenz, wenn dieses, im Bunde mit Frankreich, sich der Feindschaft Englands Preis gab?

In diesem Betragen des Kronprinzen lag folglich weder ein Haß wider Napoleon, noch wider sein früheres Vaterland.

Wenn dieser Bund in der Folge Frankreich schadete: so trägt diese Schuld jene Politik, welche das Interesse des Gemeinwohls über jedes andere Interesse stellt. Sein Entschluß war dem unleugbaren Interesse des schwedischen Volks gemäß, welches zu regieren er berufen war. Er war ein Schwede und nichts als Schwede, und handelte nicht undankbar. Auch war Bernadottes Stellung anders, als diejenige der Könige, welche Napoleon geschaffen hatte, denn dieser hatte ihm nicht den Rang eines Kronprinzen verschafft. Man beurtheilt die Menschen und die Dinge falsch, wenn man im Betragen des Kronprinzen von Schweden eine kleinliche Erbitterung und einen Geist persönlicher Rache wahrnehmen will. Es beweiset Unwissenheit und Unredlichkeit, wenn man den Weg, welchen er einschlug, unsinnig nennt. Hätte er anders gehandelt, so würde er einen großen politischen Fehler und etwas unweises begangen haben. Um die Handlungen eines Mannes mit Gerechtigkeit zu würdigen, muß man sich in seine Verhältnisse und Stellung versetzen und dann prüfen, was man selbst gethan haben würde.

Neuntes Capitel.

Napoleons Absichten mit Polen. — Wie schwer es war, Napoleons Ideen zu errathen! — Was Napoleon in Aegypten dachte und Erinnerungen an Sulkowsky. — Der Räuber beschwert sich über andere Räuber. — Napoleons Urtheil über die nordische Politik. — Noten, welche der Oberconsul mir über Polen dictirte. — Einrückungen in den Moniteur. — Erinnerung unserer Abendgespräche. — Eine merkwürdige Stelle im Protocoll des Congresses zu Chatillon. — Prüfung dessen, was Napoleon für Polen that. — Was ich ihm aus Hamburg meldete. — Beide Kaiser wollen den Krieg. — Unterhaltung mit Davoust. — Freude des Letzteren am Kriege. — Oeffentliches Geständniß. — Ihm war die vicekönigliche Würde in Polen versprochen worden. — Die Herrschaft des Säbels. — Napoleons fixe Idee, daß sein Stamm der älteste Regentenstamm werden sollte. — Was würde Herr v. Talleyrand gethan haben? — Umtriebe wider diesen Minister. — Herr v. Pradt in Warschau. — Hoffnungen der Polen und deren Täuschung. — Schwierigkeiten bei der Herstellung des polnischen Königthrons.

Ich werde dieses Capitel der Prüfung einer Frage und dem Andenken von Thatsachen widmen, welche zu ihrer Zeit lebhaften Widerspruch anregten. Die Frage ist, hatte Bonaparte, ehe er den letzten Feldzug wider Rußland antrat, den Entschluß gefaßt, Polen seine Unabhängigkeit wieder zu geben? Aus der Prüfung jener Frage klären sich die wirklichen Begebenheiten auf. Seitdem Bonaparte Kaiser war, hat er niemals den festen Plan zur Herstellung des alten Königreichs Polen in seiner vollen Ausdehnung gehabt, wohl aber hatte er diesen Einfall früher und sogar die Herstellung für sehr nöthig gehalten; aber um das Jahr 1812 war dieses bei ihm keine herrschende Idee mehr. Bonaparte mag wohl gesagt haben, daß er Polen wieder her=

stellen wolle. Diesem will ich nicht widerstreiten; aber ich habe niemals alles geglaubt, was Napoleon zu wollen vorgab. Hatte er nicht gesagt und sogar beschworen, daß er niemals das Reichsgebiet erweitern wolle?

Daher irrt man sich so oft, wenn man in die Pläne dieses Genie eindringen will, weil man die einzige Leuchte in diesem beweglichen Chaos verliert. Die Beweglichkeit der Ideen, Pläne und Entwürfe desselben macht es schwer, seine Absichten zu errathen. Aber man nähert sich der Wahrheit, wenn man bedenkt, daß alle Entwürfe und jedes Vorhaben dieses Mannes eine Geburt der Ereignisse der Zeit war. Daher konnte er in einer gegebenen Zeit die Herstellung von Polen als etwas Nothwendiges für Europa's Ruhe betrachten und später sogar als etwas, was der Entwickelung seines Ehrgeizes nicht entsprach. Wer mag wagen zu sagen, was er in der Tiefe seiner Seele in Dresden erwog, als ihn sein bisheriger Ruhm blendete, und ob in seinen damaligen Träumen, die Krone der Jagellonen auf sein Haupt zu setzen, ihm nicht eingefallen sein kann?

In den Denkwürdigkeiten habe ich früher gemeldet, daß Bonaparte, als Obergeneral des Heeres in Aegypten und nachher als Oberconsul, den Plan hegte, die drei Theilungen von Polen zu rächen, worüber ich wenigstens zwanzigmal mit ihm merkwürdige Gespräche führte. Wir waren über diesen Punct sehr eins, denn damals wünschte ich eben so eifrig, wie er, die Vernichtung der gehässigen Beraubungen, welche Polen erfahren hatte. So sprach der Obergeneral mit mir auf der Terasse in Cairo. Wir bedauerten den Tod des jungen Sulkowski, welchem Bonaparte so anhänglich war; aber die Zeiten hatten sich später ungemein geändert. Wie konnte der Kaiser, welcher so Vieles an sich gerissen hatte, andern aus gleicher Begierde handelnden Monarchen darüber Vorwürfe machen? Wie konnte er ferner von der Herstellung eines politischen Gleichgewichts reden, da er selbst jedes Gleichgewicht zerbrochen hatte? Mir sagte Bonaparte, als Oberconsul: „Frankreich hat sich erniedrigt, als es die Theilung des Königreichs Polen zugab. Die Polen waren stets Frankreichs Freunde, ich muß sie daher rächen. Niemals wird in Europa ein fester Friede herrschen,

bis das Königreich Polen völlig wieder hergestellt sein wird. Geduld! wenn ich noch zwanzig Jahre lebe, so zwinge ich vielleicht Rußland, Preußen und Oestreich, die in den drei Theilungen gewonnenen Provinzen wieder herauszugeben. Die Politik der nordischen Höfe war gehässig, ehrlos und räuberisch." Gewiß war das damals sein voller Ernst, und hätte vielleicht Sulkowski gelebt, so mögten diese Pläne Reife erlangt haben, welche denselben fehlte, seitdem ihn jener edle Adjutant nicht mehr für dergleichen in Feuer setzte. Andere riesenhaftigere Entwürfe stellten jenen Entwurf in den Hintergrund, und er schien ihm weniger nothwendig.

Besonders belebte ihn die Herstellung Polens bald nachdem er zum Oberconsul ernannt worden war, wie ich mich sehr wohl mit allen denen erinnere, welche damals mit ihm vielen Umgang pflogen, denn dieser Gegenstand war eine seiner Lieblingsideen, worüber er mit hinreißender Wärme sich aussprach. Auch im damaligen Moniteur liest man mehrere diese Sache betreffende Abhandlungen ohne Unterzeichnung seines Namens oder einen öffentlichen Character, welche mir Napoleon dictirte. Schon ihr Styl verräth den Gang seiner Gedanken und klar ist, daß sie nur mit seiner Bewilligung in diesem Regierungsblatt erscheinen konnten. Besonders am Abend pflegte er mir solche Ergießungen seines Geistes zu dictiren, denn sobald die Arbeit des Tages vollbracht war, warf sein Geist sich schnell in die Zukunft und brütete große Entwürfe aus. Manche solche Note war so schonungslos gefaßt, daß er solche am folgenden Morgen wieder zerriß und über seine Abendphantasien spottete. Ein andermal fügte ich es, daß sie nicht in der Nacht, in der er sie dictirte, abgeschickt wurden, und hatte er gleich lebhaft die Einrückung in den Moniteur befohlen, so wußte ich doch durch gewisse wahre oder falsche Vorwände die Absendung zu verzögern. Dann pflegte er solche Noten, gegen die ich Erinnerungen gemacht hatte, noch einmal durchzulesen und meine Einwürfe oft zu billigen. Bisweilen fügte er nach der Prüfung hinzu: „Wahr bleibt es immer, daß, wenn das Königreich Polen unabhängig wäre und Frankreich in der Levante über 150,000 Mann disponiren könnte, ich stets Herr über Rußland, Preußen und Oestreich sein

würde." — „General," pflegte ich dann zu antworten, „ich bin ganz ihrer Meinung, aber warum wollen Sie die drei Mächte aufschrecken! Warten sie auf bequemere Zeiten." Man verzeihe mir, daß ich bisweilen spät meine volle Ansicht darlege, wenn sie in der Lebhaftigkeit der Erinnerung sich mir wieder darstellt. Ich erinnere mich gern der Zeiten des Consulats, sei es auch nur, um die schlimmere Kaiserzeit zu vergessen!

Später wird man mit Erstaunen lesen, daß Napoleon im Protocoll der Verhandlung zu Chatillon einrücken ließ, daß die Vergrößerung Rußlands, Preußens und Oestreichs ihm ein Recht zu einem vortheilhafteren Frieden und zu Territorialentschädigungen Frankreichs geben dürfte. Als Politiker mogte er Recht haben; aber die Kanonen der Verbündeten donnerten laut in Frankreich und Napoleons angebliches Recht blieb unanerkannt.

Als Napoleon seine großen kriegerischen Talente, welche glänzende Siege krönten, zum Herrn des Reichs der Jagellonen gemacht hatten, hätte er es freilich herstellen können. Was that er aber?

Gegen das Ende des Jahres 1810 glaubte ich, daß binnen 18 Monaten beide Kaiserhöfe mit einander in Krieg gerathen würden, und theilte die Thatsache und meine Gründe im October dem Kaiser mit, als er mein Bedenken darüber verlangt hatte. Ich konnte hierin mich nicht täuschen, denn ich hatte auf seinen Befehl alle Maßregeln ergriffen, welche meine Amtsstellung in Hamburg und mein wichtiger Briefwechsel mit dem Norden mich benutzen ließ, um darüber mit Sicherheit urtheilen zu können, besonders da mir bekannt war, daß beide Kaiser persönlich den Krieg wünschten, der eine, um sich vom Joche des Continentalsystems frei zu machen und seine Unfälle in den Jahren 1805 und 1807 zu rächen; der andere, um durch Gewalt das erwählte System durchzuführen und Alles vorzubereiten, daß seine Familie die älteste Dynastie der civilisirten Welt werden möge.

Als nach der unzeitigen und nutzlosen Vereinigung der hanseatischen Departements mit Frankreich ich im Frühjahre des Jahres 1811 meine erste Reise nach Hamburg machte, um meine Familie von dort abzuholen, konnte ich durch die dort zurückgelassenen zahlreichen Freunde Erkundigungen einziehen, welche mich nicht zweifeln ließen, daß ich die Verhältnisse beider

großen Reiche zu einander richtig beurtheilt hatte. Schon sah ich, daß man in der 32sten von Davoust befehligten Militairdivision sich mit Rüstungen zu dem im nächsten Jahre wirklich ausgebrochenen Kriege beschäftigte. Gezwungen, Davoust zu sehen, redete ich mit ihm über diesen Krieg, welcher mir unvermeidlich schien. Er mogte nicht leugnen, daß der Krieg Napoleons Absicht sei, als er wahrnahm, daß ich so gut unterrichtet wäre. Ich verhehlte ihm nicht die großen Schwierigkeiten und Gefahren des Unternehmens und wie wenig man auf den Beistand Deutschlands, der Türkei und Schwedens rechnen dürfe, daß die von uns verkannten und oft mißhandelten Deutschen aufs höchste erbittert wären u. s. w. Davoust antwortete mir stets als ein Krieger, welcher den Krieg über Alles liebte, dem er, wie mancher Andere, seine glänzende Stellung, sein schnell erworbenes Vermögen und die Aussicht, noch reicher zu werden, verdankte; denn das vergossene Blut bereichert stets die Ueberlebenden. Schon berauschte ihn das Bild künftiger Siege, denn Napoleon müsse stets siegen. Die Vergangenheit hatte das bewährt, was ihm die folgende Zeit widerlegte.

In einer dieser Unterhaltungen sagte ich ihm, daß, wenn seine Wünsche und Hoffnungen erfüllt würden, und meine traurigen Weissagungen widerlegten, ich hoffte, daß das auf eine so unwürdige Art aufgelösete Königreich Polen wieder aufleben werde. Davoust schien dies wahrscheinlich, weil ihm Napoleon die Würde eines Vicekönigreichs daselbst bestimmt hatte, und weil einige seiner Kriegsgefährten Staroste zu werden hofften. Dergleichen Zukunft vertraute Davoust den Bewohnern Hamburgs und dem ganzen Norden. So wußte ich nun, daß er Polen zu beherrschen dachte, was ich den Polen nicht wünschte, und warum Davoust so eifrig einen Krieg mit Rußland betrieb! Meine Laune darüber führte mich zu der freimüthigen Bemerkung gegen ihn, daß nach der Herstellung Polens in ein Königreich die Polen wohl etwas sonderbar finden mögten, durch einen Ausländer regiert zu werden, und wenn man die schönsten Güter ihres Landes an Fremde verschenke. — „Mögen sie klagen nach Belieben," sagte Davoust, „der Säbel triumphirt über Alles und richtet Alles ein. Die Besiegten

sind desto schlimmer daran, wenn sie sich nicht fügen." Solche Entwürfe und Grundsätze ließen freilich keine Erfolge ahnden. Meine Meinungen und mein herber Tadel vermehrten freilich seinen Widerwillen wider mich.

Hatte auch Davoust mir gesagt, was Napoleons Plan sei, und betrachtete ich dennoch Napoleons Reden als Spornen, um Davoust desto eifriger sich rüsten zu lassen; so hoffte ich doch, daß die Herstellung der polnischen Monarchie die erste Folge seiner Siege seyn würde. Ich hoffte, daß er zu diesem Thron einen berühmten Polen berufen würde, welcher eine allgemeine Achtung genösse, daß er mit der verjüngten Nation einen engen Bund schließen und dann um so sicherer sein Heer nach der feindlichen Hauptstadt vorrücken lassen würde. Weil ich seinen Character und seine Pläne kannte, so dachte ich mir, daß daß er auf diesem Wege erreichen könne, was er erreichen wolle. Seine Dynastie wäre dann älter, als die neue Dynastie in Polen. So, dachte ich ferner, könnte er zu einem vortheilhaften Frieden gelangen und den Czar bewegen, den Titel eines Kaisers von Moskau anzunehmen. Nach seinen thörichten Begriffen der Erstgeburt wäre er durch diese neue Titulatur ein älterer Souverain, als der russische Kaiser, geworden, wie er sich einbildete, ein älterer Kaiser, als der Kaiser Franz II., zu sein, weil er diesen genöthigt hatte, seinen alten Titel eines Kaisers von Deutschland mit dem eines Kaisers statt eines Erzherzogs von Oestreich zu vertauschen. Wenn er Alles nach seinem Kopfe durchgesetzt hätte, würde der König von England, dessen Dynastie vor der französischen Revolution die jüngste der kaiserlichen und königlichen Familien in Europa war, der einzige ältere Königsstamm, als der seinige, gewesen sein. Der Himmel weiß, was Napoleon noch unternommen haben würde, um diesen höchsten Grad seiner unbegreiflichen Grillen zu erreichen. Obgleich er niemals durch Gewalt England zu erobern hoffte, und es nicht systematisch besiegen konnte, so konnte er doch Pläne gefaßt haben, eine Veränderung in der Dynastie zu bewirken und dadurch seinen beabsichteten Zwecke zu erreichen, versucht haben. So wunderlich und ausschweifend dieser Plan auch scheinen mag: so muß man ihn doch als etwas positives betrachten. Seine steigenden Jahre und

seine abnehmende eigenwillige Kraft hätten ihm wahrscheinlich niemals vergönnt, dieses letzte Vorhaben seiner fixen Idee zu vollziehen. Glück genug hatte dieser im Jahre 1795 abgesetzte Artillerie-Offizier, wenn er im Jahre 1812 der älteste der Monarchen des Continents von Europa gewesen wäre. Mit solchen durch große Talente und eine ungeheure Macht unterstützten Ideen konnte er wunderbare Thaten verrichten, und in welchen Hütten würde man nicht Jahrhunderte lang seinen Namen verkündigt haben?

Was that aber Napoleon, um Polen wieder zu erheben und es den bisherigen Besitzergreifern wieder zu entreißen? Nichts. Zwar hat man behauptet, daß er im Julius nach dem Tilsiter Frieden eine große Bewegung in Polen habe anregen wollen, wozu große Zurüstungen gemacht worden wären, daß aber das von ihm Befohlene nachlässig vollzogen worden sei. Auf solche Art kann man alle Fehler eines großen Mannes entschuldigen, an dem man keine finden will, obgleich er ein Sterblicher war. Wer konnte sich Napoleons festem Willen widersetzen? Nur gar zu knechtisch vollzog man selbst seine ungerechtesten Befehle. Wie viel Unglück hätte man verhütet, wenn, statt daß seine fanatischen Schergen die in einem Anfall ehrgeizigen Wahnsinns von ihm ausgesprochenen Befehle vollzogen, diese der Zeit Raum gelassen hätten, wohlthätig zu wirken. Es war ein Unglück, daß man jene große Wahrheit nicht genug beherzigte „die Zeit mildert alle im Zorn gefaßten Beschlüsse."

In diesem von ihm wiederhergestellten Polen konnte Napoleon die Mittel finden, um die von seinem Ehrgeize geschaffene, riesenmäßige Unternehmung gelingen zu lassen. Er hätte alsdann auf dem Marsche nach Moskau sich den Rücken und den Unterhalt gesichert und selbst einen Rückzug, welchen, wie der Fall war, Unfälle herbeiführten. Napoleon konnte alsdann auf ein edelmüthiges und tapferes Volk zählen, weil es ihm seine Nationalunabhängigkeit schuldig gewesen wäre.

Als Napoleon im Begriff war, den Feldzug nach Moskau anzutreten, war er Vorhabens, den Herrn von Talleyrand ins Ministerium zurück zu berufen. Er war daraus durch Hofgeschwätz, Verläumdungen und Umtriebe verdrängt worden. Sein gerader Verstand und seine große Kenntniß Europa's

hätten ihn bestimmt, jene vormaligen Gesinnungen, die sich der Seele des Oberconsuls tief eingegraben hatten, zu erneuern und zu unterhalten, da sie gewiß beim Kaiser noch nicht ausgelöscht waren. Herr von Talleyrand würde mit Vergnügen und Eifer beigetragen haben, durch Polens Wiederherstellung die durch solches bereicherten Mächte zu schwächen. Diese große politische Handlung würde die Zustimmung und den Beifall aller edelmüthigen Menschen gefunden haben. Aber Schmeichler umgaben stets Napoleon, und die Begierde, ein großes und schönes Land unter sich zu theilen, siegte über die wahren Interessen des Vaterlandes. So gehen die Sachen in der Welt. Man nahm wohl denen, die sich fremdes Eigenthum zugeeignet hatten, gab aber den wahren Eigenthümern nichts zurück.

Da man durch eifersüchtige Umtriebe verhindert hatte, daß der Kaiser den Herrn von Talleyrand nicht mit nach Warschau nahm, so wollte doch der Kaiser, wenn etwas für die Herstellung Polens geschehen konnte, nicht bloß Herrn Maret als Unterhändler gebrauchen, und ernannte seinen Almosenier, den Herrn Abbé de Pradt, zum Botschafter in Warschau, welcher hernach Erzbischof in Mecheln, bei der Wiederherstellung Großkanzler des Ordens der Ehrenlegion, und am berühmtesten wurde, seitdem er nicht mehr ein öffentliches Amt verwaltet.

Hätte ich nicht gar zu oft, wo Napoleon kein Interesse haben konnte, seine Gedanken zu verstellen, ihn sagen hören, daß er das Königreich Polen wiederherzustellen wünschte und nicht später wahrgenommen, wie sehr seine Ansichten sich verändert hatten, so würde ich aus Napoleons Betragen gegen die Polen geschlossen haben, daß er bloß durch vorläufige Gerüchte sie in Ansehung der Herstellung Polens habe täuschen wollen, um leichter bei ihnen ein großes Hauptquartier einführen zu können. Selbst als ich die ersten Briefe von einigen Generälen in der Armee an der Weichsel, welche meine Freunde waren, empfing, begann ich zu zweifeln, daß der Kaiser für Polen vieles thun wolle; aber der spätere Reichstag zu Warschau gab mir eine richtigere Kunde.

Wirklich erklärte der Warschauer Reichstag das Königreich für frei und unabhängig, und solcher mußte nach der Ankunft

des Kaisers in Polen seine wahren Gesinnungen kennen. Der Reichstag erklärte die verschiedenen Theilungstractate Polens für unverbindlich, im Vertrauen auf Napoleons Macht. In einer Antwort auf eine Adresse des Reichtages an Napoleon rügte er diesen voreiligen Schritt, worin man ihn nicht tadeln darf, denn er hatte kürzlich seinem Schwiegervater im geschlossenen Bunde dessen Staatenbesitz garantirt und konnte einen Beschluß nicht billigen, der Oestreich wegen seiner polnischen Provinzen besorgt machen mußte. Eine solche Acte konnte Oestreich von seiner Allianz trennen und mit Rußland in Verbindung setzen. Was die russisch-polnischen Provinzen beträfe, erklärte Napoleon, so werde er sehen, was sich thun ließe, wenn die Vorsehung seine Waffen segnen werde. Diese dunkle Redensart beruhigte die Polen keineswegs. Die Polen wurden mißtrauisch und die Sache hatte keine weitere Folgen.

Ich werde diese Bemerkungen über die polnischen Angelegenheiten mit einer kurzen, wohlbegründeten Notiz zur Entschuldigung Napoleons schließen. Polen wurde nämlich zu dreien Malen zwischen Rußland, Oestreich und Preußen vertheilt. Napoleon führte mit allen dreien Krieg, aber niemals zu gleicher Zeit. Im Jahre 1805 kämpfte er wider Oestreich und Rußland, aber Preußen blieb neutral; im Jahre 1806 wider Preußen und Rußland, aber Oestreich war neutral; im Jahre 1809 kämpfte er mit Oestreich, indeß Rußland und Preußen neutral, oder vielmehr mit ihm verbündet waren; endlich im Jahre 1812 bekriegte er, im Bunde mit Preußen und Oestreich, Rußland. Diese Verwickelungen hinderten ihn, daß er niemals seine Siege zur Herstellung Polens benutzen konnte, ohne zu gleicher Zeit die Interessen seiner verbündeten oder neutralen Mächte zu verletzen. Daher hatte er niemals den starken Willen, der alle Hindernisse überwältigt haben würde, und vermogte nicht, die Träume und Entwürfe der Rache in Wirklichkeit zu setzen, womit er an den Ufern des Nils die Manen Sulkowski's versöhnen wollte.

Zehntes Capitel.

Napoleon vermogte sich leicht zu täuschen. — Die Russen und die Parther. — Ungeduld im Character Napoleons. — Anwendung und Werth der Zeit. — Vergebliche Hoffnung, daß die Russen von ihm den Frieden erbitten würden. — Ausgeschlagene Vorschläge und Alexanders Weigerung, in Unterhandlungen einzugehen. — Decret aus Moskau über das französische Theater. — Beweggrund dieses Decrets. — Viele Trauer in Paris und die Kanonen der Invaliden. — Unfälle des Heers. — Mallets Verschwörung. — Unmöglichkeit eines glücklichen Erfolgs. — Günstiger Anfang. — Handlung eines Thoren. — Umständliche Umtriebe der Verschwornen. — Der Herzog von Rovigo in La Force verhaftet. — Ich finde Lahorie im Ministerium, der sich eine Ministeruniform verfertigen läßt. — Mallet beim General Hulin. — Mallets Verhaftung. — Vierzehn Verurtheilte. — Napoleons Genehmigung. — Unruhe des Kaisers. — Frochots Absetzung, weil er auf das fuit imperator geachtet hatte. — Der Kaiser empfängt die Nachricht in Smolensk. — Was mir Rapp darüber erzählte. — Des Kaisers Mißvergnügen. — Schätzung seiner Macht. — Bedürfniß, nach Paris zurückzukehren. — Wahre Gründe der Abreise des Kaisers. — Falsche Beschuldigungen. — Bemerkungen über Mallets Verschwörung. — Das neun und zwanzigste Bulletin.

Napoleons Character hatte höchst unerklärbare Falten, obgleich er den festesten Willen irgend eines Sterblichen hatte; denn ich habe niemals einen Mann gekannt, welcher sich leichter täuschen konnte. In vielen Fällen glaubte er alles, was er wünschte. Niemals ließ er sich aber mehr täuschen, als im Anfange des Moskauer Feldzugs, obgleich die anfänglich negative Vertheidigung der nach Art der Parther sich stets vor ihm zurückziehenden Russen ihm, wenn nicht über den gewissen, doch über den

möglichen Erfolg dieser sehr absichtlichen Rückzüge die Augen öffnen mußte. Das Verbrennen der Städte und Dörfer durch die rückwärts weichenden Russen schien deutlich zu beweisen, daß sie uns mitten in ihr Reich hineinziehen wollten; und die Meinung aller klugen Leute, selbst vor den unerhörten Unfällen, welche den schrecklichsten Rückzug in der Geschichte bezeichneten, war darin einig, daß der Kaiser den Winter zwischen den Jahren 1812 und 1813 in Polen hätte zubringen sollen. Dann konnte er dort sich eine große Unterstützung für die im Frühjahre fortzusetzende Unternehmung bereiten. Aber sein ungeduldiger Character stieß ihn gleichsam gewaltsam vorwärts, als wenn er von einem Dämon besessen sei, der noch mächtiger, als sein Genie. Dieser Dämon war sein Ehrgeiz. Er, der die Zeit so gut zu schätzen verstand, kannte doch ihre Macht nicht, und wie viel man oft durch Warten gewinnen kann; doch hätte er aus Cäsars Commentarien, welche er gern las, lernen können, daß Cäsar Gallien nicht in Einem Feldzuge einnahm.

Eine andere Täuschung Napoleons während dieses Feldzuges war der Glaube, daß der Kaiser Alexander ihm Frieden vorschlagen würde, sobald er ihn an der Spitze seines Heers auf russischem Boden sähe; aber der Brand in Moskau lehrte ihn, daß der Kampf auf Leben und Tod geführt werden würde. Er, der gewohnt war, Vorschläge von besiegten Feinden zu empfangen, hatte zum ersten Male den Verdruß, daß die seinigen verworfen wurden, weil sich der Kaiser Alexander in keine Unterhandlungen einlassen wollte. Nach meiner Meinung erklärt man Napoleons verlängerten Aufenthalt in Moskau bloß durch den Wahn, daß das russische Cabinet seine Meinung ändern und endlich sich auf Friedensunterhandlungen einlassen werde. Was seine Verordnung wegen des französischen Theaters mit dem Datum aus Moskau betrifft, so war das nur ein kleiner Betrug seiner Politik, um den Parisern den wahren Stand seiner Lage in der alten Hauptstadt der Czare zu verhüllen. Man sollte sagen, da sich der Kaiser mit einer Theaterverordnung beschäftigt, so muß ihn das Glück noch begünstigen und Alles nach Wunsch gehen. Ein solcher durch die Leiter der Volksmeinung geschickt verbreiteter Glaube unterstützte wunderbar die Erdich-

tungen, womit er die Bulletins der großen Armee schmückte. So unwahr auch diese Berichte in vielen Puncten waren: so wurden sie doch mit vieler Ungeduld erwartet. Welche Frau und welche Mutter, die einen Mann oder einen Sohn beim Heere hatte, konnte ohne Herzklopfen den Moniteur zur Hand nehmen? Wie viele Familien verloren durch eine Reihe von Unfällen damals ihre Stütze, oder ihre Hoffnung! Nie wurden mehr Thränen als damals vergossen. Wenn die Kanonenschüsse des Invalidenhospitals einen Sieg ankündigten, so waren sie stets für die in Trauer versetzten Familien ein Grabgeläute ihrer Hoffnungen. Wie viele Personen sah man in Paris in den ersten 6 Monaten nach der Schlacht von Moskau in Trauerkleidern?

Nachdem Napoleon zu lange nutzlos in Moskau verweilt hatte, das er in Feuer aufgehen sah, beschloß er freilich, in Polen Winterquartiere zu nehmen; aber nun erklärte sich das Schicksal wider ihn, das strenge Clima und die russischen Heere vernichteten die Trümmer des furchtbarsten Heers, welches jemals ein einziger Feldherr ins Feld geführt hatte. Die Geschichte hat nur eine der Vernichtung an der Beresina ähnliche folgenreiche Begebenheit, den Verlust der Legionen des Varus.

Zwar trauerte Paris allgemein, oder fürchtete noch traurigere Nachrichten, indem die erfahrenen Männer in die noch schlimmere Zukunft blickten; aber die Hauptstadt war doch ruhig, als durch einen sonderbaren Zufall an dem Tage, an dem Napoleon das eingeäscherte Moskau verließ, die unbegreifliche und kühne Unternehmung Mallets in Paris statt fand. Dieser stets republikanisch gesinnte General, mit einem erhabenen Character, war verhaftet worden, und hatte von der Regierung die Erlaubniß erhalten, in Paris nahe bei der Barrière du Trône sich aufzuhalten, um seine Gesundheit herzustellen. Die Ursachen seiner Verhaftung hatten einige Aehnlichkeit mit denen, welche ihm das Leben kosteten. Als Napoleon im Jahre 1807 in Preußen beschäftigt war und den Russen entgegen marschirte, wurde er wegen Verdachts übler Absichten wider die Regierung verhaftet. Mallet war übrigens ein politisch unbedeutender Mensch, ohne Vorgänger, Mitverschworne und ohne Unterstützung constituirter Behörden. Er war einer derjenigen, welche der

Oberconsul Bonaparte republikanische Mucker nannte. Dieser Abentheurer bildete sich ein, Napoleons Macht umstürzen, das Kaiserreich zerstören, eine volksthümliche Regierung herstellen zu können. Damit man ihn nicht des Ehrgeizes beschuldigen möge, nannte sich dieser Thor bloß Gouverneur von Paris.

Er kannte weder den Geist noch die Bedürfnisse des damaligen Frankreichs, und wollte doch an die Stelle des freilich fehlerhaft organisirten Kaiserreichs die schlimmste, selbst aller despotischen Regierungen, eine Volksregierung setzen, deren Freund ich nicht sein kann, weil ich ihre traurigen Wirkungen selbst kennen gelernt habe. Was vermogte Mallet? Nichts; wenn er noch drei Tage regiert hätte, so würde die neue Regierung sich günstiger gestaltet haben, als er vernünftigerweise erwarten konnte. Er sagte, der Kaiser sei todt! aber eine aus Rußland eintreffende Post ließ Napoleon wieder auferstehen, und Mallets Proclamation, welche seinen Tod ankündigte, wäre mit ihrem Urheber untergegangen. Sein Unternehmen war der Streich eines Thoren. Man war der Revolutionen so satt, daß man sich nicht in die Arme eines Mallet oder Lahorie geworfen haben würde, welcher in Moreaus Proceß eine schimpfliche Rolle gespielt hatte. Obgleich also das Unternehmen unmöglich Erfolge haben konnte, so zeigte doch der Anfang des Beginnens dieser verschwornen Thoren viele List und Gewandtheit. Da sie keine bedeutende Menschen unter ihre Vertrauten zählten: so hatten sie keinen festen Plan, denn so unbedeutende, ja verachtete Menschen, konnten in der Absicht, die Regierung in Frankreich zu verändern, auf keine Theilnehmer rechnen.

Was that Mallet? Er träumte in seiner Einsamkeit, daß wenn man dem Publicum glaubhaft machen könne, daß der Kaiser todt sei, seine Unternehmung unfehlbar gelingen müsse. Er betrachtete die Welt aus seinem Gefängnisse, und meinte, daß wenn er frei würde, auch Frankreich frei werden müsse. Der arme Gefangene verkündigte, Napoleon sei am 8ten October gestorben; davon wußte keiner der Angestellten etwas, er handelte aber, indem er sie überwältigte. Den 22sten October entwischte er aus seiner Haft, und begab sich zu dem die zehnte

Cohorte der Nationalgarde befehligenden Obersten Soulier, deren Caserne gerade hinter Mallets Quartier lag. So weit ging alles gut.

Mallet hatte sich mit vielen von ihm selbst verfertigten falschen Befehlen versehen. Er nannte sich bei Soulier General La Motte, und sagte, er käme vom General Mallet.

Als Soulier den Tod des Kaisers vernahm, vergoß er Thränen, und befahl dem Adjutanten der Cohorte, solche zu versammeln, und sie zur Verfügung des Generals La Motte zu stellen. Sogar bat er diesen um Verzeihung, daß er nicht selbst den Befehl vollziehen könne. Dies geschah um 2 Uhr Morgens. Man las den Truppen bei Licht die den Tod des Kaisers meldende Nachricht und den Befehl zur Errichtung einer neuen Regierung vor. Nun marschirte Mallet mit zwölfhundert Mann ab, ließ das Gefängniß La force öffnen, und zog daraus die Gefangenen Guidal und Lahorie an sich. Letzterer, ein elender Agent in Georges Verschwörung, war auf Befehl des Kaisers verhaftet, und sollte nach Amerika verwiesen, vorher aber nach Nantes transportirt werden. Guidal war in der Gegend von Marseille verhaftet worden als ein Spion des vor Toulon kreuzenden englischen Admirals. Ihm sollte in Marseille der Proceß gemacht werden, aber ein unfreiwilliger Verzug dieses Befehls machte ihn zum dritten Theilnehmer an diesem blinden Lärm. Nachdem Mallet Lahorie und Guidal umarmt hatte, kündigte er ihnen den Tod des Kaisers und die Veränderung der Regierung an, theilte den beiden Befreieten seine Befehle mit, und beschied sie nach dem Stadthause. Auf seinen Befehl wurden der Polizeiminister und der Polizeipräfect in ihrer Amtswohnung verhaftet.

Ich war damals zu Courbevoie, und kehrte gerade von dort zurück, um beim Polizeiminister wie gewöhnlich zu frühstücken. Man denke sich mein Erstaunen, als der Thürhüter mir die Verhaftung und Versetzung des Polizeiministers nach dem Gefängnisse La force anmeldete. Ich gehe in die Zimmer, und vernehme verwundert, daß der augenblicklich ernannte neue Minister sich das Maß zu seiner Uniform nehmen läßt. Daraus leuchtete mir sofort ein, daß hier eine Verschwörung wirken müsse.

Auch der Kriegsminister sollte verhaftet werden; aber Lahorie eilte dem General Guidal nach, der von ihm jenen Auftrag erhalten hatte, ehe der Auftrag vollzogen worden war. Man glaubte, daß er das abgeschickte Commando nicht habe entbehren können, um erfolgreicher wider den Polizeiminister, den Herzog von Rovigo, zu handeln. Dieser kleine Umstand rettete damals den Kriegsminister, daß er nicht gleiches Schicksal mit dem Herzog von Rovigo theilte.

Mallet dagegen begab sich zu dem in Paris befehligenden General Hulin. Diesem erklärte er in angeblicher Vollmacht des Polizeiministers, daß er ihn verhaften und seine Papiere versiegeln werde. Hulin verlangte den Befehl zu sehen. Hulin ging in sein Cabinet, wohin ihm Mallet folgte, und im Augenblicke, wo Hulin sich umwandte, um sich gegen Mallet zu erklären, und den Befehl zu untersuchen, feuerte Mallet eine Pistole auf Hulin ab. Er fiel zwar, war aber nur in der Backe getroffen. Merkwürdig ist, daß der Mallet begleitende Capitain hierin keine Unregelmäßigkeit fand, sich nicht dagegen erklärte, und daß Mallet sich ruhig zum Generaladjutanten Doucet begab. Zufällig fand sich bei solchem ein General-Inspector der Polizei, um im Büreau des Hauptquartiers etwas zu besorgen. Dieser kannte Mallet als eine unter seiner Polizeiaufsicht stehende Person, erklärte ihm, daß er nur, wenn er ihn hätte holen lassen, das Haus habe verlassen dürfen, und gab Befehl, Mallet vorläufig zu verhaften.

Als Mallet nun sahe, daß er verloren war, wollte er sich mit einer Taschenpistole erschießen, was man aber verhinderte, als man die Bewegung dazu wahrnahm. Drei damals anwesende Personen packten und verhafteten ihn.

So schloß sich diese Verschwörung tragisch, die einige Stunden hindurch Erfolg hatte. Unglücklich genug kostete sie demungeachtet vierzehn Personen das Leben. Außer Mallet, Guidal und Lahorie waren die andern eilfe bloße Maschinen des Gehorsams und Betrogene. Man hat damals gesagt, und später wiederholt, daß wenn der Kaiser in Paris gewesen wäre, weniger Personen hingerichtet sein würden. Auch hat man versichert, daß er, verwundert über die Zahl der Hingerichteten, ausgerufen

haben solle: „Diese Morde und Hinrichtungen werden in Paris einen übeln Eindruck machen.“ Dies ist aber unwahr, denn Napoleon vernahm mit Vergnügen diese strenge und schnelle Bestrafung eines Versuchs, seine Macht zu stürzen. Aergerlich war ihm diese kühne Unternehmung, auch spöttelte er über ihre leichte Vollziehung; aber die strenge Ahndung der Dreistigkeit bei schwachen Mitteln entschädigte ihn nicht für die Unruhe, welche ihm dieser Vorgang veranlaßt hatte. Immer fürchtete er sich mehr vor Gewalt im Innern, als vor äußerer Gewalt, und wußte sehr gut, daß er wohl gegen Könige, aber nicht gegen eine üble öffentliche Meinung die Waffen gebrauchen könne. Er flog bisweilen von einem Siege zum andern, um kräftiger auf Frankreich wirken zu können. Als Sieger im Auslande, aber im Innern Unruhe wahrnehmend, schreckte ihn jedes Zusammenlaufen des Volks und jede öffentliche Versammlung. Wie sehr mußte er in der critischen Periode, als er jenen Aufstand erfuhr, sich bewegt fühlen!

Man weiß, welches Schicksal diese Begebenheit dem achtungswürdigen Präfecten der Seine, Herrn Frochot, zuzog, weil solcher auf einen Zettel eines Büreaubeamten mit den Worten „fuit imperator“ gewissermaßen geachtet hatte, obgleich der Kaiser doch nicht unsterblich war. Die im Zorn vom Kaiser wider diesen Mann decretirte Absetzung von seinem Amte mißbilligte Jedermann. Die Stimme des Publicums ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren, und besonders das spätere ehrenvolle Zeugniß des Departementsraths der Seine.

Dies war der wahre Vorgang der Malletschen Verschwörung und das Schicksal dieses Thoren und seiner Genossen. In Paris machte die ganze Geschichte wenig Aufsehen, weil man fast zu gleicher Zeit den Vorgang und den Schluß erfuhr. Den Witzbolden machte es vielen Spaß, daß der Polizeiminister und Präfect von Menschen verhaftet wurden, welche am vorigen Tage ihre Gefangenen waren. Am folgenden Tage besuchte ich den über den Vorfall noch sehr bestürzten Savary. Er wußte schon, daß man in Paris über seine Verhaftung auf eine halbe Stunde lachte. Guidal und Lahorie hatten ihn im Bette in seinem Hotel überfallen. Kaum ließen sie ihm die Zeit, sich anzukleiden.

Er konnte sich also nicht vertheidigen, und gab, wie Andre auch gethan haben würden, der Gewalt nach.

Da der Kaiser, wie ich schon gesagt habe, Moskau verlassen hatte, als Mallet insurgirte, so erfuhr er die Begebenheit am 19ten October in Smolensk. Rapp, welcher vor dem Einzug in Moskau verwundet worden war, konnte doch schon Napoleon beim Abmarsche folgen, und war gerade beim Kaiser, als er den Bericht wegen der Malletschen Verschwörung empfing; er versicherte mir, daß der Kaiser sehr bewegt gewesen sei, als er die Depesche las, wider die Nutzlosigkeit und den Unverstand der Polizei eiferte, und mit Unrecht Savary der Nachlässigkeit beschuldigte. Savary konnte die von ihm nicht eingeleitete Verschwörung auch nicht entdecken, denn jedesmal, wenn eine Polizei dergleichen entdeckt, so kann die Regierung sicher annehmen, daß sie darin ihre Finger rührte. Rapp sagte ferner, daß Napoleon sich nicht bloß über die Fahrlässigkeit seiner Agenten beklagte, sondern hinzufügte: „nun sehe ich, wie wenig meine Macht fest steht! Sie kann folglich sogar durch einen Verhafteten erschüttert werden! Die Krone sitzt mir also nicht sehr fest auf dem Haupte, wenn drei kühne Wagehälse dieselbe in meiner Hauptstadt erschüttern können. Rapp, niemals kommt ein Unglück allein. Es ist das Gegenstück dessen, was hier vorgeht. Ich kann nicht allenthalben zugleich sein, muß aber eilig nach Paris zurückkehren. Meine Gegenwart ist dort erforderlich, um die öffentliche Meinung für mich höher zu stimmen. Ich brauche Menschen und Geld. Große Erfolge und Siege werden alles wieder gut machen. Ich muß abreisen!"

Diese Gründe bewogen also den Kaiser, so schnell als möglich die Armee zu verlassen. Mit Unwillen hörte ich manche Personen urtheilen, daß der Kaiser aus Feigheit, Schwäche und Furcht das Heer verlassen habe. Er sollte sich gefürchtet haben, feige oder kleinmüthig gewesen sein! Wer so urtheilt, kennt Napoleon nicht. Er war niemals lebensfroher, als auf einem Schlachtfelde, und niemals ruhiger, als mitten unter Gefahren. Desto geneigter war er, vor einer ihn schief stellenden Phrase in einer im Volke umlaufenden Schrift zu zittern. Uebrigens habe ich stets die lebhafte Unruhe begriffen, welche ihn befiel, als er die Unternehmung Mal=

lets erfuhr. Er dachte sich, daß das Publicum die Bemerkungen machen würde, welche er als seine eigenen gegen Rapp aussprach. Er fürchtete die moralische Wirkung eines solchen Versuchs, der zugleich den Zauber der Stärke und der Dauer zerstörte, womit er seine Regierung zu befestigen strebte. Welche Folgen hätte sie haben können, wenn Mallet seine abentheuerliche Verschwörung etwas verzögert hätte, bis zu dem Zeitpuncte, wo das berüchtigte 29ste Bulletin eintraf, welches in der Hauptstadt eine solche Bestürzung veranlaßte, als man seit Napoleons Thronbesteigung nicht erlebt hatte. In diesem Bulletin trieb man die Kühnheit so weit, daß man mit der unverschämten Redeformel schloß: Der Kaiser befindet sich wohl.

Eilftes Capitel.

Murat verläßt das Heer. — Ney und Eugen. — Die Italiener ertragen die Kälte leicht. — Napoleons Ankunft in Paris. — Fouché in Paris; welches den Herzog von Rovigo besorgt macht. — Folgen der Malletschen Insurrection und Frochots Absetzung. — Vernachlässigung der gesetzlichen Formen. — Napoleons Bedürfniß, seine Verluste zu ersetzen. — Allgemeine Klagen. — Unglaubliche Thätigkeit in der Bildung einer neuen Armee. — Errichtung der Ehrengarden. — Falsche Stellung des Königs von Preußen. — Abfall des Generals York und angebliche Mißbilligung. — Napoleons Unruhe. — Berufung eines geheimen Raths. — Der weise Rath wird verworfen und der Krieg beschlossen. — Spaniens Lage. — Schwäche und Widerruf des Papstes. — Der Graf Louis Narbonne in Wien. — Erfolglose Unterhandlungen. — Zweiter geheimer Rath. — Die alte Etiquette. — Die Kaiserin wird Regentin. — Marie Louise und die Königin Blanca.

Napoleon kam aus den im vorigen Capitel bemerkten Ursachen eilig nach Paris zurück, und übertrug den Befehl über die Trümmer seines Heeres an Murat, welcher mit so vielem

Ruhm die Reiterei angeführt hatte, aber das Commando niederlegte, um nach Neapel zurückzukehren, und an Ney, der früher ein Held war, ehe er Prinz von Moskau wurde, der ewig in der Kriegsgeschichte glänzen wird, und als ein Opfer der Partheirache fiel. Eugen verstand mehr als die andern Generäle die Mannszucht unter seinen Italienern in der allgemeinen Unordnung zu erhalten. Sonderbar ist die Bemerkung, daß die südeuropäischen Soldaten in diesem viele Mannschaft verzehrenden Feldzuge die Kälte leichter als Andere ertrugen, wodurch die Natur bewies, daß die Bewohner heißer Gegenden im Nothfall auch ein entgegengesetztes Clima ertragen können.

Napoleon trat am 19ten December mit Herrn von Caulaincourt, dessen Bruder in der Schlacht bei Moskau blieb, um 8 Uhr Abends in Paris ein, und war folglich 14 Tage mit ihm allein umgegangen. Ich erfuhr, daß der Kaiser anfangs wegen der Malletschen Geschichte auf Savary sehr ungehalten war. War Caulaincourt gleich sehr beflissen, ihn zu entschuldigen, so war doch Napoleon wider seinen Minister sehr aufgebracht, welcher an der Verschwörung der drei Thoren eben so unschuldig war, als Napoleon an der Vernichtung seines Heers durch die Kälte. Man glaubte allgemein in Paris, daß der Herzog von Rovigo seine Entlassung erhalten werde, besonders da Fouché sich damals in Paris befand. Dies bestätigte sich aber nicht, weil Napoleon die Sache an Ort und Stelle richtiger ansah, als in der Entfernung, und unter andern über die Verhaftung des Polizeiministers bemerkte, daß er ebenfalls täglich von der Wachsamkeit des in den Tuilerien Wache habenden Bataillonsobersten abhänge. Gleiches Vorurtheil hegte der Kaiser wider den Polizeipräfecten Herrn Pasquier, ohne ihn jedoch abzusetzen. Aller Zorn traf den Herrn von Frochot, weil doch einer abgesetzt werden mußte. Seine Stelle nahm der Herr von Chabrol, Schwiegersohn des Erzschatzmeisters, Präfect in Savona, ein. Dort hatte er die strengen Pflichten seines Amts mit seiner persönlichen Verehrung der Tugenden des unglücklichen Papstes während seines langen Aufenthalts in der Hauptstadt des Departements Montenotte zu verbinden verstanden. Ich hatte ihn bei der

ägyptischen Expedition als Ingenieur der Brücken und Wege, und auch später bei Gelegenheit der zweiten Einführung der Bourbons bisweilen gesehen, und hatte stets mit ihm im Einverständniß gelebt. Diese Rückkehr Napoleons glich nicht seinen Erscheinungen mit Lorbeeren und dem Oelzweige des Friedens nach den beiden Wiener und nach dem Tilsiter Feldzuge. Man unterließ nicht, zu bemerken, daß seit der Vermählung des Kaisers mit Marie Louise, ihn in diesem Unfall die erste große Widerwärtigkeit seit seiner Thronbesteigung betroffen, und dagegen während der Ehe mit Josephine stets das Glück begleitet habe. Da er abergläubig war, so mögte ich nicht behaupten, daß ihm das nämliche nicht ebenfalls aufgefallen sein sollte.

Seit dieser Zeit beobachtete Napoleon nicht mehr in seinen Regierungshandlungen den Schein der Gesetzlichkeit, den ich bis dahin noch wahrnahm. Er handelte willkürlich, in dem Wahne, daß seine bedenkliche Lage ihn entschuldige, wenn er sich über manches hinwegsetzte. Mitten in seinen Unfällen sah er mit einigem Vergnügen, daß die nordamerikanischen Staaten England den Krieg erklärten, so wenig ihm das auch in seiner bedrängten Lage nützte. Seine natürliche Thätigkeit, statt nachzulassen, wuchs sogar in der damaligen Verlegenheit noch mehr. Sein starker Wille, seine Unfälle wieder gut zu machen, die Nothwendigkeit durchgreifender Maßregeln und das Bedürfniß, die öffentliche Aufmerksamkeit von der Niederlage der Franzosen an der Beresina abzulenken, und sie zu zwingen, sich wieder von seinen neuen künftigen Siegen zu unterhalten, an denen er nicht zweifelte, der Wunsch, die allgemeinen Klagen zu dämpfen: dieses alles riß ihn zur Erhebung ungesetzlicher Abgaben hin, indem er hoffte, daß deren nützliche Anwendung am Ende alles rechtfertigen werde, und sich Schritte zu erlauben, welche freilich jede Regierung mißbilligen mußte.

So wenig auch die Mittel zu rechtfertigen waren, welche der Kaiser anwandte, um sich Quellen, die ihn unterstützten, zu verschaffen: so folgte doch dieses eigenmächtige Zufahren aus seinem Regierungssystem, welches allem, was seine Verluste ersetzen, ihm eine widerstandsfähige Stellung wider seine Feinde verleihen und den

Sieg zu seinen Fahnen zurückführen konnte, einen schnellen, fast unglaublichen Betrieb verlieh. Alles ging zu einem Ziele; man schuf neues Geschütz, berief Conscribirte in Massen, forderte die größten Opfer, kraft Napoleons magischer Macht, denn sein Auge übersah alles.

Man gehorchte; aber wie klagte Jedermann über Druck in seinem ganzen Reiche! Ich hörte die Klagen, welche in Paris erschallten, wo so viele Familien durch den Aufruf einer Menge junger Leute erschreckt wurden, welche dem Conscriptionsgesetze bereits Genüge geleistet hatten und eine spätere Einberufung nicht erwarten konnten. Mancher hatte bis 15,000 Franken für einen Ersatzmann gezahlt, der nun in der eben errichteten Ehrengarde dennoch dienen sollte, deren Stiftung die Geißel der vornehmern Classen war. Ich erfuhr durch meine Correspondenten in verschiedenen Theilen Europa's, daß diese neue Menschenlieferung zum Kriege besonders in Holland mißfiel, wo ein unglücklicher Vater die größten Opfer anbot, um seinen Sohn zu retten, ohne Napoleon zur Nachgiebigkeit bewegen zu können, welcher sich überzeugt hatte, daß der letzte Mensch und der letzte Thaler sein Eigenthum sei.

So thätig auch Napoleon war, Frankreich auszupressen und neue Corps zu organisiren, so beschwerten ihn dennoch die Unfälle des Feldzugs in Rußland immer mehr und machten den Ausgang zweifelhafter. Der König von Preußen war genöthigt worden, sich Frankreich anzuschließen, dem er keinen Widerstand entgegenstellen konnte, statt, was seinem Vortheil gemäß war, mit Rußland in einen Bund zu treten. Damals fand der Abfall des Generals York statt, welcher bekanntlich das preußische Contingent im Heere Napoleons, bei der Division des Marschals Macdonald befehligte. Ich mag nicht das Betragen des Königs von Preußen in diesem Falle beurtheilen, aber es gab den andern verbündeten Mächten ein Beispiel, dem sie nachfolgten. Mogte der König von Preußen in seinem Innern des Generals York Verfahren billigen, er ließ durch ein Kriegsgericht ihn verurtheilen; doch bald nachher führte er persönlich seine Armeen wider die unsrigen!

Der Abfall der Preußen hatte nachtheilige moralische Folgen für Napoleon. Bei der großen damaligen Aushebung der Truppen machten ein Paar Tausend Feinde mehr keine bedeutende

Wichtigkeit, aber er war von großen Folgen wegen der Neigung unsrer anderen deutschen Verbündeten es eben so zu machen und ließ ahnen, daß er Nachahmung finden dürfte. Napoleon, welchen seine Schlauheit niemals in großen Verlegenheiten verließ, begriff alle daraus möglicher Weise erwachsende Nachtheile. Er berief einen geheimen Rath, der aus den sämmtlichen Ministern und einigen Großoffizieren seines Hofes bestand. Herr von Talleyrand, Cambaceres und der Senatspräsident wurden dazu berufen. Napoleon fragte sie, ob in gegenwärtiger Lage der verwickelten Angelegenheiten man um den Frieden unterhandeln, oder sich zu einem neuen Kriege rüsten müsse. Herr von Talleyrand und Cambaceres stimmten für den Frieden, welchen Napoleon nach seinem Character, weil er besiegt worden war, nicht wollen konnte, auch wurden jene überstimmt. Der Herzog von Feltre, welcher Napoleons empfindliche Seite kannte, wagte zu sagen, er meine, daß Napoleon nicht mit Ehre ein Dorf aufopfern könne, welches ein Senatusconsult mit Frankreich vereinigt habe. Das nannte man damals freimüthig reden. Auch wurde seine Meinung für die Fortsetzung gebilligt. Ich mögte wirklich Napoleon nicht so sehr tadeln, daß er damals noch nicht Friedensunterhandlungen anfing, als daß er sich solche nicht ernstlicher in Dresden angelegen sein ließ, als die Schlachten von Lützen und Bautzen die Ehre unserer Waffen wiederhergestellt und bewiesen hatten, daß auf dem Rückmarsch von Moskau nicht die Russen, sondern das rauhe Clima uns besiegt hatte.

Während dieser großen Rüstungen des Kaisers zu einem neuen Feldzuge, passirten in Spanien weder große Siege noch Unfälle. Der Augenblick der Räumung der Halbinsel war noch nicht da. Spanien glich damals einem großen dem Erlöschen nahen Brande, weil Brandstoff zu fehlen schien

Als der Kaiser nach Paris zurückkehrte, war der Papst noch immer zu Fontainebleau. Der Papst entschloß sich zu einem Vergleich und unterzeichnete einen Vertrag, welcher nach der Meinung des Kaisers ihren langen Mißverständnissen ein Ende machte. Da ihn einige Geistliche zu diesem Schritte beredet hatten: so bestimmten ihn wiederum die früher beim Kaiser in Ungnade gefallenen Cardinäle, die von neuem Zugang zu ihm erlangt hatten, seinen

Abschluß zu widerrufen. Dies that denn auch der schwache Papst, und weil Napoleon damals andere Dinge im Kopfe lagen, so ließ er den Papst thun, was er wollte, publicirte aber den mit ihm abgeschlossenen Vertrag. In damaliger Lage der Bedrängnisse des letzten Krieges konnte Napoleon auf die neuen Schwierigkeiten, welche ihm Pius entgegenstellte, nicht viel achten, da ihn wichtigere Dinge jenseits des Rheins beschäftigten. Er war unglücklich, und die mit ihm am engsten verbündeten Fürsten trennten sich von ihm, wie er hatte erwarten können, und Oestreich folgte nicht zuletzt Preußens Beispiel.

In diesen schwierigen Verhältnissen schickte der Kaiser, welcher seit einiger Zeit den Geist, die Geschicklichkeit und die Gewandtheit des Grafen Louis von Narbonne wahrgenommen hatte, diesen statt des Herrn Otto nach Wien. Napoleon wußte, daß der Kaiser von Oestreich, als die preußische Armee mit den Russen sich Böhmen näherte, geneigt war, sich mit diesen Mächten zu verbinden, und hoffte noch dieser Vereinigung zuvorkommen zu können; aber des Herrn von Narbonne Friedensvorschläge fanden kein Gehör. Die Gelegenheit zur Rache ohne Gefahr war zu schön, Oestreich wollte sie nicht fahren lassen.

Damals sah Napoleon deutlich, daß Oestreich, weil solches sein Contingent nicht wiederherstellen wollte, ihn im Stiche ließ, daß es bald wider ihn die Waffen ergreifen und er dann ganz Europa zu bekämpfen haben würde. Dies erstaunte Napoleons Kühnheit, erschreckte sie aber nicht. Noch war ihm ein Theil der Rheinbundsfürsten getreu, und da seine Rüstungen geschlossen waren, eilte er persönlich den Oberbefehl seines wunderbar erneuerten Heers wieder zu übernehmen. Ehe er aber diesesmal abreisete, legte er, erschrocken durch Mallets Versuch, damit kein ähnlicher Vorfall sich erneuern könne, die Zügel der Regierung des Innern, während seiner Abwesenheit, nicht wie vormals in die Hände des Ministeraths, worin der Erzkanzler den Vorsitz hatte, sondern der durch einen Regentschaftsrath unterstützten Kaiserin Marie Louise. Da aber die alte Regierung Frankreichs niemals in den Formen strenger als unter Napoleons Kaiserthum geübt wurde, wo man solche heilig beobachtete: so wurden die Archive der frühern Regentschaften genau erforscht. Als die unter den drei Zweigen der

französischen Könige stattfindenden Regentschaften genau untersucht worden waren, berief Napoleon den geheimen Rath von neuem, in welchem Marie Louise sehr feierlich empfangen wurde und Napoleon seine Macht der Tochter des Kaisers von Oestreich übertrug, gerade so wie es Ludwig der Heilige machte, als er bei der Abreise zum Kreuzzuge seine Gewalt in die Hand der Königin Blanca niederlegte. Herr von Menneval, mein Nachfolger bei Napoleon, wurde bei der Regentin, als ihr erster Secretair ernannt. Gewiß konnte er keine bessere Wahl treffen.

Zwölftes Capitel.

Kleine Aufstände. — Napoleonville. — Herr von Steuve, Agent des russischen Hofes in Altona. — Unzufriedenheiten der Einwohner und Anreizung zum Aufstande. — Insurrection des Pöbels in Hamburg. — Die angezündeten französischen Wachhäuser. — Plünderung der beladenen Fahrzeuge. — Die französischen Behörden werden nicht verletzt. — Unthätigkeit der Behörden. — Eingepackte Papiere. — Herr von Chaban und der General Carra Saint-Cyr. — Die militairische Specialcommission. — Aufstand in Lübeck. — Herr Humbert de Flogny. — Uebles Betragen einiger französischen Agenten. — Allgemeine Aufstände auf dem platten Lande. — Ein aus den Händen des wüthenden Volks geretteter Unterpräfect. — Geistesabwesenheit des Hamburger Präfecten. — Falsches Gerücht, daß die Russen sich näherten. — Hinrichtungen, Abscheulichkeiten und Unwillen. — Auflösung der Militaircommission. — Die französischen Truppen ziehen sich nach Hamburg zurück. — Die französischen Behörden räumen Hamburg. — Mißvergnügen des Kaisers. — Beschwerden wider den General Carra Saint-Cyr. — Lemarrois schöne Vertheidigung von Magdeburg. — Erfolgreiche Umtriebe. — Herr Leroy wurde das Opfer seines guten Betragens.

Lange vorher, ehe Napoleon zur Hauptarmee in Sachsen abging, zeigte sich hie und da in Deutschland ein Aufstand. Ob-

gleich er in der Vendee die neue Stadt Napoleonville erbauet hatte, so redete man doch von Unruhen in der Vendee; aber es waren nur leere Gerüchte und das innere Frankreich war vollkommen ruhig. Dies war aber nicht der Fall in den nördlichen Frankreich einverleibten Departements, besonders in den hanseatischen, für die ich mich seit meiner Gesandtschaft in Hamburg besonders interessirte. Seit der Zeit, daß diese einging, machte ich nicht nur manche Reisen dahin, sondern unterhielt auch daselbst so vertrauliche und sichere Correspondenzen, daß ich für die Richtigkeit meiner Erzählung über die dortigen Vorgänge seit dem Anfange des Jahres 1813 gewiß einstehen kann. Alles wurde mir bestätigt, als ich von Ludwig XVIII. im Jahre 1815 eine Sendung nach Hamburg empfing.

Der russiche Hofagent Herr Steuve, in Altona als Privatmann lebend, benutzte die in Hamburg von der Verwaltung begangenen Fehlschritte. Mit Erfolg täuschte er klug und verschlagen die Polizei. Schnell erfuhr er die Unfälle der großen Armee auf dem Rückzuge von Moskau und die Herannäherung der verbündeten Krieger, und wurde durch Herrn Hanft in Hamburg in der Benutzung des Unwillens und des Mißvergnügens des tyrannisch behandelten Volks sehr unterstützt, und ergriff die erste bequeme Gelegenheit zu einem Ausbruche des Aufstandes.

Die Veranlassung dazu gab folgender Vorfall am 24sten Februar 1813 zwischen acht und neun Uhr Morgens. Ein durch das Altonaer Thor nach Hamburg zurückkehrender Hamburger hatte sich durch den Zollposten nicht visitiren lassen wollen, welcher jenen mißhandelte und sogar schwer verwundete. Augenblicklich entstand Auflauf des Pöbels, welcher den Posten verjagte und das Wachhaus in Brand steckte. Dieser durch geheime Agenten verführte Pöbel überfiel auch andere französische Posten und betrug sich dort eben so.

Am schlimmsten behandelte man das am Baumhause belegene Zollbüreau; der nun losgelassene wüthende Haufe hielt den Abgang einiger Schiffe auf und plünderte deren Ladung. Herr Pyonnier, Nachfolger des Herrn Zolldirectors Eudel, bemühete sich vergebens, persönlich den Auflauf zu stillen, gerieth

in Lebensgefahr und wurde nur durch einen Einwohner gerettet, welcher ihn bei sich versteckte.

Nach diesem ersten Unfug verbreiteten sich die Tumultuanten bald in der ganzen Stadt, rissen die Adler und das kaiserliche Wappen über den Thoren der Geschäftshäuser der Behörden nieder; doch herrschte in so weit Mannszucht, daß sie nicht plünderten oder sonst zerstörten, auch keine Wohnungen französischer Behörden heimsuchten, wohin sie diesen Behörden den Rückzug gestatteten. Alle rechtlichen Personen und alle Fremde gingen ebenfalls nach Hause, und keiner ließ sich auswärts sehen.

Nachdem der Prinz von Eckmühl zur Armee nach Rußland abgereiset war, hatte in Hamburg General Carra Saint-Cyr den Befehl. Seine erste Sorge war, als der Auflauf ausbrach, sein Archiv einzupacken, welchem Beispiele der Graf Chaban, der aus der Casse 60,000 Franken holen ließ, die man ihm schuldig war, der Präfect de Conink und der Polizei-Director d'Aubignose folgten. Man that von Seiten dieser Behörden nichts für die öffentliche Sicherheit, und versuchte nicht den Auflauf zu unterdrücken. Nach vieler verlorenen Zeit erbat sich der Commandant Hülfe aus Altona. Gegen vier Uhr Nachmittags kam ein dänisches Husarencommando in Hamburg an und zerstreuete den Pöbel bald durch zahlreiche Nachtpatrouillen, welche die sonst wohl eintretende allgemeine Plünderung verhinderten. Am folgenden Tage versammelten sich alle rechtlichen Bürger, die Eigenthümer aller Classen sorgten für die Herstellung der innern Ruhe, und die Dänen konnten nach Altona zurückkehren. Die Behörden suchten die Schuldigen auf, verhafteten sie und ließen sie von einer zur Untersuchung niedergesetzten Militärcommission verurtheilen; doch wurde nur ein Curländer, Namens Rupfer, der die Aufrührer besonders angereizt hatte, verurtheilt und erschossen.

Am 26sten Februar fand in Lübeck ein ähnlicher Aufruhr statt. Als man die französischen Behörden mißhandeln wollte, vereinigten sich sofort die guten Bürger, schirmten solche vor jeder Beleidigung und gaben ihnen Bedeckung nach Hamburg, wo sie am 27sten eintrafen. An ihrer Spitze befand sich der Unterpräfect Humbert de Flogny. Er war in Lübeck geachtet,

weil er nicht barsch verwaltet hatte; auch hatten die Anführer eigentlich nur wider den Polizeicommissair Unwillen, welcher als Privatmann und wegen willkührlichen groben Verfahrens verachtet war, und wider den dortigen Postdirector Lejeune, wegen harten und unzarten Benehmens.

Die Unordnung und Eile dieser Flüchtlinge bei ihrer Ankunft in Hamburg verbreiteten dort bald Lärm und Bestürzung, und man dachte sich die Sache noch schlimmer, weil sie unter einer Bedeckung ankamen.

Dabei blieben aber keineswegesdie Versuche stehen, um sich der unerträglich gewordenen französischen Herrschaft zu entziehen. Alles Land am linken Elbufer war bald im Aufstand. Die Staatsverwalter, Polizeicommissarien und Zollbedienten flüchteten sich nach Hamburg. In Stade, einem kleinen Hafen am linken Elbufer im Hannövrischen, hatte der Staats-Auditeur und Unterpräfect David, ein Sohn des berühmten Malers, nicht sehr väterlich verwaltet und kam daher in Gefahr, aufgehängt zu werden; aber ein ehrlicher Bürger, Namens Wolff, hatte den Muth, ihm zur Flucht behülflich zu sein.

Während dieser partiellen Aufstände wurde Alles vernachlässigt. Unentschlossenheit, Schwäche und Gier zeigte sich überall. Statt die Menschen zu beruhigen, welche durch die lange Tyrannei erbittert worden waren, spielte man noch die Rolle der Strenge, verhaftete manchen Verdächtigen, den ein Scherge der Polizei denuncirte. Nach dem 3ten März ließ die durch die verstärkte Besatzung ermuthigte Militaircommisson sechs Familienväter aus der Stadt und aus der Nachbarschaft auf dem Glacis von Hamburg erschießen, denen nichts zur Last fiel, als daß sie während des Aufruhrs zufällig oder aus Neugierde zugegen gewesen waren.

Dieses Blutvergießen veranlaßte Unwillen, Abscheu und Schrecken; man war nicht gewohnt an solche Auftritte. Jeder dachte an sich und fürchtete mit Recht diese Militaircommission. Die Bewegung und das Murren des Volks ließen einen neuen allgemeinen Ausbruch des Volksunwillens fürchten. Der Maire verwandte sich mit den vormaligen Bürgercapitainen, um neues Unheil von der Stadt abzuwenden, da sie sämmtlich persönlich in Achtung standen. Energisch und mit voller Ueberzeugung erklär-

ten sie, daß, wenn das Hinrichten nicht sofort mit andern Quälereien der Bürger aufhöre, sie nicht vor einem größern Unglück einstehen mögten. So wurde der General Saint-Cyr veranlaßt, die Militaircommission aufzulösen.

Die Neuigkeit, daß Russen und Preußen längs dem Elbufer heranrückten, vermehrte die Gährung in Westphalen, Hannover, Mecklenburg und Pommern.

Jedermann benutzte unsere Unfälle, um sich wider ein dem Volke widerwärtiges Unterdrückungssystem zu erklären, welches man um so eifriger betrieb, weil man dadurch dem Gebieter des Schicksals des Continents Ergebenheit bezeugte und seine Gunst gewann. Alle zwischen Berlin und Hamburg aufgestellte französische Truppen und diejenigen in den Häfen der Ostsee zogen sich nach Hamburg zurück. Dänemark besetzte damals, zur Sicherung seiner Neutralität wider die Truppen der kriegführenden Mächte, die Gränze im Norden von Bergedorff und Hamburg, am rechten Ufer der Elbe und nach Preußen hin.

Die französischen Civil- und Militaircassen und alle Archive derselben wurden nach Haarburg, am linken Elbufer, geschickt. Die Glieder des Militairgerichts begaben sich nach Altona, und die Töchter des Grafen Chaban folgten ihnen. Seine Gemalin war schon mit den Damen d'Aubignose und Gonse nach Frankreich abgereiset. Die erste war Gattin des Polizei-Directors, die zweite des Post-Directors.

Der General Carra Saint-Cyr und der Präfect Baron de Conink schliefen Nachts in Altona. Der Letztere glaubte sich in steter Lebensgefahr und war des flüchtigen Lebens müde. Dieß verrückte ihm den Kopf; deswegen wollte er sich nach seiner Rückkehr nach Hamburg am 5ten Mai die Kehle abschn iden, welches glücklicherweise sein rascher Kammerdiener verhinderte. Er wurde erst nach Altona und hernach nach Itzehoe gebracht, wo er geheilt und wieder gesund wurde. Dieser sehr rechtschaffene Holländer hatte weder Character, noch vielen Kopf.

Uebertriebene Gerüchte verkündigten stets die nahe Ankunft der Russen; deswegen ließ der General Carra Saint-Cyr Hamburg den 12ten März räumen. Da der General Carra

Saint-Cyr ohne Geld zur Truppenbezahlung sich befand, so ließ er sich 100,000 Franken aus der Staatscasse zahlen, als er die Stadt mit den regulirten Truppen und bewaffneten Zollbeamten verließ. Die Bürgergarde schützte ihn vor den Beleidigungen des Pöbels. Niemals freuete man sich mehr, seiner Gäste los geworden zu sein.

Dieß waren die wahren Vorgänge. Dieser plötzliche Rückzug, welcher wahrscheinlich die Franzosen, die Napoleon nach dem Norden geschickt hatte, rettete, daß sie nicht ermordet wurden, erbitterte Napoleon. In einem Artikel im Moniteur und in den Blättern, welche diesen ausschrieben, wurde der General des Kleinmuths beschuldigt in folgenden Vorwürfen.

Der General Carra Saint-Cyr zog sich zurück, was im Auge aller Unpartheiischen Tadel verdient, weil er dem Gerüchte der nahen Ankunft von 12,000 Russen Glauben beimaß und sich von Uebertreibern zu einer Uebereilung hinreißen ließ. Man wollte die Verwirrung eines plötzlichen Rückzugs benutzen, um alle Acten des Specialgerichts, der Finanzcommission, der Taxationsbehörden und des Polizeiarchivs zu verbrennen. Diese angeblich erzwungene Vernichtung der Pfändungsacten, der Sequestrationen, Gütereinziehungen, ihrer Autorität und ihres Werths sicherte betrügerische Beamte vor weiteren Untersuchungen und Verificationen und vor Verantwortlichkeit.

Diese Beamten, welche über ihre Vergeudungen und Erpressungen einen Schleier werfen wollten, rissen den General hin, denn es ist bekannt, daß er, wenn er besser unterrichtet und weniger erschrocken gewesen wäre, Hamburg hätte behaupten können, wodurch die Wiedereinnahme der Stadt nach zwei Monaten vermieden worden wäre. Saint-Cyr befehligte 3000 Mann Linientruppen und zahlreiche Zollbeamte. General Morand konnte ihm aus Mecklenburg fünf tausend Mann zuführen. Der General Saint-Cyr konnte sich nicht allein zwei Monate, sondern auch, wie General Lemarrois in Magdeburg, bis zu Ende des Krieges behaupten. Hätte General Saint-Cyr nicht so eilig die Niederelbe aufgegeben, so würde er schnell durch das von Wesel vom General Vandamme herbeigeführte Corps unterstützt worden sein, womit der Marschal Davoust später Hamburg

wieder einnahm. Es war daher sehr leicht, dem General Saint-Cyr alle Schuld beizumessen, welchen treulose und feige Rathgeber irre leiteten. Sie rechtfertigten ihre Entweichung auf seine Kosten und behaupteten, daß sie ihm Gehorsam schuldig gewesen wären. So wurde der unglückliche General allein aufgeopfert.

Die Corps der Generäle Saint-Cyr und Morand vereinigten sich bei Tollenspieker am rechten Elbufer. Beide passirten die Elbe und zogen sich, verfolgt von den Kosacken, nach Bremen, woselbst die Hamburger Flüchtlinge, Davoust und Vandamme, zu ihnen stießen. Einige jener Flüchtlinge, wie der Graf Chaban, begaben sich nach Paris. Napoleon verweigerte Chaban die Audienz und ließ ihm befehlen, augenblicklich auf seinen Posten zurückzukehren. Zugleich erging ein Verbot, daß keiner, der nach Frankreich zurückkehren wolle, den Rhein solle passiren dürfen. So wollte man auf jede Art verhindern, daß Paris den Zustand an der Gränze erführe.

Als dieser Wille des Kaisers denen bekannt geworden war, welche veranlaßt hatten, daß Hamburg geräumt wurde, so hielten sie die nach Frankreich bestimmten Briefe zurück. Alle diejenigen, welche nicht wie sie feige nach Bremen geflüchtet waren, wurden als Uebelwillige von ihnen bezeichnet. Die Flüchtlinge bedurften ein zweites Opfer, um ihre Bosheit und Falschheit noch mehr darzulegen. Meine Stelle ersetzte in Hamburg Herr Leroy, welcher 40 Jahre hindurch gute und treue Dienste geleistet hatte. Er folgte den Flüchtlingen nicht, konnte aber in Hamburg nicht bleiben, als Alle abreisten. Er legte bei einem Freunde sein Consulararchiv nieder und begab sich nach Itzehoe in Holstein, um in der Nähe zu bleiben, der Regierung ferner zu berichten und sich sicher zu stellen. Dieses Betragen hätten die aus Hamburg fliehenden Beamten nachahmen sollen, welche alle Papiere ihrer Verwaltung verbrannt hatten, um den Cassenbelang zu unterschlagen. Zugleich hatte Herr Leroy, als Mitglied der Specialcommission, manche ungerechte Maßregel verhindert oder gemildert. Deswegen mißfiel er Davoust und dessen Schergen, welche sämmtlich sein Betragen in ein falsches Licht stellten. Leroy sollte sich in Bremen einfinden, woselbst man ihn vom Amte suspendirte. Er ließ sich die Consulatpapiere von seinem Freunde zustellen und schickte

sie nach Frankreich, woselbst er über Napoleons Ungerechtigkeit und über die Unbilligkeit der Menschen, welchen der Kaiser sein Zutrauen geschenkt hatte, seufzte.

Dreizehntes Capitel.

Oestreichs verschlagene Politik. — Doppelseitigkeit des Wiener Hofes und Verblendung des Cabinets der Tuilerien. — Meine letzte Unterredung mit Duroc. — Dessen sanfter Character. — Gewöhnliche Antworten des Kaisers an diejenigen, welche zum Frieden riethen. — Napoleons Kälte beim Tode seiner Waffengefährten. — Neue Kunde aus Hamburg. — Folgen der Abreise der Französischen Behörden. — Die ersten Kosacken. — Herr von Steuve ein geheimer russischer Agent und Herr von Tettenborn. — Wie gut man die Russen aufnahm. — Herstellung der Senatsbehörde. — Freude der aus Frankreichs Joch entkommenen Einwohner. — Stürmische Volksfreude in Lübeck. — Manier der Kosacken und wie sie die Keller leerten. — Confiscation der den Französischen Beamten gehörigen Güter. — Herr von Steuve und seine Agenten. — Freiwillige Geschenke und allgemeiner Enthusiasmus. — Aushebung von Mannschaft. — Die Kosacken an der Elbe. — Der Staat bezeugt Tettenborn seine Erkenntlichkeit. — Zählung der Fremden. — 30 Franzosen werden in Freiheit gesetzt und 30 andere deportirt. — Herr Bonoyer und sein edles Betragen. — Das folgende Capitel.

Das alles war bereits vorgegangen, ehe Napoleon Paris verließ. Solche Aufstände mußten ihm lebhafte Besorgnisse einflößen, weil sie ihm darlegten, was ihm seine Schmeichler nicht sagten, daß die in Frankreichs Joch geschmiedeten Völker ihm nur zwangsweise gehorchten. Verschwand dieser Zwang: so mußte die Trennung derjenigen, die er im Zwange hielt, erfolgen, und

sie erfolgte in der Frist eines Jahres. Im Monat August wurde jede Unterhandlung abgebrochen, obgleich das in seiner verschlagenen Politik beharrliche Oestreich nicht aufgehört hatte, zu versichern, daß es der Sache des Kaisers treu sei, bis alle seine Rüstungen vollendet und sein Entschluß fest gefaßt war. Herr von Narbonne wurde, so wie ich erzählt habe, in Wien aufgenommen. Freimüthig erkläre ich mich über Oestreichs Betragen. Gelang diesem, das Cabinet der Tuilerien zu täuschen, so war das Letztere desto blinder! Konnten wir vernünftigerweise auf Oestreichs Neutralität rechnen? Ruhig sah es, wie die Russen die Weichsel passirten und nach der Saale vorrückten. Damals hätte einige Bewegung seiner Truppen, oder eine kräftige Declaration Oestreichs alles verhindert, und weil es diesen leicht möglichen Schritt nicht that, so darf man vom Cabinet der Tuilerien wie geschehen urtheilen.

Wenige Tage vor Durocs Abreise zur großen Armee speisete ich bei Duroc, denn diesen Namen gab man noch dem Heere, weil Napoleon solches befehligte. Duroc hatte die Kriege satt, aber er wünschte den Frieden weniger wegen seiner eigenen Ruhe, als wegen des Interesse Frankreichs und des Kaisers. Dieser Freund blieb, so lange ich ihn gekannt habe, stets gleich freimüthig. Verheirathet an eine Tochter des Herrn von Hervas, war er Vater geworden, und Duroc hätte gern das ruhige Privatleben, welches er liebte, genossen. Doch klagte er nicht persönlich über die Leiden des neuen Krieges und sagte mit tiefem Kummer, als ich in ihn drang, den Kaiser zum Frieden zu bewegen, selbst wenn er einige Opfer bringen müßte: „Du vermögtest das, wenn Du noch bei ihm wärest, weil Du kein Krieger bist; wenn wir Soldaten ihm aber guten Rath geben, so hat er uns stets im Verdacht des Eigennutzes. Dann heißt es, ihr seid müde zu kriegen, ihr wollt in Paris nur schönes Vermögen genießen. Habe ich denn mehr Ruhe, als ihr!" Was willst Du, setzte Duroc hinzu, daß man auf solche Bemerkungen antworten solle? Man muß sein Schicksal bis zu Ende tragen. Wir sind mit ihm gestiegen und müssen daher mit ihm fallen. Es macht mir aber Kummer, wenn ich sehe, wie wenig der Tod seiner Waffengefährten ihn ergreift. Er kann feierlich

aussprechen, „der und der ist als ein Tapferer gefallen," aber einen Augenblick denkt er nicht mehr daran. Als ich von Duroc Abschied nahm, dachte ich nicht an seinen nahen Tod, daß er mit Bessieres, wie Lannes und andere Generäle, im Kriege fallen würde.

Indeß setzte ich meinen Briefwechsel mit den Hansestädten nach dem Rückzuge des Generals Carra Saint-Cyr und der Französischen Behörden, worüber der Kaiser grollte, fleißig fort und schildere nun die ferneren Trübsale Norddeutschlands und besonders Hamburgs.

Fünf Stunden von Hamburg liegt das Städtchen Bergedorff, auf Hamburger Gebiet. Hier sah man zum erstenmal Kosacken, und zwar 1200 bis 1500 unter dem Befehl des Obersten Tettenborn. Dies waren die Vortruppen des 18 deutsche Meilen davon stehenden russischen Hauptcorps. Er sollte das Land durchstreichen und es wider die Franzosen insurgiren, auch die ihm folgenden Corps Dörnberg und Czernicheff unterstützen. Wären die Franzosen nicht voreilig zurückgewichen, so hätten diese Kosacken niemals einen Angriff auf Hamburg gewagt, da die Franzosen noch 3000 Mann Linientruppen und eine Menge bewaffneter Zollsoldaten bei einander hatten; aber die Furcht vor den Kosacken war damals zu groß. Der Schrecken verbreitete sich in Hamburg, welches ohne Truppen, Geschütz oder Vertheidigung, mit seinen verfallenen Festungswerken im Fall einer Belagerung sich nicht halten konnte. Der Senator Bartsch und Doctor Know begaben sich nach Bergedorff und baten den russischen Obersten, Militairbesitz von Hamburg zu ergreifen. Sie sagten, sie zweifelten nicht an seiner Mäßigung, welche er einer freundschaftlichen Stadt schuldig sei, und daß er einer mit Rußland in vielen kaufmännischen Verbindungen stehenden Stadt Sicherheit und Schutz widerfahren lassen werde. Tettenborn wagte nicht, sich hierauf einzulassen, weil er einen so eiligen Rückzug der Franzosen sich nicht erklären konnte und die Räumung für einen gelegten Fallstrick hielt. Tettenborn kannte aber einen Schweden, Doctor von Hess, der seit einigen Jahren in Hamburg wohnte, und wußte, daß dieser ein warmer Freund von England und Rußland

sei. Dieser Doctor bestimmte endlich Tettenborn, in Hamburg einzurücken, aber nur unter folgenden Bedingungen: daß die alte Regierung sofort wieder hergestellt werden sollte, und daß man durch eine Deputation des Hamburger Raths in ihrer Amtskleidung ihn zum Einmarsch einladen müsse, denn er wolle darin nur als in eine freie Hansestadt einrücken und würde sonst Hamburg als eine feindliche Stadt behandeln. Freilich wollten sich die alten Senatoren gern wieder in den Besitz ihrer Aemter setzen, aber sie fürchteten noch einen Wechsel des Glücks. Doch entschlossen sie sich dazu mit dem Vorbehalt einer Erklärung an Napoleon, daß die Gewalt der Umstände sie zu diesem Schritte gezwungen habe. Man gab also nach; in der folgenden Nacht und am nächsten Tage versammelte sich der lange zur Ruhe gesetzte Senat und erfüllte Tettenborns Bedingungen.

Den 17ten März nahm bloß ein Kosackencommando von 40 Mann um 4 Uhr nach Mittag von einer Stadt von 120,000 Einwohner Besitz, welche seit der französischen Besitznahme nur noch 80,000 Einwohner zählte.

Am folgenden Tage erschien Tettenborn selbst mit 1000 regulirten und 200 unregulirten Kosacken. Man hat gesehen, wie viel Militair Hamburg am 12ten März verließ, und denke sich nun, wie groß das Mißvergnügen über Napoleon war, wenn man einer so geringen Macht in der Nähe einer weit stärkeren französischen sich freiwillig übergab.

Alle einem Sieger beikömmliche Ehre verschwendete man an Tettenborn bei dem größten Volksenthusiasmus. Mehrere Nächte überließ sich der Pöbel allen möglichen Freudenergüssen, stopfte die Kosacken voll Essen und Trinken, welche sich über die ungewohnte herrliche Bewirthung freueten. Keinem der in Hamburg gebliebenen ruhigen Franzosen wurde ein Leid zugefügt. Nur verhaftete man einige verkleidete Zollbeamte in den Gefängnissen, denn man haßte allgemein das Continentalsystem, das so viel Unheil gebracht hatte.

Erst nach drei oder vier Tagen fiel den Hamburgern die geringe Zahl ihrer immer schwächer werdenden Befreier auf, denn

schon am folgenden Tage wurde ein Detachement derselben nach Lübeck geschickt, wo solches gleiche Ehre als in Hamburg erfuhr. Auch andere Stellungen mußten besorgt werden. Vier Tage nach der Besitznahme waren in Hamburg nur noch 70 Kosacken von den 1200, welche am 18ten März dort eingerückt waren.

Die erste Sorge ihres Commandanten war, sich der Briefpost und der Cassen aller französischen Behörden zu bemächtigen, auch alle Effecten dieser Regierung und ihrer Beamten verkaufen zu lassen. Die Privatvorräthe wurden etwas kosackisch in Besitz genommen. Die Mecklenburger Grafen von Hahn und Bassewitz und der Lüneburger von Echtern, die sich in seine Adjutantur aufnehmen ließen, zeichneten sich aus in der Besitzergreifung des Eigenthums der beiden Directoren Tyonnier und Gonse, und als gute Weinkenner ließen sie in deren Kellern keine Flasche Wein übrig, worüber man lachte. Aber Tettenborn bemächtigte sich auch mehr als 4000 Louisdors des Postdirectors Gonse bei dem Hamburger Banquier Schwartz, der preußischer Generalconsul war. Herr Schwartz, bei dem man geglaubt hatte, fremde Gelder mit Sicherheit niederlegen zu können, hatte auch den reichen Schmuck der Damen Carra Saint-Cyr und d'Aubignose in Händen, dessen sich Tettenborn ebenfalls bemächtigte. Herr Schwartz berief sich darauf, daß er als preußischer Generalconsul Staatsdiener einer verbündeten Macht sei; man betrachtete ihn aber als Banquier und zwang ihn, die Sachen herauszugeben.

Tettenborn zeigte sich in solchen Aneignungen eben so leicht, als die meisten der Anführer der Kosacken; aber der wahre Agent der Angelegenheiten Rußlands war der Herr von Steuve. Nachdem er insgeheim durch seine Unteragenten vorläufig gewirkt hatte, um den öffentlichen Geist der Hamburger zu wecken, trat er selbst hervor, und da Herr von Tettenborn von ihm in Altona seine Instructionen empfing: so sah man wohl, daß alle seine Handlungen im Grunde von Herrn von Steuve ausgingen.

Der Sieger befahl schnell eine starke Truppenaushebung an Fußvolk und Reiterei. Ein gewisser vormaliger Schlachter Hauft errichtete allein auf seine Kosten eine Compagnie Fußvolk und eine von ihm selbst befehligte Schwadron Lanzenreiter mit 130,000 Franken

Aufwand. Solche Liebe hatte die französische Regierung den Bürgern eingeflößt.

Außer den Menschen bedurfte man auch noch Geld und schrieb eine starke Contribution aus, um eine arbeitslose Menge von Handarbeitern und junge Leute ohne ein Handwerk oder Geld anzuwerben. Man lud die Hamburger zu freiwilligen Gaben ein, und so groß war der Enthusiasmus, daß selbst Dienstmägde ihre Ringe und Gold- und Silberschmuck darbrachten. Diese Gelder flossen in die Casse des Tettenbornschen Generalstabs und die öffentliche Stimme bemerkte, daß in solchem ein gewisser Osswald nicht so zart gehandelt habe, als Frau von Stael seinen Namensgenossen im Roman Corinna handeln läßt.

Nun sah man freilich sehr klar, wie irrig Napoleon handelte, als er entweder aus gierigem Ehrgeiz oder aus Kurzsichtigkeit seiner Räthe das hanseatische Gebiet mit seinem Reiche vereinigte. Wären diese Lande frei geblieben, so würden die Verbündeten solche respectirt haben, nun aber wurden sie Feinde Frankreichs, weil sie mit Frankreich verbunden gewesen waren. Wer sollte es glauben, in dieser durch den Krieg in 2 Jahren ungemein verminderten Bevölkerung fand man Mittel, 8 bis 10,000 Mann anzuwerben. So wie einige hundert Mann etwas eingeübt worden waren, schickte man die Recruten zu den Armeen der Verbündeten. Diese schnell ausgehobenen Menschen ohne Mannszucht aus den niedrigsten Classen betrugen sich so schlecht und begingen solche Unordnungen, daß man sie mit Recht die Elbekosacken nannte. Die Kosacken hatten sie ausgehoben, und sie glichen ihren Patronen in jeder Rücksicht, besonders aber in ihrer Raubgier.

So groß war der Haß gegen die französische Regierung in Hamburg, daß man die Besitznahme der Stadt durch Tettenborn als eine Befreiung ansah, und daß der Senat, um ihm seine Dankbarkeit zu zeigen, ihm das Bürgerrecht und 5000 Stück Louisd'or schenkte. Für letztere war er vielleicht empfänglicher, als für die Aufnahme zum Bürger.

Sobald die Russen in Hamburg eingerückt waren, hatte Herr v. Steuve durch von Tettenborn ein Register aller Fremden in Hamburg aufnehmen lassen. Sie mußten sich

beim Generalstabe stellen, ihre Namen und Stand verificiren, auch sich erklären, welches Geschäft sie dort trieben. Dieser Befehl war nur wider die Franzosen gerichtet, von denen 60 verhaftet und unter Polizeiaufsicht gestellt wurden. Sonst erfuhren sie keine Quälerei, und nach wenigen Tagen wurde schon die Hälfte wieder auf freien Fuß gesetzt. Der französische Consul, Herr von Bonoyer in Lübeck, war einer der Ersten, welche ihre Freiheit wieder erlangten, weil er sich eine allgemeine Achtung durch sein edles Betragen erworben hatte. Sobald man seine Verhaftung erfuhr, verwandten sich für seine Freilassung fünf der angesehensten Männer, stellten ihm das ehrenvollste Zeugniß aus und erboten sich zur Bürgschaft für ihn. Der preußische Gesandte, Graf von Grote, that für ihn einen gleichen Schritt, so genau kannte er diesen Ehrenmann. Keiner kannte ihn übrigens besser, als ich, da er lange mein Untergebener gewesen war; aber im Kriege kann der Militairdespotismus den rechtlichsten Mann treffen. Die übrigen 30 Franzosen, welche der Militaircommandant nicht frei gelassen hatte, wurden nach dem jenseitigen hannöverschen Elbufer deportirt. Es fanden sich darunter Landstreicher, außerordentliche Zollbeamte, welche die Vollziehung der Zollgesetze unterstützten, und geheime Polizeispione. Darauf beschränkten die Kosacken ihre Verfolgungen und ihre Rache. Ungern stelle ich im nächsten Capitel als Gegenstück das Verzeichniß der unglaublichen Erpressungen und der Wuth, womit Hamburg nach der Rückkehr der Franzosen heimgesucht wurde.

Vierzehntes Capitel.

Napoleons neue Armee. — Betragen des englischen Ministers in Hamburg. — Tod des Generals Morand. — Die Franzosen werden wieder Herren von Hamburg. — Was Napoleon von Vandamme sagte. — Vandamme und Tettenborn. — Der allgemeine Mordbrenner. — Rache wider zwei Räthe. — Der neue Omar. — Das Schloß zu Lilienthal, Schröter und die von Napoleon geschenkten astronomischen Geschenke. — Vermehrung der französischen Macht an der Elbe. — Bonaparte und Gustav Adolph zu Lützen. — Verbindung der Corps Davoust und Vandamme. — Napoleons Befehle, Hamburg wieder einzunehmen. — Abmarsch der Russen und das Einrücken der Franzosen. — Eine amtliche Lüge wird widerlegt. — Herr de Serre und der neue Präfect in Hamburg. — Der General Hogendorpp und die strengen Maßregeln. — Kluges Betragen des Zolldirectors. — Quälereien und Erpressungen. — Beweggrund der öffentlichen Lüge. — Contribution von 48 Millionen. — Die um ⅕ verminderte Volksmenge in Hamburg. — Bonaparte im Temple und neue Liste der Geißeln. — Unerhörte Verfolgungen. — Die kleinen Neronen.

Die Wiederherstellung des Hamburger Senats dauerte nicht lange. Man nahm bald gewahr, daß man zu sehr geeilt hatte, seinen Haß wider die französische Regierung darzulegen, und vernahm nicht ohne lebhafte Unruhe in den Hansestädten die großen Rüstungen des Kaisers, um bald wieder über Deutschland herzufallen, wo seine Stellvertreter nicht unterließen, grausame Rache wider die Völker zu üben, welche seine Oberherrschaft hatten abschütteln wollen. Wirklich hatte Napoleon, ehe er am 15ten April abreisete, unter den Fahnen seiner wiederhergestellten Armee 180,000 Mann ohne die Ehrengarden, und man begreift, daß mit solchen Hülfsmitteln und mit seinem Genie er noch ein schönes Spiel spielen und vielleicht gewinnen konnte. Man kannte den Character des

Kaisers, was freilich den Hamburgern wenig Muth machte. Uebrigens vermehrte folgender Umstand die Unruhe der Hamburger in Ansehung der Rückkehr der Franzosen. Der vormals beim Hamburger Senat accreditirte englische Gesandte, Herr Cockborn, hatte in Hamburg einige Tage zugebracht, und da er nach Helgoland, einer kleinen vor der Elbe belegenen Insel, den Befehl abschickte, den Capitainen der englischen Schiffe zu untersagen, in die Elbe einzulaufen: so kann man sich die Besorgniß dieses Diplomaten vorstellen, der auch nicht lange zögerte, Hamburg wieder zu verlassen, was freilich keine glückliche Zukunft weissagte. Indeß verfloß der Aprilmonat ohne wichtige Vorfälle für die hanseatischen Departements. Man lebte dort zwischen Furcht und Hoffnung. Täglich fielen Scharmützel zwischen Lüneburg und Bremen unter den russischen und französischen Partheigängern vor. Mehrere französische Posten drangen sogar vor bis Haarburg, einen Hafen am linken Elbufer gegen Hamburg über, zwei Stunden von dieser Stadt; aber bis dahin war nichts entscheidendes vorgefallen.

In einem solchen Scharmützel zwischen den Franzosen und Russen wurde der General Morand schwer verwundet. Da sein Bruder bei der nämlichen Gelegenheit durch Tettenborn gefangen worden war, so gab ihm auf Ehrenwort Tettenborn Erlaubniß, seinem Bruder Pflege zu leisten, er traf ihn aber erst, als er seinen Geist aufgab. Man hat gesehen, daß General Morand sich in Hamburg gerecht, sanft und mäßig betrug, auch bedauerten die Hamburger seinen Tod, denn man sah es als einen Schutz im Unglücke an, wenn er, falls Hamburg wieder unter französische Botmäßigkeit kommen sollte, sein Commando dort wieder antreten würde.

Die in Haarburg eingerückten Franzosen besetzten die Höhe Schwarzenberg, welche die kleine Stadt, das Fahrwasser und die beträchtlichen Inseln zwischen Hamburg und Haarburg beherrschte. Von dieser Höhe aus fingen die Franzosen an Hamburg zu bedrohen und Haarburg anzugreifen. Diese Angriffe leitete Vandamme, der furchtbarste General für die eroberten Länder. Vandamme war zu Cassel in Flandern geboren und hatte einen solchen Ruf der Unbiegsamkeit erlangt, daß

Napoleon über ihn in Dresden sagte: „Wenn ich Vandamme verlöre, so weiß ich nicht, was ich geben würde, um ihn wieder zu erhalten; wenn ich aber zwei derselben hätte, so würde ich mich gezwungen sehen, einen davon erschießen zu lassen." Gewiß war auch der Eine hinreichend.

Sobald Vandamme angekommen war, ließ er Tettenborn wissen, ihm sofort den Bruder und Schwager des Generals Morand auszuliefern, welche, wie ich oben erwähnte, in seine Gefangenschaft gerathen waren; falls sie ihm nicht ausgeliefert würden, werde er Hamburg in Brand schießen. Der Oberste Tettenborn ließ ihm wieder antworten, wenn Vandamme sich das erlaube, so werde Tettenborn beide oben am Michaelisthurm*) aufknüpfen lassen, wo Vandamme sie dann bequem sehen könne. Diese kategorische Antwort zwang den General Vandamme, seinen Zorn zu mäßigen oder auf andere Gegenstände zu richten.

Wirklich wurden um die nämliche Zeit die beiden oldenburgschen Räthe von Werger und von Fink, welche in hoher Achtung standen, erschossen. Das Verbrechen derselben war, daß sie durch ein weises kluges Benehmen eine Plünderung der Kosacken vermieden hatten. — Das schöne Dorf Lilienthal, zwei Stunden von Bremen, wurde in Brand gesteckt auf einen bloßen nicht einmal verificirten Bericht, der sich auch später als unwahr darlegte, daß die Einwohner mit dem Feinde in Einverständnissen gewesen wären. Alle jene unnöthigen Grausamkeiten waren eine Anwendung seines Lieblingssatzes: „man muß damit anfangen, niederschießen zu lassen, und kann hernach über das warum verhandeln."

Was aber war der Grund aller dieser Abscheulichkeiten? Ich will sie frei entdecken: sie waren das Bedürfniß einer niedrigen Rache. Alles das fand statt, weil ein titulirter Herr hohen Ranges den Angeber gespielt hatte. Seit langer Zeit durch Spiel ruinirt und andern Lastern ergeben, hatte er ein Frauenzimmer bei sich, der er erlaubte, sich seine Gattin zu nennen. Da die Damen in der Stadt wußten, daß sie seine Frau nicht war, so hatten sie solche nicht bei sich sehen wollen. Dies war der edle Beweggrund

---

*) Dieser Thurm ist 390 Fuß hoch.

seines Hasses und seiner Rache wider die beiden vorgeachteten und unschuldigen Männer.

Man kann sagen, daß Vandamme sich Mühe gab, seine Macht auf eine thörichte Weise zur Schau zu legen. Das Amthaus zu Lilienthal hatte mit dem Flecken Lilienthal das nämliche Schicksal, verbrannt zu werden. Dort lebte der berühmte Astronom Schröter bloß für seine Wissenschaft mit seiner Bibliothek und seinen Instrumenten. Das wußte Vandamme, und zugleich, daß ihm Napoleon solche zum Beweise seines Wohlwollens als eine Ermunterung geschenkt hatte. Keine Betrachtung hielt Vandamme ab, wenn er Böses thun wollte, denn er verstand nichts, als den Säbel zu führen. Welche Wirkung mußte im Norden die Rückkehr der sich als Verwüster zeigenden Franzosen haben? Jedermann sah solche Grausamkeiten mit Schmerzen, und am meisten die wärmsten Anhänger des Kaisers, denn der kleinste Menschenverstand begriff, daß man eine so behandelte Bevölkerung niemals an sich ketten könne. Diese Unthaten waren jedoch eine Folge des glücklichen und glänzenden Anfangs des von Napoleon persönlich geleiteten Feldzugs. Wie konnte man von einem Volke so viel Scharfsinn erwarten, daß es nicht dem Willen des absolut regierenden Herrn die Barbarei seiner Unterfeldherren anrechnen müsse?

Indessen vermehrte sich täglich die französische Kriegsmacht zu Haarburg. Vandamme benutzte die Nachlässigkeit der neuen hanseatischen Corps, welche die großen Inseln der Elbe besetzt hatten, und griff solche in einer Mainacht an. Es geschah dieses gerade in der Nacht nach der Schlacht bei Lützen, nach welcher beide Theile das Te Deum als Sieger anstimmen ließen. Da sich die Verbündeten zurückzogen und Napoleon vorwärts rückte, so mußte man Letzteren im Publicum für den Sieger halten auf einem Felde, wo vor zwei Jahrhunderten Gustav Adolph siegte und fiel. Dem sei, wie ihm wolle, die Elbkosacken konnten den feurigen Angriff der Franzosen nicht ertragen, denn Vandamme warf die Truppen, welche die größere Insel Wilhelmsburg vertheidigten, und bemächtigte sich auch leicht der Insel Fidbel, deren dem rechten Elbufer zunächstliegende Spitze nur einen halben Kanonenschuß von Hamburg entfernt ist. Mit dieser

Einnahme begann die Belagerung der Stadt. Die Besorgnisse der Einwohner kann man sich vorstellen. Ach, sie konnten sich so viel Unglück nicht einmal denken, als sie später in der Wirklichkeit erfuhren!

Der neunte Mai mußte für die Hamburger vielfältig ein Tag der Trauer sein, denn gerade an diesem Tage stieß Davoust mit seinem Corps zu Vandamme, und der Marschal stand an der Spitze eines Corps von 40,000 Mann, welches Napoleons großes Heer verstärken sollte. Aber so sehr Napoleon auch dieser ansehnlichen Verstärkung bedurfte, so hatte er doch dem Prinzen von Eckmühl befohlen, Hamburg nicht hinter sich liegen zu lassen, sondern die Stadt wieder einzunehmen, es koste, was es wolle. Dieser Befehl entschied Hamburgs Schicksal. Ungeachtet des mehrere Tage dauernden erschrecklichen Regenwetters gelang es den Franzosen, Batterien auf der kleinen Insel Fiddel anzulegen und Schrecken mit Bestürzung in der Stadt zu verbreiten, wider welche mehrere Nächte hindurch eine Zahl Haubitzen feuerten.

Hamburg konnte sich wider eine so ansehnliche französische Macht nicht behaupten. Zwar hatte Tettenborn eine Verstärkung von 800 Preußen und 2000 Schweden empfangen, aber damit konnte er Davoust's 40,000 Mann nicht Widerstand leisten. Auch verhehlte sich Tettenborn keineswegs weder die Schwäche der Verbündeten auf diesem Puncte, noch die unnütze Gefahr, welche er Hamburg aussetzte, wenn er diesen Platz vertheidigen wollte. Er gab den Bitten der Einwohner nach, welche ihn leicht überzeugten, da er es selbst einsah, daß ein längerer Widerstand nur den vollen Ruin der Stadt zur Folge haben mußte. Daher räumte er Hamburg in der Nacht vom 29sten auf den 30sten Mai. Er nahm jene schönen Legionen der Hanseaten mit sich, welche die Elbinsel keine Stunde wider die Franzosen behauptet hatten, und den schwedischen Doctor von Heß, dessen unreifer Rath eine der ersten Ursachen des Unglücks dieser Stadt wurde.

Davoust hatte sich wegen des Rückzugs der Russen mit einigen dänischen Offizieren der Garnison in Altona besprochen,

denn damals sah man in Holstein sehr gern, daß sich der Schauplatz des Krieges von der Niederelbe entferne.

Davoust empfing in Haarburg die Hamburger Deputirten mit anscheinender Mäßigung, und nach den Bedingungen der gegenseitigen Verabredung besetzte am 30sten Mai Morgens ein starkes Corps Dänen die Stadt im Namen des Kaisers. Die Gegenwart dieser Truppen war sehr nöthig, denn sobald sie eintrafen, mußten sie einen Aufstand des Pöbels dämpfen, welchen ein Bleidecker Mettlerkamp angeregt hatte. Dieser Tumult hatte keine Folgen, denn die Dänen erhielten Stille und Ruhe.

Die Franzosen rückten nämlichen Tages um 8 Uhr Abends ein und besetzten unmittelbar die von den Dänen verlassenen Wachposten. Die stillen und bestürzten Einwohner zeigten nicht einen Schatten des Widerstandes. Kein Tropfen Bluts wurde vergossen, keiner wurde insultirt, oder bedrohet. Dies war die reine Wahrheit, welche er aber in diesem Punct nicht laut werden lassen wollte, wenn man nicht gewagt hat, sie ihm selbst zu verhüllen. In den Augen der Welt bedurfte man doch einigen Vorwand zur geübten Rache und nahm seine Zuflucht zum Bulletin, welches eine Sammlung kühner Lügen und unverschämter Prahlereien enthielt, indem es Frankreich und Europa verkündigte, „Hamburg sei mit Gewalt eingenommen worden, mit Verlust von einigen hundert Mann.“ Ohne diesen erdichteten Widerstand in einem Amtsblatte konnte man die Beraubungen und Erpressungen der unglücklichen Stadt nicht rechtfertigen.

Man sah nach einander die alten Behörden von Bremen wieder heimkehren, welche die Wiedereinnahme Hamburgs in Bremen erwarteten, und die drei Monate zuvor durch ein tausend Kosacken zerstörte Ordnung der Dinge wurde schnell wieder hergestellt. Doch nahm der vorige Präfect de Conink seinen Platz nicht wieder ein. Ich habe erzählt, wie er durch den Schrecken über seine mißliche Stellung wahnsinnig geworden war; davon war er zwar geheilt, aber Napoleon bestellte an seiner Statt einen jungen Staatsraths-Auditeur voll übertriebenen Diensteifers, den man bald zu würdigen lernte. Folgendes meldete mir über solchen ein Mann mit gesunder Beurtheilung, der damals

in Hamburg wohnte und unfähig war, einen Geschäftsmann leichtsinnig zu richten.

„Bei dem ersten Besuch, welchen der dem Senat substituirte Obergerichtshof unter de Serres Vorstandschaft *) dem neuen Präfecten abstattete, empfahl dieser den Herren, dem Kaiser ergeben zu sein, und ihn zu lieben. Napoleon, sagte er, geht vor und über alles. Er fügte hinzu, seine Liebe zu ihm ginge so weit, daß er im Stande sei, Jemanden zu tödten, welcher nicht die nämliche Gesinnung hege. Die durch diese ausschweifende Liebe erstaunten und erschrockenen Magistrate zogen sich stillschweigend zurück. Der Auditeur hatte seinen Vorweser de Conink in diesem Hause ersetzt, wo er auf Kosten der Stadt gerade gegen mich über wohnte. Einer der Räthe kam in seiner Uniform quer über die Gasse sofort zu mir ganz verblüfft, um mir den Empfang zu erzählen. Dieser junge Präfect gab Befehl, daß sein Mobiliar mehr Luxus zeigen müsse, forderte eine Quantität Tafellinnen, Wachskerzen, Weine und sogar seidene Strümpfe."

Der holländische General Hogendorp ersetzte als Gouverneur den General Carra Saint-Cyr, der seit seinem eiligen Abmarsch aus Hamburg in Osnabrück sein Quartier nahm. General Hogendorp war einer der Generaladjutanten des Kaisers, aber weder ein Rapp noch ein Lauriston, vielmehr schien er ganz andern Mustern zu folgen. — Hamburg wurde folgendergestalt behandelt. Man verlangte von der Stadt die Nachzahlung aller Rückstände an die verschiedenen französischen Behörden, während einer Abwesenheit von 70 Tagen. Eben so requirirte man für alles dasjenige, was während der Abwesenheit der Franzosen den Truppen der Garnison bezahlt worden war, welche anderswo lebten. Auch verlangte man das rückständige Quartiergeld für Menschen, welche 30 deutsche Meilen von der Stadt entfernt gelebt hatten. Solche Handlungen der Habgier ließen gescheidte, Ruhe liebende Menschen unter jeder durch Gewalt geschaffenen und entsetzten Regierung keinesweges zweifeln, daß sie einen neuen Aufstand wider die Franzosen begünstigen

---

*) de Serre wurde später Justizminister und Botschafter in Neapel.

oder herbeiführen würden. Doch kann ich mit Vergnügen versichern, daß einige Verwaltungsvorstände, welche die neue Stellung der Franzosen in Hamburg besser begriffen hatten, solche ungerechte, plagende und gefährliche Maßregeln nicht einführten. Die Einregistrirungsgebühren wurden den Eingesessenen deutlicher erklärt. Man erlaubte den Hamburgern, welche ungern Franzosen werden wollten, manche alte Gewohnheiten beizubehalten, ohne sie deshalb zur Strafe zu ziehen. Endlich fühlte der Zolldirector Pyonnier, ein sanfter und rechtschaffener Mann, wie zart und schwierig sein in dieser Stadt verhaßtes Amt sei. Mit Schonung und langsam stellte er die Zollposten wieder her. Er begriff, was den systematischen Räthen Napoleons nicht eingeleuchtet hatte, daß, da England während der ungesperrten Elbschifffahrt bis Hamburg wenige Güter dahin geschickt hatte, der Staat bei einer minderen Strenge der Zollbehörden wenig verlieren dürfte. Die Visitation der Kleidungsstücke der Frauenzimmer, welche empörte und zugleich unsittlich war, wurde abgeschafft; aber solche Milderungen kamen nicht von oben herab, und waren nur Folgen des Characters oder der Amtsführung solcher Beamten, welche dachten, daß, wenn das französische Reich zusammenstürzen müsse, dieß doch nicht wegen leichten Frevels wider die verbotene Einfuhr des Kaffees und der Rhabarber statt finden würde.

Wenn in Folge der Einsichten und Rechtschaffenheit des Zolldirectors seine Verwaltung die Hamburger weniger quälte und dadurch den Schleichhandel erschwerte: so war dieß doch nicht beim Postwesen wahrzunehmen, welches seine üblen Gewohnheiten noch eifriger, als vormals trieb. Aus dem Oeffnen der Briefe machte man durchaus kein Geheimniß mehr. Man rief die alten Schergen in diesem Fache des Dienstes wieder zurück, da sie während ihres Aufenthalts in Bremen wegen der dortigen kleineren Postabfertigungen in Briefen ihr Amt, die Briefe zu öffnen, nicht hatten üben können. Als sie heimkehrten, schickte man alle zu rechtlichen deutschen Postbeamten fort und zwang sie sogar, der Postcasse zu ersetzen, was die Russen weggenommen hatten, als wenn die Feder einiger Postschreiber sich dem Säbel von eintausend Kosacken hätten widersetzen können. Außer bei der Einregistrirung

und beim Zollwesen stellte man überall in den Hansestädten das frühere Inquisitionswesen wieder her. Die ersten Regierungsbeamten hörte man sagen: „Die Hamburger sind Napoleon abtrünnig geworden, weil sie für so viele empfangene Wohlthaten nicht mit dem Dichter aus Latium singen wollten: „wir sind glücklich, daß er uns geschäftlose Zeiten gab.“

Das alles waren noch Rosen; man fuhr fort, sich für das Schicksal der hanseatischen Departements zu interessiren; denn am 18ten Junius wurde ein kaiserliches Decret vom 8ten publicirt, um den Lohn für die amtliche Lüge in dem erwähnten Kriegsberichte zu ernten. Zur Sühne des Aufruhrverbrechens wurde die Stadt Hamburg mit einer außerordentlichen Contribution von 48 Millionen Franken belegt, und Lübeck mit einer ähnlichen von 6 Millionen. Diese ungeheure einer schon ruinirten Stadt auferlegte Contribution, deren Bevölkerung seit 3 Jahren fast um $\frac{1}{3}$ abgenommen hatte, sollte in der kurzen Frist eines Monats, in sechs gleichen Zahlungen in baarem Gelde oder in Tratten auf gute Pariser Häuser bezahlt werden. Im Fall der Nichtzahlung oder des Verzugs sollte alles bewegliche und unbewegliche Vermögen der Pflichtigen verkauft werden. Außerdem schrieb der neue Hamburger Präfect eine Requisition in Getreide, Lebensmitteln jeder Art, in Segeltuch, Weinen, Masten, Schifftheer, Hanf, Eisen, Kupfer, Stahl, kurz in allen Bedürfnissen des Heers und der Marine aus.

So ging es mit dem Gelde; aber nicht besser ging es den Hamburgern mit ihrer Person; denn weil die Geldforderungen noch nicht genügten, sollten auch die Personen der Hamburger büßen. In Hamburg wollte man sie ihrer Güter berauben; in Dresden ihrer Existenz und ihrer Freiheit. Am 15ten Junius befahl der durch falsche ihm vorgelegte Berichte, welche die Rachsucht dictirt hatte, verblendete Napoleon, ihm eine Liste der aus ihrer Stadt abwesenden Hamburger einzuliefern; nur 14 Tage zur Rückkehr in ihre Heimath vergönnte er ihnen, als wenn diese kurze Frist materiell hingereicht hätte, um aus den erwählten Zufluchtsorten den Rückweg nach Hamburg zu nehmen. Sie konnten nicht zurückkehren; aber Schlachtopfer mußte man haben. Das Mittel war einfach, und setzte alle

Familien in Schrecken; aber Napoleon kann das nicht gewollt haben. Das beweist sein Betragen im Temple, als er in der Morgenröthe seines Ruhms aus eigner Bewegung die dort vom Directorium aufgehäuften Geißeln fortschickte. Nein, er kann nicht die List erdacht haben, solidarische Geißeln für Personen auszuheben, welche aus Klugheit abwesend waren. Dennoch nahm man Verschiedene unerwarteterweise fest, worüber ich ihn selbst nicht anklage. Man wählte diese Geißeln unter den angesehensten und reichsten Einwohnern, und sah darunter achtzigjährige Greise. Alle wurden nach dem alten Schlosse zu Haarburg am linken Elbufer geschickt. Dort mußten diese an Lebensbequemlichkeit gewöhnten Menschen auf Gefängnißstroh liegen und selbst das Nothdürftigste entbehren. Ich habe nicht Juvenals Geißel, um solche Abscheulichkeiten für immer zu brandmarken. Die Lübeckschen Geißeln brachte man nach Hamburg, welche am Bord eines mitten im Canal des Hafens liegenden Schiffes unter das Verdeck geschafft wurden. So wurde die Schande der englischen Pontons für Gefangene in Hamburg nachgeahmt.

Der schöne Weg war nun eingeschlagen, warum sollte man sich aufhalten lassen? man ging ja gerade zum Ziele. Den 24sten Julius erschien ein Beschluß, welchen man im Correspondenten des 27sten las. Dieser Beschluß war eine Proscriptionsliste der reichsten Eigenthümer aus den Hansestädten, Hannover und Westphalen. Sie sollten des wider Frankreich begangenen Hochverraths schuldig sein. Man begreift nicht, wo diese unvorsichtigen Rathgeber Napoleons den Muth hernahmen, seine Absichten zu überschreiten. Es blieb dabei noch nicht, wie man weiterhin sehen wird, wenn ich von den Batterieen reden werde, welche meine Feinde wider mich richteten, bloß, weil ich von ihrem Betragen genau unterrichtet war, weßwegen ich denn freilich auch im Stande bin, das ihrige zu enthüllen.

Funfzehntes Capitel.

Napoleons zweimaliger Aufenthalt in Dresden. — Die Schlacht bei Bautzen. — Durocs Tod. — Waffenstillstand zu Pleiswitz. — Congreß in Prag. — Oestreichs Zwischentreten. — Möglichkeit eines Friedensschlusses. — Napoleons Halsstarrigkeit. — Böse Räthe. — Schlacht bei Vittoria und üble Stellung der Franzosen in Spanien. — Einfluß der Nachrichten aus Spanien auf den Prager Congreß. — Ankunft des Generals Moreau in Europa. — Falsche Meinungen über Moreau's Hoffnungen. — Erinnerung der Versprechungen Alexanders an Bernadotte. — Moreau's wahre Absichten. — Die grüne Cocarde, der General Willot, und edler Gedanke des Herzogs von Berry. — Eine wichtige Note und Berichtigung eines Irrthums. — Bruch der Prager Conferenzen. — Abfall des Generals Jomini. — Schlachten bei Dresden und Leipzig. — Ein treuer König.

Ich habe gesagt, daß Napoleon am 2ten Mai bei Lützen siegte; acht Tage später war er in Dresden, nicht mehr, wie bei seinem Zuge nach Rußland, als Alleinherrscher des westlichen Europa, von seinen großen Vasallen umgeben; aber er verließ sich noch auf sein Glück, in der schönen Hauptstadt des einzigen von ihm geschaffenen Königs, welcher Frankreich treu blieb, aber dafür die Hälfte seiner Staaten verlor. Der Kaiser blieb nur zehn Tage in Dresden, und verfolgte darauf die russische Armee, welche er den 19ten Mai bei Bautzen antraf. Diese Schlacht, auf welche an den folgenden Tagen die Schlachten bei Würtschen und Hochkirchen folgten, dauerte folglich drei Tage; der Sieg, der am Ende Napoleon verblieb, wurde ihm sehr streitig gemacht; aber Napoleon und ich darf sagen, Frankreich verlor viel, weil eine Kanonenkugel den sich mit Duroc unterhaltenden General Kirchner tödtete und Duroc den Bauch wegnahm. Ich rede hier nicht mehr von

dem Tode eines so rechtschaffenen Mannes, welchen ich herzlich liebte und aufrichtig bedauerte. Bald werde ich die Umstände seines Todes treuer als Napoleons Amtsbericht erzählen.

Nun war der Augenblick erschienen, wo Oestreich beweisen mußte, daß es nicht gänzlich vom Bunde mit Napoleon abfallen wolle, nachdem es von seiner feindlichen Gesinnung so viele Beweise gegeben hatte. Alle seine Freundschaftsversicherungen beschränkten sich auf sein Dazwischentreten, um eine Unterhandlung mit Rußland einzuleiten. Dadurch kam am 4ten Junius zu Pleiswitz zwischen Napoleon und seinen Verbündeten von der einen, und dem Kaiser Alexander und dessen Verbündeten von der andern Seite ein Waffenstillstand zu Stande. Er sollte fortdauern bis zum 8ten Julius, und wurde später bis zum 10ten August verlängert.

Die ersten gegenseitigen Eröffnungen nach dem Pleiswitzer Waffenstillstande hatten den Prager Congreß zur Folge; und wenn jemals Napoleon nach seinen Unfällen im vorigen Jahre Gelegenheit hatte, einen ehrenvollen und vortheilhaften Frieden für Frankreich zu schließen, so fand dieses nach der Schlacht bei Bautzen statt. Alle in den großen Debatten interessirten Mächte schickten Unterhändler nach dem Congresse, der sich unter östreichscher Vermittelung in Prag versammelte. Dieser Congreß war eine Folge des östreichschen Anerbietens, daß es sich zwischen ihn und Alexander stellen wolle, um den Frieden in Europa wieder herzustellen. Im sechsten Artikel des Tractats wegen des Waffenstillstandes war festgesetzt worden, daß, wenn eine der kriegführenden Mächte den Waffenstillstand nach der provisorischen Convention vom 4ten Junius aufrufen mögte, die Unterhandlungen des Congresses dadurch nicht unterbrochen werden sollten. Wer aber den Geist, der unter den Häuptern der wider einander eifersüchtigen Mächte herrschte, kannte, der fühlte sehr wohl, daß vom Congresse kein Heil zu erwarten war, weil sich solche nur ungern dazu entschlossen hatten, auch herrschte in den Conferenzen selbst kein versöhnender Geist; es wunderte mich daher gar nicht, als ich erfuhr, daß der Congreß abgebrochen worden sei.

Man sagte damals, daß die Verbündeten alles, was seit der Schlacht bei Ulm (1805) an Frankreich verloren ging, zurückgefor-

dert hätten, also auch die französisch gewordenen Niederlande und die Hansestädte. Immer behielten wir dann noch Belgien, das linke Rheinufer, Piemont, die Grafschaft Nizza und Savoyen. Wie konnte man mehr als dies verlangen? Allein das Vernünftige war nicht möglich, weil es von einem Manne abhing, welcher um keinen Preis so weit zurückweichen wollte. Dieser unheilbringende Entschluß wurde unterstützt und unterhalten durch die sein Zutrauen besitzenden Personen, welche gerade so wie Clarke zu einer Zeit redeten, wo man den Frieden so sehr bedurfte. So übel wurde der Kaiser berathen! Während des Waffenstillstandes gewannen die Engländer die Schlacht bei Vittoria, wodurch sie Herren von ganz Spanien wurden, und Marschal Suchet sich bis an den Ebro zurückziehen mußte. *) Diese im Süden die Vernichtung unsers Heers in Spanien drohende Gefahr mußte die Siegeserwartungen der bisher nicht geschlagenen Krieger, denen der Krieg keine Gefahr zu bringen schien, ungemein herabstimmen. Zwar kenne ich Napoleons Widerstand, und seine Neigung, Kriegsruhm sich zu erwerben; aber doch hätte er wohl wiederholten Vorstellungen Gehör gegeben, wenn vernünftige wahre Vaterlandsfreunde solche angebracht hätten. Frankreich muß ihnen diesen Vorwurf machen. Wenn, als die Nachricht von jenem Siege nach Dresden und Böhmen erscholl, die Feindseligkeiten ohne Verlängerung des am 8ten Julius ablaufenden Waffenstillstandes sich sofort erneuert hätten, so würde daraus ein großes Unglück erfolgt sein. Gewiß mußte jene Schlappe in Spanien den Kaiser lebhaft ergreifen. Den damaligen Augenblick, wo er trauerte, mußte man benutzen, um seine Neigung zum Kriegführen zu brechen. Frankreich hat diese Verblendung theuer bezahlt. Damals traf General Moreau, wie man versicherte, auf Einladung des Kronprinzen von Schweden bei den Verbündeten ein; aber es fanden niemals zwischen diesen beiden Männern genaue Verbindungen statt, und wie kann man sich denken, daß Moreau, als Kaiser, Bernadotte

---

*) Die Kunde dieser entscheidenden Schlacht machte die Lage der französischen Bevollmächtigten in Prag schwieriger, ließ die Bedingungen der Verbündeten steigen, und erschütterte auch das Zutrauen der uns noch treuen Bundesgenossen.

willkommen gewesen wäre. Entscheidend ist hier, daß Alexander gegen Bernadotte die Möglichkeit äußerte, daß er Napoleon ersetzen könne. Man lese darüber meine Unterredung mit Bernadotte nach der Herstellung der Bourbons; auch muß man nicht vergessen, daß Bernadotte damals noch nicht König war. Wenn Bernadotte an einen Nachfolger Napoleons dachte, so dachte er gewiß an sich selbst. Man kann nicht wissen, was der Kaiser Alexander Moreau versprochen hat; aber es wäre auch möglich, daß Moreau im Glücksfalle eingewilligt hätte, Alexanders Absichten und Bernadotte's Ehrgeiz zu befriedigen.

Desto gewisser ist es, daß die französischen Prinzen des Hauses Bourbon Moreau durch den ihnen ergebenen General Willot, einen am 18ten Fructidor Verbannten, Vorschläge machen ließen. Gewiß weiß ich ferner, daß General Moreau, der sich damals in Baltimore aufhielt, die Parthei des Hauses Bourbon weder ergreifen, noch ihr dienen wollte. Auch weiß ich, daß der Herzog von Berry dem General Willot schrieb, er sehe ungern, daß Moreau die grüne (russische) Cocarde aufgesteckt habe; daß er selbst aber, was ihm auch begegnen möge, niemals eine fremde Cocarde tragen werde. Moreau nahm in einem Anfalle der Rache wider Napoleon russische Dienste, und fand den Tod, wo er keinen Ruhm finden konnte. *)

---

*) Der Name des Generals Moreau gibt mir Veranlassung, einen unfreiwilligen Irrthum in Hinsicht des Generals Lajollais zu verbessern. Man hat mir überzeugende Acten vorgelegt, daß jener General an Georges Verschwörung, worein Moreau verwickelt war, eben so wenig Theil nahm, als die Herren de Polignac und de Rivière. Das Betragen des Generals Lajollais konnte im Geiste der Freunde des Generals Moreau über die von ihm dabei gespielte Rolle, Verdacht schöpfen lassen; aber es freuet mich, Gelegenheit zu haben, einen Irrthum zu berichtigen, welcher die Ehre einer Familie gefährden konnte. Ich erkenne daher mit Vergnügen an, daß Lajollais zwar ein sehr unvorsichtiger Theilnehmer, aber kein verrätherischer Agent in Georges Verschwörung war. Sein Leichtsinn, den er schwer gebüßt

Ich kehre zu den Verhandlungen des Prager Congresses zurück. Gegen das Ende des Julius war solcher nicht weiter als im Anfange gekommen. Statt den Franzosen Hoffnung eines nahen Friedens zu geben, machte der Kaiser eine Reise nach Mainz, die Kaiserin besuchte ihn daselbst und kehrte unmittelbar nach der Abreise des Kaisers wieder zurück. Ich weiß nicht, was man dem Kaiser rieth und worauf man sich stützte, als man ihm anrieth, keinen Frieden zu schließen. Wie dem auch sein mag, er kehrte nach Dresden zurück, und der nicht erneuerte Stillstand der Waffen erlosch natürlich nach der Uebereinkunft am 17ten August.

Ein unangenehmer Umstand sofort nach den abgebrochenen Unterhandlungen war, daß Oestreich, gewohnt im Kriege, wie vormals, durch Heirathen zu gewinnen, erklärte, daß es seine verstärkten Heere zu den Verbündeten stoßen lassen werde. Durch diesen schrecklichen Schlag wurden diese 200,000 Mann stärker. Der Sturm schritt schnell vorwärts.

Im Anfange dieses unglücklichen Feldzugs ging General Jomini zu den Feinden über. Er war Chef des Generalstabs im Corps des Marschals Ney, welcher mit seiner bekannten Gewandtheit die ihm ertheilten Befehle vollzog. Man wunderte sich über diesen Uebergang in der Periode eines unter traurigen Vorbedeutun-

---

hat, konnte den Anschein eines Verdachts in einer Zeit darlegen, wo man so vieles Interesse hatte, Verräther zu finden; es ist mir aber klar bewiesen worden, daß seine damals vierzehnjährige einzige Tochter Napoleon so dringend bat, daß er nicht umhin konnte, ihn zu begnadigen, daß Lajollais Vermögen confiscirt und von Staatswegen verkauft wurde, daß er 4 Jahre Gefangenschaft ertrug und zu Chateau d'Iff im Gefängnisse starb, fünf Monate nach dem Ablaufe seiner Strafe. Ich bin gewiß nicht abgeneigt, die mir bewiesenen Unrichtigkeiten selbst zu rügen. Niemals werde ich mein Urtheil über gewisse Menschen ändern, weil es das Resultat meiner Ueberzeugungen ist. Was aber die Thatsachen im Allgemeinen anbetrifft, so kann mich eine sehr verbreitete Darstellung hinreißen, einige irrig befundene Umstände als richtig anzunehmen. Aus dieser freiwilligen einfachen Erklärung mag man folgern, was ich von unbeantworteten Reclamationen denke.

gen beginnenden Kampfes, um ein neues Glück in den feindlichen Reihen aufzusuchen. Das Publicum hat über Jomini sein Urtheil gefällt.

Ich werde nur von den Kriegsthaten reden, welche eine Entscheidung geben. Die Bewegungen unserer Truppen und ihre Stellungen sind in vielen guten Werken so genau dargestellt worden, daß ich nur bekanntes wiederholen könnte.

Die erste Schlacht fiel bei Dresden vor, sieben Tage nach dem Bruch des Waffenstillstandes, und Vandammes Niederlage, welche dem Siege bei Dresden die Wirkung nahm, wo Moreau fiel, folgte nur zu bald. Alle zu gleicher Zeit agirende Corps erfuhren Unfälle, und weil man oft vom Glücke redet, kann man nicht ableugnen, daß es uns verließ. Weil die Bahn des Abfalls von den Bündnissen mit Frankreich gebrochen war: so legte das von den Corps der dort aufgestellten französischen Truppen entledigte Baiern die Maske ab und schloß sich unsern Feinden an.

Um diese Zeit, d. h. im Monat October, wurde die Frankreichs Schicksal entscheidende Schlacht bei Leipzig geliefert. Die einzige uns noch treue sächsische Armee ging während der Schlacht aus unsern Linien zu den Feinden über. Man wird später sehen, wenn ich vom Wiener Congreß reden werde, wie der König von Sachsen seine Treue gegen Frankreich büßen mußte, ohne daß man auf die durch seine Truppen den Verbündeten geleistete Hülfe Rücksicht nahm, woran freilich der König keinen Theil genommen hatte, obgleich er den Verbündeten sehr nützlich war.

Sechszehntes Capitel.

Erneuerung der Feindseligkeiten. — Schlachten von Dresden und Leipzig. — Duroc und Poniatowski. — Durocs Tod, hochmüthiger Schmerz und allgemeines Bedauern. — Bulletin mit erdichteten Redensarten. — Erinnerung an Desaix. — Wahre Erzählung, wie Duroc starb. — Brief eines Augenzeugen. — Erinnerung einer Unterhaltung mit Duroc. — Durocs Ungeduld wider den Kaiser und Unterbrechung. — Die nach einem Jahre fortgesetzte Unterhaltung. — Was Napoleon Duroc über mich sagte. — Absicht, mich wieder anzustellen. — Neue Beweise von Durocs Freundschaft gegen mich. — Eindruck, welchen der Tod der vormaligen Waffengefährten des Kaisers hervorbrachte. — Poniatowski. — Der Anfang seiner Laufbahn. — Poniatowski, Minister des Großherzogthums Warschau. — Unfälle der Schlacht bei Leipzig. — Die Brücke nach Lindenau. — Rechtfertigung im Moniteur. — Ernannte, aber nicht versammelte Militaircommission. — Poniatowski's letzte Worte und Augenblicke. — Sein unglaublicher Muth. — Sein Grabmal in einem Garten und in der Hauptkirche in Warschau.

Nachdem sich der Prager Congreß, ohne ein Resultat zu liefern, zerschlagen hatte, begannen die Feindseligkeiten wieder um die Mitte des Augusts, und zehn Tage nachher fand die durch Moreaus Tod berühmte Schlacht bei Dresden statt, wo wir noch einmal über die Russen siegten. Gleich nachher fiel Vandamme in Kriegsgefangenschaft, und der Monat October wurde merkwürdig durch die unentschiedene Schlacht bei Wachau und endlich durch die Schlacht bei Leipzig, das Wahrzeichen unseres großen Unglücks, worin Poniatowski umkam, als er über die Elster setzen wollte. Ich übergehe die Einzelheiten dieser Begebenheiten und Schlachten, worin die französische Tapferkeit, aber nicht das Glück, sich stets gleich blieb.

Napoleon kam am 2ten November wieder in Mainz an und begab sich von da nach Paris. Hier will ich einschieben, was mir über den Tod von Duroc und Poniatowski, zweier allgemein bedauerter Menschen, bekannt wurde. Napoleon bedauerte auch Durocs Tod; aber nicht aus Freundschaft, sondern weil er ihm nützlich war. Er war es, welcher die herrliche Ordnung im Haushalt des Kaisers und in seinen Palästen einrichtete. Napoleon wollte seinem Schmerze ein feierliches Aeußere geben; nachdem er daher den Tod dieses Lieblings tragisch beschrieben hatte, ließ er seinen Tod durch einen Maler darstellen, um die Begebenheit in langem Andenken zu erhalten. Folgendes ließ er darüber in den Armeebericht einrücken, wo man in prunkvollen Worten von dem Verluste des Kaisers redete. Welche gedrechselte Redensarten legte man dem sterbenden Duroc in den Mund! Redete das Bulletin wahr, so hätte er dem Kaiser gesagt: „Mein ganzes Leben war Ihrem Dienst gewidmet; ich bedaure meinen Tod nur, weil ich Ihnen hätte noch nützlich sein können. Ja, Ew. Majestät, wir werden uns wiedersehen, aber erst nach 30 Jahren *), wenn Sie über ihre Feinde triumphirt und alle Hoffnungen Ihres Vaterlandes befriedigt haben werden. Ich habe als ein ehrlicher Mann gelebt und mir keine Vorwürfe zu machen; ich hinterlasse eine Tochter, bei der Ew. Majestät Vaterstelle vertreten werden."

Von allem dem war nicht ein Wort wahr. Diese Rede Durocs war gänzlich erdichtet, wie diejenige des bei Marengo gefallenen Generals Desaix, denn Napoleon ahmte Homers Weise nach, seine Helden in der Todesstunde viel schwatzen zu lassen. Desto wahrer ist, daß Duroc sehr heftige Schmerzen empfand; alsdann ist man aber weder beredt, noch ein Schwätzer. Ich erinnere mich, einen Brief eines angeblichen Augenzeugen gelesen zu haben, der den Kaiser ins Feld begleitete und zu seiner Hausdienerschaft gehörte. Dieser schrieb einem Minister, der sein Freund war, er möge der amtlichen Sage eines Besuchs Napoleons bei Duroc keinen Glauben beimessen. Als der

*) Dieses späte Wiedersehen schien Napoleon besonders zu gefallen.

Kaiser, ungeachtet der Duroc quälenden Schmerzen, lange blieb, wandte sich Duroc mit Mühe nach der andern Seite und sagte dem Kaiser, indem er mit der rechten Hand ihn abwies: „Ew. Majestät lassen Sie mich wenigstens ruhig sterben."

Kann ich dies freilich nicht als wahr bewähren, weil ich es Andern nacherzähle, so kann ich doch Folgendes, was diese Nachricht unterstützt, als wahr versichern. Ehe man im Jahre 1812 ins Feld rückte, hatte Duroc mich bitten lassen, ins Pavillon Mursan, wo er wohnte, zu ihm zu kommen. Ich besuchte ihn oft. Er war Mittags vom Kaiser zurückgekommen, mit dem er, wie gewöhnlich, gearbeitet hatte, und war in Uniform. Ich erwartete ihn seit fünf Minuten. Kaum war er eingetroffen und hatte seine Uniform und den Hut abgelegt, so sagte er: „Ich gebe Dir allein Kenntniß von einer Unterredung, die ich Deinethalben mit dem Kaiser gehabt habe. Sage aber Keinem davon etwas, warte mit Geduld und Du sollst — — —" In dem Augenblicke trat ein Hoflackai herein — — — — „Der Kaiser verlangt Sie, Gnädiger Herr, im Augenblicke zu sprechen!" Duroc antwortete laut: „Gut," nicht so laut: „ich komme." Kaum hatte der Hofdiener sich entfernt, als der im Hemde stehende Duroc das rechte Bein erhob und mit dem Fuße den Boden heftig stampfte. „Den ganzen Morgen habe ich keine Ruhe. Habe ich nur fünf Minuten für mich, so beneidet er mir das und nimmt sie mir." Duroc kleidete sich wieder an, stieg sofort wieder zum Kaiser hinauf und sagte zu mir: „Mein Lieber, ein andermal."

Seit jenem Tage konnte ich Duroc erst im Januar 1813 wieder antreffen. Er war immer abwesend gewesen, erst gegen Ende des Jahres 1812 wieder eingetroffen und durch die Folge jenes Feldzugs sehr angegriffen worden, setzte aber noch in Napoleons Genie viel Vertrauen, was ihn wieder aufrichtete. Ich theilte seine Hoffnungen nicht, weil die Maßregeln, welche der Kaiser nach seiner Rede ergreifen wollte, um den Kampf zu erneuern, meinen Beifall nicht fanden. Ich brach unsere desfällige Unterhaltung ab, und erinnerte ihn, mir die ferneren mich betreffenden Worte des Kaiser zu sagen. „Du hast Recht," sagte er, „so höre denn. Abends, als mich der Kaiser so eilig

wieder holen ließ, worüber ich so ärgerlich war, mußte ich mit ihm Billard spielen, was er, wie alle Spiele, wo es auf Gewandtheit ankommt, schlecht spielt. Indem er nachlässig seine Kugeln schob, brummte er. — „„Duroc, seht Ihr noch immer Bourrienne."" — „Ja, Ihro Majestät, er ist bisweilen bei meinen Mahlzeiten, welche ich den Diplomaten gebe, und nimmt sich so sonderbar in seinem seidenen Lyoner Rock mit altmodigem Schnitte aus, daß Sie lachen würden, wenn Sie ihn sähen." — „„Gut, was sagt er denn?"" — „Er sagt, daß seine Kleidung lächerlich sein mag, daß er aber den Lyoner Seidenfabriken Brod giebt; daß neue Moden in einer Nation niemals Glück machen! — „„So war er immer, nichts ist ihm Recht! — Das ist wahr, er ist eine Art Mucker, sagt aber ehrlich, was er denkt. — Wißt Ihr, Duroc, daß er mir in Hamburg rechtschaffen diente? Ich habe durch ihn tüchtig Geld gezogen; er ist ein rechter Geschäftsmann, ich will ihn nicht lange unthätig lassen. Er muß Langeweile haben. Ich weiß nicht, was ich ihm geben werde, aber ich werde sehen. — Er hat viele Feinde."" — „Aber, Ew. Majestät, wer hat die nicht." — „„Man hat mir noch aus Hamburg viele Klagen wider ihn geschickt, aber sein Rechtfertigungsbrief hat mir die Augen geöffnet und ich fange an zu glauben, daß Savary ihn mit Recht vertheidigt. Man sucht mir immer seine Wiederanstellung abzurathen, am Ende werde ich ihn aber dennoch wieder im Dienste benutzen. Ich darf nicht vergessen, daß er mir zuerst meldete, daß ich sehr wahrscheinlich bald in Krieg gerathen würde. Ich vergesse Alles, was man mir wider ihn seit zwei Jahren gesagt hat. Sobald Friede ist und ich wieder Ruhe habe, werde ich an ihn denken. Berichte mir, was er macht.""

Diese Unterhaltung klang ganz anders, als ein von Napoleon am 25sten December 1811 geschriebener Brief, worin er zur Rechtfertigung seiner Weigerung, mich nicht sehen zu wollen, mich in Verdacht hatte, stehende Umtriebe mit England fortzusetzen. Ist ihm am Schlusse des Jahres 1813 diese Unterredung mit Duroc wieder eingefallen?

Nach dieser Erzählung sagte mir Duroc: „Du kannst Dir vorstellen, daß ich ihm rein gesagt habe, wie ich über Dich denke.

Sei ruhig, ich werde ihn an sein damaliges Vorhaben schon wieder erinnern! Aber Du mußt warten. Lebe wohl, mein Lieber. Ich gehe; wohin, weißt Du; heute bin ich frei; aber wir werden abreisen; der Himmel weiß, wann wir heimkehren werden."

Ich wünschte ihm einen glücklichen Feldzug und eine schnelle Rückkehr; aber ich sollte diesen trefflichen Freund nur noch einmal sehen. Den Tag habe ich schon bemerkt, an dem ich zum letztenmal bei ihm speisete.

Durocs Tod war nicht allein ein wirklicher Verlust, sondern hatte auch für Napoleon einen übeln moralischen Erfolg. Auch ich habe bemerkt, daß jedesmal, wenn einer seiner alten Waffengefährten als ein Opfer seines Ehrgeizes fiel, man mehr als sonst auf Napoleons unersättliches Bedürfniß, Krieg zu führen, welches ihn quälte und am Ende ins Verderben führte, zu schmälen pflegte. Nach Durocs Tod beschäftigte der Tod Joseph Poniatowskis, eines Neffen des Königs Stanislaus Augustus, der 1763 den 7ten Mai in Warschau geboren war, das Publicum am meisten.

Poniatowski zeigte früh und überall, wo ihn nicht der Einfluß seines königlichen Oheims leitete, viele Thätigkeit und Vaterlandsliebe. Aber dieser Einfluß gab ihm eine scheinbare Unentschlossenheit, wodurch er Manchen verdächtig wurde. Im Feldzuge von 1792 bekämpfte er die Russen, zeigte Anfangs vielen Eifer und Vorsicht, ließ sich aber später durch Hofbefehle und durch die Fortschritte der Feinde einschüchtern.

Nachdem sein Oheim der Conföderation zu Targowice beigetreten war, nahm der Fürst Poniatowski seinen Abschied mit vielen der besten Offiziere. Als aber die Polen im Jahre 1794 versuchten, die Russen aus Polen zu vertreiben, begab er sich wieder in das Lager der Polen und nahm als Freiwilliger Dienste. Sein edles Betragen verschaffte ihm die Hochachtung der Polen. Koszinsko vertrauete ihm eine Division Truppen, mit der er während der beiden Warschauer Belagerungen nützliche Dienste leistete. Nachdem die Stadt sich ergeben mußte, ging Poniatowski nach Wien. Er schlug die ihm von Katharina und Paul angebotenen russischen Dienste aus. Der Letztere hatte ihn zum Generallieutenant ernannt.

Poniatowski begab sich damals auf seine Güter bei Warschau und lebte als Privatmann bis zur Errichtung des Herzogthums Warschau, welches von neuem die Hoffnungen der polnischen Patrioten aufregte, und wurde damals Kriegsminister. Als im Jahre 1809 der Erzherzog Ferdinand von Oestreich mit dem östreichschen Heere Besitz vom Herzogthum Warschau ergreifen wollte, befehligte Poniatowski die lange nicht so zahlreiche polnische Armee und zwang ersteres, mehr durch geschickte Märsche, als durch Gefechte, das Herzogthum Warschau wieder zu räumen, und verfolgte die Oestreicher in Galizien bis Krakau.

Nach diesem ehrenvollen Feldzuge lebte er als Minister bis zum Jahre 1812, wo ihn der Krieg gegen Rußland wieder an die Spitze des polnischen Heeres stellte. Nachdem er an allen Begebenheiten und Schicksalen dieses Kriegs Theil genommen hatte, befand er sich auch in der Schlacht bei Leipzig, und war eben zum Reichsmarschal befördert worden. Diese den 14ten October an eben dem Tage beginnende Schlacht, an welchem vor Jahren die Schlachten bei Ulm und Jena geliefert wurden, dauerte vier Tage und entschied Europa's Schicksal. In diesen Tagen des Abfalls schlugen sich auf der Oberfläche von 3 französischen Meilen 500,000 Mann.

Als der Rückzug der Franzosen unvermeidlich geworden war, nahm der Kaiser vom Könige von Sachsen und seiner Familie, welche er von Dresden weggeführt hatte, Abschied. Der Kaiser sagte mit lauter Stimme den Einwohnern auf dem Markte, wo der König wohnte: „lebt wohl, Sachsen.“ Auf einem Umwege kam er nach der Ranstädter Vorstadt und verließ Leipzig durch deren äußeres Thor, welches über die Elsterbrücke nach Lindenau führt.

Bald nachdem er die Brücke passirt war, flog sie viel zu früh in die Luft, weil diese Begebenheit der ganzen noch übrigen Armee am linken Ufer der Elster den Rückzug abschnitt, welche dadurch in Gefangenschaft gerieth.

Man beschuldigte damals Napoleon, daß er sofort, nachdem er die Brücke passirt hatte, um seine Rettung sicherer zu stellen, da ihn der Feind drängte, die Zerstörung der Brücke anbefohlen habe.

Die englischen Blätter behaupteten es sämmtlich, und die Einwohner Leipzigs glaubten es. Um dieß zu widerlegen, ließ man in den Moniteur Folgendes einrücken:

„Der Kaiser hätte dem Geniecorps Befehl ertheilt, Brennstoffe unter der großen Brücke zwischen Leipzig und Lindenau anzubringen, um solche im letztem Augenblick zu sprengen, dadurch den Marsch des Feindes aufzuhalten und dem Gepäcke zum Abfahren Zeit zu verschaffen. Der General Dusausoy gab diesen Auftrag dem Obersten Montfort. Der Oberste, statt persönlich dieses zu besorgen, ertheilte einem Corporal mit vier Schanzgräbern den Befehl, die Brücke zu sprengen, sobald der Feind sich zeigen würde. Der unverständige Corporal begriff den Befehl schlecht. Sobald er daher die ersten feindlichen Flintenschüsse fallen hörte, sprengte er die Brücke in die Luft. Ein Theil der Armee stand noch an der andern Seite des Flusses mit 80 Kanonen und einigen hundert Wagen.

Die Spitze dieses Theils der Armee glaubte, als sie die Brücke auffliegen sah, daß sie sich nun in feindlicher Gewalt befände, gerieth überall in Schrecken und zerstreute sich, um sich zu retten. Der Herzog von Tarent rettete sich schwimmend. Der Fürst Poniatowski, der ein wildes Pferd ritt, stürzte sich in die Elster und ertrank. Zu spät erfuhr der Kaiser diesen Unfall, dem er nicht mehr abhelfen konnte. Der Oberste Montfort und der Corporal der Schanzgräber sollten vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Weil jedoch dieses Gericht nicht statt fand, so muß man daraus schließen, daß diese Begebenheit ein Geheimniß ist, welches nur durch daran theilnehmende Personen aufgedeckt werden kann."

Ehe Napoleon die Elsterbrücke passirte, gab er dem Fürsten Poniatowski den Befehl, gemeinschaftlich mit dem Marschal Macdonald den Rückzug zu decken und zu beschützen, und den Theil der Vorstadt, welcher an dem Wege nach Borna, zu vertheidigen. Zu diesem Behuf ließ er ihm nur 2000 Polen zu Fuß, und derselbe befand sich in dieser traurigen Stellung, als er die französischen Heersäulen in vollem Rückzuge und die Brücke so mit Artillerie und Karren besetzt erblickte, daß sie nicht mehr zu passiren war. Er zog nun seinen Säbel und sagte den nahe

stehenden Offizieren: Wir müssen hier mit Ehre unterliegen. Sofort warf er sich an der Spitze einer kleinen Zahl schwerer Reuter und polnischer Offiziere auf die Truppen der Verbündeten, und empfing in diesem Gefecht eine Kugel in den linken Arm. Schon war er am 14 und 15ten verwundet worden. Nichts desto weniger rückte er vorwärts, fand aber die Vorstadt bereits voller feindlicher Truppen, machte sich Luft und empfing noch eine Wunde. Nun warf er sich in die Pleiße, welche sich mit der Elster verbindet. Mit Hülfe seiner Offiziere gewann er das jenseitige Ufer, ließ aber sein Pferd in der Pleiße. So schwach er war, bestieg er doch ein anderes Pferd und erreichte durch den Reichenbachschen Garten die an solchen stoßende Elster. Es war keine Zeit zu verlieren, aber die meisten Truppen ertranken in der Pleiße und in der Elster. So steil auch das Ufer hier war, stürzte sich doch der Fürst mit seinem Pferde in den Fluß, welcher ihn und sein Roß verschlang, mit verschiedenen Offizieren, welche seinem Beispiel folgten. Viele wurden am Ufer gefangen. Der Marschal Macdonald entkam glücklicher Weise. Fünf Tage nachher entdeckte ein Fischer den Leichnam des Fürsten und zog ihn aus dem Wasser. Er wurde am 26sten October mit allen seinem Range gebührenden Ehren in den Senatsbegräbnissen beigesetzt. Ein bescheidener Stein bezeichnet die Stelle, wo der Fürst gefunden wurde. Die Polen bezeugten dem Herrn Banquier Reichenbach den Wunsch, ihrem Landsmann ein Denkmal zu setzen, aber er zog vor, dieß selbst zu thun und errichtete zu seinem Andenken ein Denkmal auf einem Rasen, umgeben von schönen Thränenweiden.

Der einbalsamirte Körper des Fürsten wurde im folgenden Jahre nach Warschau geschickt. Der Kaiser Alexander erlaubte im Jahre 1816, daß sein Leichnam in der Warschauer Hauptkirche beerdigt wurde, woselbst die Könige und vornehmsten Männer in Polen ruhen. Der berühmte Bildhauer Thorwaldsen erhielt den Auftrag, für den Fürsten ein Denkmal zu verfertigen.

Der Fürst hinterließ nur einen im Jahre 1790 gebornen natürlichen Sohn; dieser Königsstamm blüht nur noch in einer Seitenlinie des Königs Stanislaus und in der Person des im Jahre 1754 gebornen Prinzen Stanislaus.

Siebenzehntes Capitel.

Die Regierung Marie Louisens und die Gnadenbriefe derselben. — Reise des Kaisers und der Kaiserin nach Mainz. — Gutes Vorhaben des Herzogs von Rovigo. — Entschluß Napoleon alles zu sagen. — Eine Million Feinde und Murat wider den Kaiser. — Bonapartes falsche Ideen über den National=Credit. — Das Fallen der Fonds und Verlust von 60 Millionen. — Vermehrung der geheimen Cabinette. — Savarys Freundschaft für mich und Erinnerung des Adjutanten von Desaix. — Der Beschützer bedurfte selbst des Schutzes. — Napoleon wird mir wieder gewogen und die Verläumdungen erneuern sich. — Schwere Pflicht und Nothwendigkeit über sich selbst zu reden. — Die Polizei in Hamburg quält einen meiner Freunde. — Eine wichtige Note. — Verhaftung und Freilassung. — Verletzte Formen. — Gegenwart des Geistes einer deutschen Magd. — Die Wahrheit, welche erstickt werden sollte, wird bekannt. — Neue und unerträgliche Strenge der Regierung in Hamburg. — Ansteckende Krankheiten und Tod des Grafen Chaban. — Vorgebliche Beerdigung.

Während des Dresdener Feldzugs war man im Ganzen mit der Regierung Marie Louisens zufrieden, weil man wußte, daß sie sich weigerte, Todesurtheile zu unterschreiben, wenn der Großrichter ihr solche vorlegte, dagegen lieber Begnadigungen bewilligte, sobald nicht die Verbrechen durchaus Todesstrafe verdienten. Weil ich fortfuhr, Savary oft zu besuchen, so erinnere ich mich, daß er stets mit Lobe von ihr redete, und ich darf mit Wahrheit versichern, daß damals Savary von allen Ministern Napoleons den wahren Stand der Dinge am richtigsten einsah. Ich erinnere mich einer Begebenheit, wo er sehr entschlossen war, dem Kaiser zu sagen, wie nöthig es sei, Frieden zu schließen, so kostbare Opfer er auch fordern möge. Während des verlängerten Pleißewitzer Waffenstillstandes, als die Unterhandlungen in Prag noch nicht abgebro=

chen waren, durfte man einen günstigen Ausgang derselben hoffen. Damals hatte sich der Kaiser von Dresden nach Mainz begeben, wohin er die Kaiserin kommen ließ, um mit ihr Tage zuzubringen. Savary sagte mir einstmals, daß er den Kaiser eben gebeten habe, ihm zu erlauben, ihm in Mainz aufzuwarten. Er hatte damals vor, ihm freimüthig den Zustand des Reichs darzustellen, welches durchaus des Friedens bedürfe. Der Herzog von Rovigo glaubte, daß, wenn er den Kaiser gesehen hätte, er ihn bestimmt haben würde, sich in Ansehung meiner der unrichtigen Ansichten zu begeben. Ich kannte aber Bonaparte zu gut, um diese Täuschung Savary's für möglich zu halten; auch erhielt er nicht die Erlaubniß zur Abreise, weil der Kaiser nur noch wenige Tage in Mainz blieb.

Als der Krieg sich erneuerte und wir den Unfall bei Leipzig erlitten hatten, bin ich gewiß, daß die Verbündeten Vorhabens waren, mit Napoleon nur in seiner Hauptstadt unterhandeln zu wollen, wie er selbst zweimal mit dem Kaiser von Oestreich in Wien unterhandelt hatte. Plötzlich legte Oestreichs Monarch sich eine andere Rolle bei und erklärte Napoleon, daß er mit Rußland und Preußen wider ihn gemeinschaftliche Sache machen werde. In seinem Manifest bediente er sich des Vorwandes, daß Napoleon, jemehr Feinde er hätte, desto eher gezwungen werden könne, zu Friedensbedingungen seine Zustimmung zu geben, welche endlich Europa die nöthige Ruhe wiedergeben würden. Diese Declaration Oestreichs war keine Kleinigkeit, denn da es sich lange ungeheuer gerüstet hatte, so hatte es 250,000 Mann in Waffen aufgeboten. Eben so viele Truppen zählte Rußland unter seinen Fahnen und schickte sie nach dem Rhein. Preußen hatte 200,000 Mann gestellt und der Rheinbund 150,000. Rechnete man nun die Schweden, Holländer und Engländer in Spanien und in den Niederlanden, die Dänen, welche uns verlassen hatten, die Spanier und die Portugiesen, deren Muth unsre Unfälle vermehrten und ihre Hoffnungen steigerten, so hatte, als alle Abfälle vollständig waren, Napoleon gegen sich über eine Million Feinde in Waffen, unter denen sich auch die Neapolitaner und Murat an ihrer Spitze befanden.

Als die großen Unfälle erfolgten, sah man, daß die Renten besonders nach der Schlacht von Leipzig fielen. Ich habe schon gesagt, wie wenig Napoleon richtige Ideen vom Nationalcredit hatte und wie sehr ihn der Fall der Staatseffecten Frankreichs erschreckte. Um diesen Mißcredit seiner Finanzen zu verschleiern, ließ er Renten kaufen, um ihren Werth hoch zu erhalten. Das war bei ihm eine Raserei und eine Art fixer Idee, wovon ihn ein weiser Rath niemals zurückführen konnte. Was war die Folge? Wenn die öffentlichen Angelegenheiten sanken, fielen die Renten, und da man sicher war, einen guten Käufer zu finden, so wurden viele Renten zum Verkauf ausgeboten. Weil dieses Spiel ihm noch nicht genügte: so nahm er noch zu einer kindischen Hinterlist seine Zuflucht, indem er mehreremal den Preis der Renten in den Mäklerberichten auf 80 Procent stellen ließ, obgleich er auf 60 stand. Ich glaube sogar, mich zu erinnern, daß dieses Kunststück im Moniteur angewendet wurde, und daß man später als einen Druckfehler ausgab, was absichtlich unrichtig angegeben war. Bei diesem thörichten Börsenspiele vergeudete der Kaiser 60 Millionen Franken, wofür er nützlicher in London Wechsel auf Paris gekauft hätte. Niemals hat Bonaparte begreifen können, daß die Höhe oder das Sinken der Staatspapiere von der guten oder schlechten Finanzverwaltung eines Staats abhängt, von der höheren oder minderen idealischen Rechtlichkeit des Schuldners, vom Friedens- oder Kriegsstande, endlich von einem guten oder schlechten System die Staatsschuld allmälig wieder zu tilgen. Napoleons Tilgungscasse diente ihm aber bloß zu einer Casse, aus der er in Nothfällen Geld nahm.

Um die nämliche Zeit, d. h. gegen den Herbst des Jahres 1813, vermehrte man die Erpressungsmaßregeln, je mehr das Kaiserreich seinem Ende sich näherte, so wenig man sich das auch zu erklären vermag. Schon seit den ersten Unfällen des Rückzugs von Moskau fand man für gut, allen Briefwechsel zu unterbrechen, der Ergüsse der Schmerzen oder der Freundschaft enthielt. Die Post untersuchte in diesem Plan alle Briefe, welche ins Ausland gingen, oder von daher kamen. Dies wurde zuerst in Paris eingeführt, wie Napoleon in St. Helena richtig bemerkte, und hernach auch in den eroberten Provinzen, z. B. in Ostende, in

Brüssel, in Hamburg, Berlin, Mailand und Florenz, woselbst der Befehl ertheilt zu werden pflegte, daß in diesen Filialpostämtern gewisse verdächtige Briefe geöffnet und abschriftlich dem Kaiser mitgetheilt werden sollten. Dieser unerträgliche Mißbrauch trug viel zum Sturz des Kaiserreichs bei. Wie konnte man hoffen, daß Völker, welche vormals solche Plackereien nicht gewohnt waren, nicht eifrig eine Gelegenheit ergreifen sollten, um das ganz Europa durch Napoleon drückende Joch abzuschütteln! Wegen Mißbräuchen der französischen Verwaltung entstand die Revolution. Napoleons Mißbräuche beriefen die Bourbons wieder zur Herrschaft, obgleich das wider uns insurgirte Europa damals noch nicht beschlossen hatte, die Bourbons wieder auf den Thron zu setzen.

Die Verletzung des Briefgeheimnisses in den Filialen des höheren Spionirsystems erbitterte mich mehr als alles Andere, weil man sich vor dieser Beeinträchtigung auf keine Art sicher stellen konnte. Ich kann nicht vergessen, daß ich mehrmals in Gefahr war, ein Opfer dieser Spürkunst zu werden. Ich hatte so viel Zutrauen zu Savary, weil er es verdiente, daß ich ihm selbst zu sagen wagte, auf welche Art ich mit Hamburg Briefe wechselte. Er kannte die Untreue gewisser Beamten, welche, wie ich überzeugt bin, nicht nach seinen Befehlen verfahren hatten. Savary hatte für mich, wie ich zu glauben berechtigt bin, eine aufrichtige Freundschaft. Vielleicht geschah dies aus Erkenntlichkeit, weil ich nach Desaix Tode bei Bonaparte bewirkt hatte, daß er zum Adjutanten bei diesem ernannt wurde. Wunderlich laufen die Dinge bisweilen; wenn ich früher Savarys Beschützer beim Consul Bonaparte gewesen war, so mußte ich mich später glücklich fühlen, daß der Herzog von Rovigo mich beim Kaiser Napoleon beschützte. Ich darf hinzufügen, daß zwischen dem Beschützer und dem Beschützten weder in Italien nach der Schlacht von Marengo, noch in Paris, während ich mich in Bonapartes Ungnade befand, andere Verhältnisse, als der Kameradschaft unter uns fortbestanden. Auch sprach er stets für mich zur Widerlegung der Verläumdung meiner Feinde, denn er wußte, warum sie mich anklagten, und hatte sich in meiner Vertheidigung mancher Nase des Kaisers ausge-

setzt. Ich vergesse niemals sein Betragen gegen mich im schweren Kampfe wider unwürdige Machinationen und die mit Vorurtheilen wider mich eingenommene Allmacht.

Im Jahre 1813 verdoppelten sich die Verleumdungen wider mich, weil man wahrgenommen hatte, daß das Wohlwollen und die Freundschaft Napoleons gegen mich sich erneuert hatte. Erleuchtet durch die Begebenheiten, verglich er solche mit dem, was ich ihm seit dem Schlusse des Jahres 1810 über Rußlands Rüstungen und die wahrscheinliche Ergreifung einer Parthei wider ihn von Seiten mancher Mächte geschrieben hatte. Dabei erinnerte er sich, daß ich seinem Privatschatze 60 Millionen Franken zugewendet hatte.

So ungern ich auch von mir selbst rede, so muß ich doch Einiges über die grausame Verfolgung meiner Feinde erwähnen. Solche Darstellungen sind unvermeidlich, wenn man selbst seine Denkwürdigkeiten schreibt. Uebrigens lernt der Leser aus einem Gemälde der entfesselten menschlichen Leidenschaften manches, was zum Studium der Menschen gehört, wenn jene Erbitterung auch nur das Verderben eines Einzelnen zum Vorwurf hat. Ich darf mit Wahrheit versichern, daß ich so vornehme Beispiele zu studiren Gelegenheit hatte, daß ich in dieser traurigen Wissenschaft große Kenntnisse erwerben mußte.

Ich hatte, wie ich schon erzählt habe, mehrere Correspondenten in Hamburg mir erhalten. Einer derselben berichtete mir umständlich alles, wovon ich in meiner gegenwärtigen Lage gern unterrichtet sein wollte. Davousts unruhige und argwöhnische Polizei mußte erfahren haben, wer der Mann sei, mit dem ich viele amtliche Geschäfte gehabt hatte, und der zugleich vor und nach meiner Abreise das, was sich ereignete, mit anerkannter Rechtschaffenheit, Moralität und Liebe der Wahrheit, die ihn auszeichneten, niederschrieb. Davoust wollte sich eines unpartheiischen Beobachters entledigen, welcher die Beharrlichkeit besaß, alle Thatsachen, welche unter der unerträglichen Tyrannei des Delegirten des Kaisers in den hanseatischen Departements sich ereigneten, getreulich zu Buche zu führen.

Den 23sten Junius wurde die bemeldete Person, welche verdächtig war, mit mir Briefe zu wechseln, blos dieses Umstan-

des wegen verhaftet und nach dem Wieserbaum ins Gefängniß gebracht. Ihre Papiere wurden versiegelt und unmittelbar weggenommen. Ein Verhör fand nicht statt, aber den 1sten Julius um 10 Uhr Abends wurde er, auf Befehl des Ministers der Polizei, wieder auf freien Fuß gestellt *); man unterrichtete ihn durch einen vertraulichen Brief, daß die Fürsorge eines Freundes, den er nicht vergessen haben konnte, viel zu seiner Befreiung beitrug.

Am folgenden Tage (2ten Julius) begab sich der Freigelassene zu Herrn Daubignose, welcher ihm den Befehl ertheilte, sofort abzureisen, und ihm seine Papiere zurückgab. Sie waren, ungeachtet er nicht zugegen gewesen, eingesehen worden. Er bemerkte gegen den Polizeiminister diese Unregelmäßigkeit, worauf dieser lächelnd erwiederte: „Freilich gehen wir nicht immer den regelmäßigen Weg!“ Hernach sagte er ihm freundlich, sich möglichst schnell fortzumachen, weil er Davoust verdächtig sei. Bei dieser traurigen Begebenheit verdankte mein Freund sein Leben der Gewandtheit einer deutschen Dienstmagd. Dieses Mädchen hatte die Besonnenheit, in dem Augenblicke, da man ihren Herrn verhaftete, den Pappkasten, welcher die Urschriften enthielt, derer man sich gern bemächtigen wollte, zu vernichten, damit sie nicht künftig das Licht der Welt erblicken mögten, und zugleich zum Vorwande der Bestrafung des Verwegenen dienen konnten. — Wurde gleich mein Freund auf solche Art von Hamburg entfernt, so übertrug er doch sein Zutrauen einer würdigen Person, welche über alle dortige Vorfälle bis zum

*) Ich besitze zwei Actenstücke über die traurigen Umtriebe, deren Opfer ich werden sollte. Sie sind von hoher Wichtigkeit. Man ersieht daraus merkwürdige Ränke, die mir allgemeines Interesse zu verdienen schienen. Es sind zwei vom damaligen Polizeiminister, Herzoge von Rovigo, erlassene Sendschreiben, das eine an den Marschal Davoust, das andere an den Polizeimeister in Hamburg, Herrn Daubignose. Ich hatte erst vor, beide Schreiben diesen Denkwürdigkeiten im Texte einzuverleiben; weil sie aber lang waren, zog ich vor, sie als Beilagen diesem Bande hinzu zu fügen, und bitte nur, sie mit Aufmerksamkeit zu lesen.

Jahre 1814 Buch zu halten fortfuhr, da er nach Hamburg zurückkehrte, und jenes Register durch Erkundigungen bei den glaubwürdigsten Personen noch vollständiger machte. Die unglücklichen Hamburger hatten genug gelitten, und konnten sich wenigstens damit trösten, die getreue Geschichte ihrer Leiden zu lesen. Schon Seneca sagt uns, „daß es ein Vergnügen gewesen, sich überstandener schwerer Leiden zu erinnern.“

Wie regierte übrigens Davoust in den Hansestädten? Grausame und strenge Maßregeln folgten einander ohne Unterbrechung. Am 14ten August befahl ein Beschluß des Präfecten die Sequestration der Güter der vier reichsten Privaten in Lübeck. Unter diesen befand sich Demoiselle Rodde, Tochter des vor kurzem dort verstorbenen Maire's, welcher durch Rechtschaffenheit und Unglück sich berühmt machte. Die Ursache der Sequestration war die Nichtbezahlung der auferlegten außerordentlichen Contribution. Der Verkauf ihrer Güter wurde, um ein Exempel aufzustellen, verfügt.

Ein zweiter Beschluß des Präfecten, in Abwesenheit des Prinzen von Eckmühl, verkündigte die Sequestration und den unmittelbaren Verkauf der Güter der säumigen Zahler der außerordentlichen Contribution der 48 Millionen und die Versendung aller in Hamburg unverkäuflichen Waaren jenseits des Rheins, ungeachtet jedes Widerspruchs, von welcher Art er auch sein möge, weil in diesem Falle keine Privatschuld so privilegirt sei, als der kaiserliche Schatz.

Diese harten Maßregeln konnten die Gemüther weder beruhigen, noch besänftigen. Der Marschal Davoust, der Adjutant des Kaisers, Gouverneur von Hogendorp, der Polizeimeister Daubignose, der französische Intendant Staatsrath Chaban und der Präfect de Breteuil trugen gleichseitig nach ihren Kräften dazu bei; aber gerechterweise muß man zugleich bemerken, daß der Marschal das Haupt der Regierung war, und daß die Andern gezwungen waren, die Maßregeln des Marschals zu unterstützen, oder ihre Stellen aufzugeben. So war der Herr von Chaban ein sehr rechtschaffener Mann, aber sein brennendes Verlangen, Senator zu werden, und die Furcht vor Davoust, rissen ihn wider seinen Willen zum Werkzeuge eines

Davoust hin. Nach einiger Zeit verwüstete eine schwere epidemische Krankheit die Hospitäler. Davoust verlangte von Chaban, daß er sie täglich mehreremal besuchen solle. Bald wurde Chaban selbst von der Krankheit angesteckt, welche über 15,000 Soldaten wegraffte, und starb daran. Man bedauerte seinen Tod. Als man mir solchen anzeigte, schrieb man mir zugleich aus Hamburg, daß Davoust mit großem, dort gebräuchlichem Pomp einen leeren, prächtigen Sarg beerdigen ließ. Der Leichnam des Herrn von Chaban war in ein Faß voll Weinessig und aromatischer Kräuter eingetaucht worden. Erst nach der aufgehobenen Belagerung wurde sein Körper nach einem Landgute in Beauce, in Frankreich, das des Verstorbenen Eigenthum war, geschafft. Ich kann mir diese Gaukelei, die mir damals berichtet und später bestätigt wurde, nicht erklären.

Achtzehntes Capitel.

Marsch der Fremden nach dem Rhein. — Lage Napoleons. — Morgenröthe des Consulats und Ende des Kaiserreichs. — Aushebung von 280,000 Mann. — Niederlage bei Leipzig. — Schreckliche Lage der Franzosen in Mainz. — Privatnachrichten. — Aushebung von 300,000 Mann. — Das Jahr 1813 lieferte noch mehr Unfälle, als das Jahr 1812. — Einfluß der ersten abtrünnigen Bundesgenossen auf den Kaiser. — Vergessenes Andenken und Worte Napoleons. — Bonaparte's unüberwindliche Abneigung, Frieden zu schließen, — vermöge seines Characters. — Ruhmsucht stand bei ihm noch höher, als Herrschbegierde. — Frankfurter Declaration. — Weigerungen des Kaisers. — Bedingungen der Verbündeten. — Von Napoleon erdichtete Beweggründe, warum er den Frieden wünsche. — Frankreichs altes Gebiet. — Herr von Metternich. — Herr von Bassano, und diplomatischer Briefwechsel ohne Resultat. — Der Herzog von Vicenza, Minister der auswärtigen Angelegenheiten. — Die Bedingungen der Verbündeten werden unbestimmt angenommen. — Allgemeine Muthlosigkeit. — Bedürfnisse und Widerwille Frankreichs. — Wunsch, Zeit zu gewinnen, und Caulaincourts Abreise ins Hauptquartier der Verbündeten.

Der Monat November des Jahrs 1813 war für Napoleons Glück unheilvoll. Von allen Seiten waren unsre Heere zurückgeschlagen und an den Rhein gelehnt. In allen Richtungen drangen die Verbündeten nach diesem Strome vor. Seit langer Zeit täuschte ich mich nicht mehr, daß das Kaiserreich fallen müsse, nicht, weil die fremden Regenten bereits dessen Vernichtung beschlossen hätten, sondern weil ich begriff, daß Napoleon sich unmöglich wider ganz Europa vertheidigen könne, und weil ich wußte, daß nichts in der Welt, auch in der verzweiflungsvollsten Lage, ihn vermögen könne, Vertragsbedingun-

gen einzugehen, welche er als verletzend für seine Ehre ansah. Welches Schauspiel bot sich mir in der bevorstehenden Zersplitterung seines Reiches dar, wenn ich es mit jener Zeit verglich, wo der junge Bonaparte, voll von einer hoffnungsvollen Zukunft, von einem allgemeinen Enthusiasmus begrüßt wurde! Jetzt brachte jeder Tag die Kunde neuer Abfälle; selbst die Baiern, des Kaisers natürliche Verbündete, welche Bonaparte selbst im Anfange des zweiten Feldzugs nach Wien geführt hatte, sie, welche er auf dem Schlachtfelde gleichsam an Kindesstatt annahm, waren wider uns, und zeigten sich als die erbittertsten Feinde.

Selbst vor der Leipziger Schlacht, worin Napoleon unermeßlich viel verlor, und deren Folgen ihn zu Grunde richteten, hatte er die Nothwendigkeit gefühlt, von Frankreich ein neues Opfer an Menschen zu fordern, als wenn es unerschöpflich wäre. Den Auftrag, dieses Opfer zu verlangen, ertheilte er der Kaiserin-Regentin, welche sich deshalb zum erstenmale im großen Prunk in den Senat begab; aber die prunkhaften Aufzüge des Kaiserreichs neigten sich ihrem Ende. Marie Louise erhielt noch die Bewilligung einer Aushebung von 280,000 Mann; damals waren sie aber kaum in ihre Regimenter eingeschichtet, so verzehrte sie schon der Krieg. Der Abfall der Baiern vermehrte besonders in der ersten Zeit sehr die Noth der Trümmer des bei Leipzig vernichteten Heers. Die Baiern waren eher, als wir, zu Hanau, 4 französische Meilen von Frankfurt, eingetroffen, um uns den Rückzug abzuschneiden; aber die französische Tapferkeit raffte sich noch einmal auf, und die kleine Stadt wurde bald mit Sturm eingenommen. Die Baiern wurden mit großem Verluste zurückgeworfen, und die französische Armee traf in Mainz ein, aber in welchem Zustande? Oder konnte man einigen Massen Menschen ohne vollkommene Ausrüstung noch den Namen einer Armee geben, welche entmuthigt, durch Strapazen und Entbehrungen überwältigt waren? Fast waren sie durch das höchste Elend zum Thiere herabgesunken. Als sie in Mainz eintrafen, war nichts zu ihrem Empfange bereit. Alle Lebensmittel und Vorräthe zur Verpflegung fehlten.

Ich erhielt damals verschiedene Briefe von Generalen, welche meine Freunde waren und einzelne Corps befehligten. Verzweiflung hatte diese Briefe dictirt, und was das Schlimmste war, unter diesen Massen rissen ansteckende Krankheiten ein; alle versicherten, daß ihre Lage schrecklich sei.

Indeß, ohne die schwachen Trümmer der der Niederlage bei Leipzig und den Krankheiten entronnenen Krieger und die von Marie Louise durch ein Senatusconsult des Monats October erlangten 280,000 Mann, hatte der Kaiser noch 120,000 Mann gute Truppen, aber sie waren in Corps an der Elbe und in den Festungen Danzig, Hamburg, Torgau und Spandau zerstreuet und eingeschlossen. So schrecklich war unsre Lage, daß, wenn es von der einen Seite unmöglich war, sie aufzugeben, es zugleich unmöglich war, sie zu unterstützen. In Frankreich erhob sich von allen Seiten ein allgemeines Geschrei.

Man verlangte den Frieden zu jedem Preise. Unzufriedenheit, Unruhe und Mißvergnügen waren allgemein verbreitet. Selbst Napoleons partheiische Anhänger faßten schwarze Ahnungen, und viele Menschen, welche gewohnt waren, die wahrscheinlichen Wechsel eines zusammenstürzenden Glücks im Voraus ins Auge zu fassen, sahen in diesem Wirrwarr eine neue Ordnung der Dinge. Selbst die letzte Recrutenaushebung, welche dem Senate durch die schönen Redensarten entrissen worden war, womit Regnault de Saint Jean d'Angeli die Forderung der Kaiserin unterstützt hatte, erschien dem Publicum nicht als ein Mittel zur Wohlfahrt, sondern die verzweiflungsvollen Familien betrachteten die Aushebung nur als provisorisch, indem der Kaiser hernach noch mehr verlangen werde, weil in der That diese hinzukommende Macht unzulänglich war, um sich den verbündeten Heeren entgegen zu stellen, welche von allen Seiten in einer unermeßlichen Linie uns überflügelten. In der That folgte auf die vollzogene Aushebung in Monatsfrist die Forderung einer abermaligen Recrutirung von 300,000 Mann. Freilich sah man nun völlig die Tiefe der Wunde. In dieser Erwägung war das Jahr 1813 für Napoleon noch unheilvoller, als das Jahr 1812, bei allem Unheil, was die Moskauer Unfälle nach sich zogen; aber seine Thätigkeit und Frankreichs Opfer

hatten jene Verluste wieder ersetzt; dagegen ließen sich die Verluste bei Leipzig nicht ersetzen.

Hier erlaube ich mir, in der Kürze einige frühere Erinnerungen wieder aufzufrischen, deren Mittheilung zur Aufklärung der Umstände mir wesentlich schien, welche ich von Napoleons Lage nach der Leipziger Schlacht erfahren hatte, und die versuchten, aber erfolglosen Unterhandlungen betrafen. Es wird dadurch die Politik jener Zeit aufgedeckt. Da die Lösung der Frage der Kriegsgewalt vorbehalten blieb, so sprach man wohl vom Rechte, aber die Verwirrung aller Interessen wurde nicht ausgeglichen.

Das Corps Preußen unter dem General York gab gegen Ende des Jahres 1812 das erste Beispiel, daß Napoleons Bundesgenossen ihm untreu wurden. Oeffentlich hatte der König von Preußen diesen Schritt keinesweges gebilligt. Napoleon wollte nicht scheinen, als wenn ihm dieser Abfall viele Sorge mache. Ich bin aber gewiß, daß er in seinem Innern die ferneren Folgen dieses Abfalls bereits vorher sah. Dies bewies sein nachheriges Betragen, dessen geheimer Sinnspruch, „Alles oder Nichts," klar vorliegt. So sahen wir, daß er im damals versammelten Staatsrath den weisen Rath von Talleyrand und Cambaceres ausschlug und Clarkes ruhmredigen Vorschlag annahm. Ich erinnere mich sogar aus dieser Zeit eines entscheidenden Umstandes, welcher mir entfallen war, als ich der Worte Clarkes im Staatsrath erwähnte. Als Napoleon solche gehört hatte, rief er aus: „Gut, so muß man sprechen. Ein schimpflicher Friede ist Frankreichs unwürdig; wir wollen uns bewaffnen." Jeder, der Napoleon gekannt hat und den Einfluß seines klar ausgesprochenen Willens, kann sich erklären, daß eine solche von ihm im barschen und strengen Ton ausgesprochene Meinung die noch nicht abgegebenen Stimmen mit sich fortriß. Gegenwärtig wird wohl keiner mehr zu behaupten wagen, daß Napoleon im Jahre 1812 den Frieden schließen wollte. Wenn er ihn damals nicht schließen wollte, so wollte er ihn noch viel weniger nach den Verlusten bei Leipzig. Man beurtheilt ihn wie jeden andern Menschen; aber er war anders, sowohl in seinen kleingeistigen, als in seinen großartigen

Ansichten. Will man sagen, daß er den Frieden hätte schließen müssen, weil er nothwendig war? aber je nothwendiger er war, je weniger war er vortheilhaft, und daher in seinen Augen um so unmöglicher. Selbst die Macht der Herrschaft, nach der er so eifrig trachtete und die er so gebieterisch übte, war in der Tiefe seiner Gedanken nur ein Mittel. Sein Zweck war Ruhm in der fernen Zukunft; sein Name sollte in der Geschichte obenan stehen und die Nachkommenschaft sich seiner erinnern. Ich bin überzeugt, daß die Erschütterungen eines doppelten Sturzes vom Thron ihn weniger verletzten, als wenn er bloß Kaiser der Franzosen in Frankreichs natürlichen Gränzen geblieben wäre, und beraubt des unermeßlichen Einflusses, welchen er über ganz Europa ausgeübt hatte, ruhig hätte leben und mit Aerger hätte ansehen müssen, daß seine vormaligen großen Eroberungen durch fremde Gesetze, die er nicht gab, regiert wurden. So war Napoleon, weil das seine Natur war!

Alles, was in den Unterhandlungen vorging, von denen ich nun reden werde, und an denen ich, wenn ich gewollt, hätte Theil nehmen können, beweiset, daß ich in Hinsicht Napoleons kein Utopien aufstelle, sondern daß das, was ich von ihm sage, das Resultat meiner tiefen Kenntniß des Mannes ist. Daher kann ich auch diejenigen seiner Handlungen richtig beurtheilen, deren Zeuge ich nicht war. Mir genügt es, wenn ich diesen Ausdruck wählen darf, seinen Character auf jede Handlung seines Lebens anzuwenden.

Nachdem Frankreich durch die Schlacht bei Leipzig eine zweite furchtbare Armee verloren hatte, erklärten die verbündeten Mächte am 9ten November wider Napoleon, daß sie ihrem geschlossenen Bunde niemals entsagen wollten, daß künftig nicht mehr von einem continentalen, sondern nur von einem allgemeinen Frieden die Rede sein könne, daß man jedem Waffenstillstand und jeder Unterhandlung ohne den Zweck eines allgemeinen Friedens entsagen müsse. Die Mächte erklärten, daß Frankreich seine natürlichen Gränzen, den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen behalten müsse. Freilich ließen sie ihm nur das von dem durch ihn gestifteten weiten Kaiserreiche, aber es war doch ein schöner Theil desselben, der ihm nach so großen Unfällen in einer Zeit verblieb, in welcher Frankreich durch den Einfall unermeßlicher siegreicher Armeen bedrohet wurde. Dies war eine wahre Frankreich und der

französischen Tapferkeit erwiesene Huldigung. Nur ein unvernünftiger Enthusiasmus und eine blinde Ergebenheit konnten einen Fürsten entehrt nennen, welcher, nachdem er funfzehn Jahre lang die Welt verwüstet hatte, noch ein solches Gebiet behielt. Aber, wie ich schon gesagt habe, solche Bedingungen mißfielen Napoleon, welcher sich zu täuschen pflegte, wenn ihm die Wahrheit nicht anstand.

Nach den Vorschlägen der Verbündeten in Frankfurt wurden Deutschland, Italien und Spanien gänzlich der Herrschaft Frankreichs entzogen. England erkannte die Freiheit des Handels und der Schifffahrt an, und zeigte die auffallendste Bereitwilligkeit, die nöthigen Opfer zur Erreichung dieses Zweckes zu bringen. Aber sie fügten diesen Anerbietungen eine traurige Bedingung hinzu: daß der Congreß in einer neutralen Stadt am rechten Rheinufer gehalten werden solle, woselbst die Bevollmächtigten aller kriegführenden Mächte sich versammeln würden, jedoch sollte der Lauf des Krieges durch diese Unterhandlungen nicht aufgehalten werden.

Der Herzog von Bassano, welcher noch Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, antwortete auf Napoleons Befehl, in Hinsicht der Bestimmung eines allgemeinen Congresses, daß der Kaiser solchen annehme und daß er wünsche, daß Mannheim hiezu für neutral erklärt werde.

Man bemerkt, daß in dieser Antwort auf die wichtige Mittheilung der Verbündeten absichtlich keine Erwähnung geschah, daß die vorgeschlagene Base angenommen würde. Napoleon behielt sich vor, die Unterhandlungen mit England über Frankreich und Calais statt finden zu lassen.

Herr von Metternich antwortete aus Frankfurt den 25sten November auf jene Note des Herzogs von Bassano, daß die Verbündeten gegen die Wahl Mannheims zum Ort des Congresses nichts hätten. Da aber in dem Briefe des Herzogs von Bassano der allgemeinen und summarischen Basen keine Erwähnung geschehen sei, welche dem Herrn von Saint Aignan in Frankfurt angezeigt worden wären, so wünschten die Verbündeten, daß der Kaiser Napoleon sich über diese

Basen aussprechen möge, damit keine unübersteiglichen Schwierigkeiten die Unterhandlungen bei ihrer Eröffnung aufhielten.

Der Herr Herzog von Vicenza ersetzte den Herzog von Bassano, welcher jenen Brief empfangen hatte. Da er sich auf die Frankfurter Declaration verließ: so hoffte er, auf deren Base unterhandeln zu können, und glaubte, daß Napoleon hierin seine Zustimmung geben werde. Aber die Verbündeten waren entschlossen, diese Gränzen Frankreichs jetzt nicht nicht mehr gelten zu lassen. Caulaincourt mußte sich nun neue Vollmacht erbitten. Nachdem er solche empfangen hatte, antwortete er den 2ten December, daß Napoleon die fundamentalen und summarischen Basen annehme, welche ihm durch den Herrn von St. Aignan mitgetheilt worden wären.

Auf diesen Brief des Herzogs von Vicenza antwortete Herr von Metternich, die Kaiser von Rußland und Oestreich sähen mit Vergnügen, daß der Kaiser der Franzosen die von den Verbündeten nöthig befundenen Basen anerkannt habe, und hätten beschlossen, dieses amtliche Actenstück ihren Mitverbündeten mitzutheilen, und sie wären überzeugt, daß sofort, nach Eingang der Antwort, die Unterhandlungen, ohne Unterbrechung des Kriegsstandes, eröffnet werden könnten.

Man wird die Ursachen sehen, wegen deren die Unterhandlungen ohne Erfolg blieben.

Die Verbündeten hatten im Octobermonat das colossale französische Kaiserreich umgestürzt. Als sie der Sieg bis zum Rheinufer geführt hatte, erklärten sie, wie wir gesehen haben, daß es ihr Wille nicht sei, Eroberungen zu machen, und zugleich welches ihre Absichten wären, von denen sie nicht abgehen würden. Diese Stimmung der Verbündeten bewog die französische Regierung, friedfertige Gesinnungen zu zeigen. Napoleon wollte durch diesen Schein des Verlangens nach Frieden, wenn ich so sagen darf, vor den Augen seines Volks sich rechtfertigen, wegen der Nothwendigkeit der neuen verlangten Opfer, um einen möglichst ehrenvollen Frieden zu erlangen. In der That wollte er nicht einmal von den in Frankfurt gemachten Anerbietungen etwas wissen. Sie schränkten Frankreich auf sein Gebiet des Jahres 1797 ein, welches seine Siege in Italien und der Tractat zu Campo Formio Frankreich versichert

hatten. Napoleon dachte und sagte, daß das schöne Frankreich erniedrigt werde, wenn es auf jene Gränzen vor 16 Jahren eingeschränkt werde. Mit Recht hielt er einen schimpflichen Frieden für unverträglich mit der Beibehaltung seiner Krone, und stellte stets den Continentalmächten die Rheingränze als eine Compensation der Theilungen von Polen, und an England als eine Compensation seiner unermeßlichen Vergrößerungen in Asien dar.

Aber man mußte Zeit gewinnen und wenn es irgend möglich war, die Verbündeten abhalten, nicht das rechte Rheinufer zu verlassen. Der Aufschub und die Langsamkeit der Verhandlungen hätten Napoleon Mittel verschafft, neue Kräfte zu sammeln und den Krieg mit einiger Hoffnung des Erfolges zu verfolgen. Man hätte ihm aber sagen müssen, daß die Nation es müde sei, sich aufgeopfert zu sehen und ihm nicht als Ausdrücke der Wahrheit die amtlichen Lobeserhebungen gelten lassen müssen, welche der Moniteur täglich ertheilte.

Die unermeßlichen Recrutenaushebungen, welche Schlag auf Schlag erfolgten, hatten die Conscription in eine Art der Presse verwandelt. Ueberall sah man Menschen, welche den Feldarbeiten oder den städtischen Gewerben entrissen worden waren. Ueberall war man muthlos. Sogar fing man an, lauter als früher über den Gang der Regierung sich auszusprechen; man wollte wohl einen letzten Versuch machen, Frankreich ein drohende Stellung zu geben, indem man voraussetzte, daß der Kaiser den Frieden aufrichtig wolle, um sich bloß mit Frankreich zu beschäftigen. Denn ich frage, wer würde damals sein Geld oder seine Kinder hergegeben haben, damit Joseph in Spanien und Jerome in Westphalen regiere. Es hatte uns nur zu viel gekostet, um diese Throne kurzer Dauer zu gründen. Um ihre Einführung zu erlangen, war genug französisches Blut geflossen, man wollte nicht noch mehr Blut vergeuden, um sie zu vertheidigen oder wieder zu erobern.

Bloß um Zeit zu gewinnen, schickte Napoleon Caulaincourt ins Hauptquartier der Verbündeten und zugleich, wie ich es schon damals sagte, um das Volk glauben zu machen, daß seine Gedanken dem Frieden günstig wären; aber ich kann versichern, daß selbst Caulaincourt wenig Erfolg von seiner Sendung hoffte. Er urtheilte mit Vernunft, daß da wir keine erfolgreiche

Unterhandlung hätten anknüpfen können, als wir noch am rechten Rheinufer standen, in einer Zeit wo Napoleon nicht aufrichtig die ihm gethanen Vorschläge annahm, die jetzigen Schwierigkeiten noch größer und die Forderungen der Verbündeten weit höher gestiegen wären, seitdem der Kaiser sich am linken Rheinufer vertheidigen mußte.

Neunzehntes Capitel.

Das Manifest der Verbündeten an die Franzosen. — Declaration wegen der Grundsätze. — Wunsch, Frankreich groß, stark und glücklich zu sehen. — Zutrauen und schöne Versprechungen. — Napoleon war das einzige Hinderniß des Friedens. — Recrutenlieferung von 1,040,000 Mann in einer Jahresfrist. — Augenscheinliche Wortlosigkeit der Verbündeten. — Trauriger Zustand in Frankreich. — Der Kaiser giebt dreißig Millionen Franken her. — Der Schatz der Tuilerien und zu späte Klagen des gesetzgebenden Körpers. — Dresden wird übergeben, aber die Capitulationsbedingungen werden verletzt. — Aufstand der Holländer. — Murat und die Engländer. — Wunsch Talleyrand in das Ministerium zurückzurufen. — Bedingung, welche nicht angenommen werden konnte. — Besondrer Rath Wellington betreffend. — Veränderung im Ministerium. — Herr von Molé. — Unglaubliche Thätigkeit Napoleons. — Wie Napoleon Spanien betrachtet. — Abtretung des Throns, worein Joseph ungern willigt. — Ein gutes aber schlecht ausgeführtes Vorhaben. — Ungewißheiten in Hinsicht der Baseler Brücke. — Wie ich die Wahrheit weiß. — Die Schweizer räumen den Verbündeten den Durchmarsch ein. — Der gesetzgebende Körper wird zusammenberufen. — Die Regierung vermag eine Commission nicht zu lenken. — Herr Lainé und das Erwachen des gesetzgebenden Körpers. — Vertagung und kaiserlicher Verweis. — Bonapartes Worte, welche Cambaceres berichtete.

Als die Verbündeten vernahmen, welche Menge von Recruten der Kaiser verlangt hatte, und ihnen die Gesinnung in Frankreich bekannt war, so publicirten sie ein, an die Franzosen gerichtetes Manifest

dessen Einrückung ich hier nöthig finde. Dasselbe wurde überall in Menge verbreitet, aber durch die Zeit hat es vergessen werden können; mir scheint aber wichtig, den Inhalt vor Augen zu haben. Es enthält eine große Lehre für die Menschen, welche den Versprechungen der Regierungen vertrauen.

„Die französische Regierung hat eine neue Aushebung von 300,000 Mann conscribirt. Die Beweggründe des Senatusconsults enthalten eine Aufforderung an die verbündeten Mächte. Dieses nöthigt die letzteren, dem Publicum abermals die Plane vorzulegen, welche sie in diesem Kriege leiten, die Grundsätze, welche die Base ihres Verhaltens sind, was sie wünschen und was sie fest bestimmt haben. Die verbündeten Mächte führen nicht mit Frankreich Krieg, sondern wider das vom Kaiser Napoleon laut ausgesprochene Uebergewicht, welches er zum Unglück Europas und Frankreichs außer den Gränzen seines Reichs ausgeübt hat.

„Der Sieg führte die verbündeten Heere nach dem Rhein. Der erste Gebrauch, welchen Ihro kaiserliche und königliche Majestäten von dem Siege machten, war, daß sie Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen Frieden anboten. Eine durch den Beitritt aller Souveraine und Fürsten Deutschlands verstärkte Stellung hatte keinen Einfluß auf die Bedingungen des Friedens, welche auf die Unabhängigkeit der andern europäischen Staaten gegründet sind. Die Absichten dieser Mächte sind gerecht in dem was sie wollen, großmüthig und freisinnig in der Anwendung, für Alle beruhigend, für Jedermann ehrenvoll.

„Die verbündeten Mächte wünschen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei, weil eine große und starke Macht eine Grundfeste des gesellschaftlichen Gebäudes ist. Sie wünschen, daß Frankreich glücklich werde, daß dessen Handel wieder erwache, daß die Künste, eine Wohlthat des Friedens, wieder aufblühen, weil ein großes Volk nur ruhig sein kann, wenn es glücklich ist. Die Mächte bestätigen Frankreich eine Ausdehnung der Oberfläche, welche dasselbe unter seinen Königen niemals gekannt hat; weil ein tapferes Volk darum nicht sinkt, weil es in einem hartnäckigen und blutigen Kampfe, worin es mit seiner gewöhnlichen Kühnheit stritt, Unfälle erlebte.

„Aber auch die Mächte wollen glücklich und ruhig sein. Sie wollen einen Friedenszustand, der durch eine weise Vertheilung der

Kräfte, durch ein gerechtes Gleichgewicht sie künftig vor den unzähligen Unglücksfällen bewahre, welche seit zwanzig Jahren Europa bedrückten.

„Die verbündeten Mächte werden die Waffen nicht niederlegen, ohne dieses große und wohlthätige Resultat, den edeln Gegenstand ihrer Anstrengungen, erreicht zu haben. Sie werden nicht eher die Waffen niederlegen, ehe Europas politischer Zustand von neuem befestigt sein wird, ehe die unerschütterlichen Grundsätze über die neuen Ansprüche die Oberhand gewonnen haben, ehe die Heiligkeit der Tractate nicht Europa einen wahren Frieden zugesichert haben wird."

Wie ernstlich es mit diesen schönen Versprechungen gemeint war, bewies der Pariser Friedenstractat. Aber bis dahin reiche ich noch nicht. Ich erinnere mich aber sehr wohl, daß dieses Manifest sehr dazu beitrug, die bis dahin treuen Herzen von Napoleon abwendig zu machen, weil man, im Vertrauen auf die Declarationen der Verbündeten, in Napoleon das einzige Hinderniß des Friedens, nach welchem sich Frankreich sehnte, erblickte. In dieser Hinsicht irrten sich die Verbündeten nicht, und ich gestehe, daß ich mich ungemein gewundert habe, daß der Herzog von Rovigo in einer Stelle seiner Denkwürdigkeiten, wo er von diesem Manifeste redet, demjenigen, der solches entwarf, den Vorwurf macht, daß er den Kaiser als einen Wütherich dargestellt habe, der auf Friedensanträge nur durch neue Recrutenaushebungen antworte. Sagten sie denn hierin nicht die Wahrheit in schonenden Ausdrücken? Die Thatsachen liegen vor uns, welchen kein Enthusiasmus widersprechen kann. Bloß im Jahre 1813 conscribirte der Kaiser 1,040,000 Mann! Was läßt sich darauf antworten?

Demungeachtet will ich nicht behaupten, daß die Declaration der Verbündeten in Hinsicht dessen, was künftig geschehen sollte, ganz aufrichtig war. Es war augenscheinlich, daß Napoleons Verderben beschlossen war. Schon fing man an, die Schweiz zu bearbeiten, und suchte sie zu bestimmen, daß sie auf der Baseler Brücke den Alliirten den Einmarsch in Frankreich gestatte; indeß die Sache im Süden Frankreichs nicht besser ging, wo die

englisch-spanische Armee von der Seite der Pyrenäen unsere Gränzen bedrohete und schon Pampelona besetzt hatte. Der Verlust dieser letzten Stellung, welche wir bisher in Spanien behauptet hatten, ließ noch mit mehr Schmerz erblicken, wie traurig Frankreichs Lage überall war. In der That sah es im Innern eben so trübe aus, als von außen, denn wenn die Fremden den Frieden anboten: so sah man doch, daß sie keinen Waffenstillstand eingehen wollten. Daher sahen sich alle Departements längs der Rheingränze mit einem nahen Einfall bedrohet. Zwar hatte man Menschen ausgehoben, aber das reichte nicht hin. Das, was eine Armee durchaus nicht entbehren konnte, fehlte; man mußte daher alles erst schaffen. Um den drückendsten Bedürfnissen zu begegnen, zog der Kaiser dreißig Millionen aus dem ungeheuren Schatze, welchen er in den Tuilerien, in den Kellern und Galerien des Pavillon Marsan angehäuft hatte *). Diese 30 Millionen verschwanden wie in einen Schlund. Dennoch war dies eine großmüthige Handlung Napoleons, und ich gestehe, daß es mir zu seiner Zeit unbegreiflich war, wie der gesetzgebende Körper sich über diese Ausgabe beschweren konnte; weil die Summe nicht aus Steuern stammte, so brauchte kein Finanzgesetz die Verwendung anzuweisen. Warum forderten diese strengen Gesetzgeber, welche nicht gewagt hatten, so lange Napoleon das Glück lächelte, das mindeste Wort, was ihm unangenehm sein konnte, auszusprechen, nach dem freiwilligen Geschenk, was Napoleon der Nation machte, daß die 350 Millionen Franken seines Privatschatzes in den Reichsschatz gestürzt und in den laufenden Rechnungen eingetragen werden sollten? Warum ließen sie als ruhige Zuschauer in den Schlund der Tuilerien die Contributionen und die Erpressungen aus den eroberten Ländern vergraben? Warum? weil es damals gefährlich war, sich dem, was er verfügt hatte, zu widersetzen. Der Muth hört auf, Muth zu sein, wenn er der Macht Ehrfurcht bezeugt und erst im Unglücke des Mächtigen hervortritt.

---

*) Selbst diese Anhäufung des baaren Geldes beweiset schon, wie unwissend Napoleon in Finanzsachen war, weil das Geld nur durch seinen Umlauf Werth hat.

In jener beweinungswerthen Zeit brachte jeder Tag neues Unglück, alles unvermeidliche Folgen des unglücklichen Feldzugs nach Moskau. Das noch von einer französischen Garnison besetzte Dresden fiel in die Hände der Verbündeten, und die Gesinnungen der Fremden hatten sich in Ansehung der Franzosen, vor denen sie so oft gezittert hatten, dergestalt verändert, daß man sich kein Gewissen daraus machte, das Versprechen in Ansehung der dortigen Besatzung nicht zu halten. Kaum hatte solche die Mauern der Stadt verlassen, so wurde sie entwaffnet, ungeachtet des Versprechens, daß sie mit Waffen und Gepäcke sich nach Frankreich solle zurückziehen dürfen. Hätte Napoleon sein früheres Glück wiederherstellen können, so würde es ihm frei gestanden haben, aus einer solchen Handlung des gebrochenen Worts und des Spottes über Unglück eine glänzende legitime Rache zu nehmen! Holland sah im nemlichen Augenblick den Zeitpunct seiner Befreiung, und die Ankunft eines Corps Russen war das Signal eines allgemeinen, aber friedlichen Aufstandes. Die guten Holländer übten nur wenige Rache aus. Dies war also die Zufriedenheit, wovon man bei der Vereinigung Hollands mit dem Kaiserreiche im December 1810 so viel geschwatzt hatte! So liebte man uns, und so hatten wir die Völker glücklich gemacht! Was hatte man nicht gegen die Hellseher geltend gemacht, welche diese Vereinigung getadelt hatten? Der Abfall beschränkte sich nicht bloß auf die früher andern Regenten unterworfen gewesenen Länder; Murat war mit den Engländern einverstanden, weil er mit vielem Rechte fürchtete, daß man ihn sonst vom Throne stürzen werde. Dies alles bildete gleichsam eine Sündfluth neuer Verlegenheiten, welche jeden Augenblick Napoleon zuwuchsen. Ich rede hier nicht von dem übrigen Italien, indem ich den Beschluß gefaßt habe, nach den sichern Urkunden, welche ich aus diesem Lande und über die letzten Zeiten der politischen Existenz des herrlichen Eugen erhielt, in einem eignen Capitel zu berichten.

Im Kampfe der Schwierigkeiten, welche den Kaiser bestürmten, warf er sein Auge auf den Herrn von Talleyrand, der zu Frankreichs Unglück seit langer Zeit das Departement der auswärtigen Angelegenheiten nicht mehr leitete. Weil aber der Kaiser verlangte, daß er zwar das Ministerium des Auswärtigen übernehmen,

jedoch vorher seine Würde als Viceoberwahlherr niederlegen solle, was dann als Ungnade, und die Ertheilung des Ministerium als ein Gebot der Nothwendigkeit erschien, so zog Herr von Talleyrand eine feste Stellung und eine der ersten Reichswürden einem Ministerium vor, welches ihm die Laune des Kaisers wieder entziehen konnte und wornach so viele Ehrgeizige trachteten. Vielleicht sah auch des Herrn von Talleyrand scharfes Auge die Lage der Dinge als verzweiflungsvoll und seine Annahme des Postens als etwas Krebsartiges in so schwierigen Umständen an. Doch hat man mir versichert, daß er, der die Sachen aus einem höhern Gesichtspuncte auffaßte, in einer Unterredung mit dem Kaiser, diesem den freilich auffallenden Rath gegeben habe, dem Ehrgeiz der englischen Familie der Wellesley zu schmeicheln und in dem Geiste des damals berühmt werdenden Wellington ehrgeizige Pläne keimen zu lassen, welches in der Coalition Uneinigkeit hätte hervorbringen können. Napoleon gab diesem Rath keine Folge, dessen Durchführung ihm zu ungewiß und in seiner drückenden Lage zu langsam wirkend schien. Daher wurde Caulaincourt zum Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berufen, um Herrn von Maret zu ersetzen, welcher das Staatssecretariat übernahm, für welches er weit besser paßte. Zu gleicher Zeit verließ Herr Regnier das Justizfach, welches Herr von Molé erhielt, den Napoleon schon lange wegen seiner trefflichen Eigenschaften ausgezeichnet hatte, und Herr Daru ersetzte den Herrn von Cessac im Ministerium der Kriegsverwaltung.

Während dieser kleinen Ministerialveränderungen hörte der Kaiser nicht auf, sich mit den Mitteln zu beschäftigen, um den gegen ihn gerichteten Angriff abzutreiben. Er schuf, sah und that Alles. Obgleich sein Alter ihm einige Energie rauben konnte, so sah ich ihn doch damals eben so mit Anstrengung arbeiten, als in der größten Kraft seiner Jugend. Die große Gefahr, worin er sich damals befand, schien ihm die höhere Thätigkeit wiederzugeben, welche ihm die zunehmenden Jahre seines Lebens rauben konnten; denn damals beschäftigte ihn besonders ein Vorhaben mit Spanien. Er wollte diesen Krieg schließen und die ganze dort noch stehende Armee den Verbündeten entgegenstellen, deren Bewegungen einen Einbruch durch die Schweiz in Frankreich droheten.

In dieser Hinsicht ging etwas vor, was auf die Angelegenheiten einen entscheidenden Einfluß haben konnte. Dies war die Entsagung des Königs Joseph von Spanien in Hinsicht dieser Krone, und die verabredete unmittelbare Rückkehr des Königs Ferdinand in seine Staaten. Joseph brachte dem Verlangen seines Bruders dieses Opfer freilich ungern, denn es ist hart, einen Thron aufgeben zu müssen. Der Tractat war unterzeichnet, und doch zögerte man lange mit seiner Vollziehung, und die Begebenheiten schritten so schnell vorwärts, der auf Frankreich zustürzende Strom riß so schnell hin, daß der Tractat nicht vollzogen werden konnte. Ferdinand bestieg zwar den Thron, aber aus ganz andern Ursachen.

Der Marsch der Alliirten interessirte den Kaiser sehr. Es war diesesmal wichtig, daß die Baseler Brücke zerstört würde. Da der Rhein auf solcher bequem passirt werden konnte, so schleuderte dieser Weg uns die Feinde in Masse in Frankreich herein. Ich hatte damals mit einem ausländischen Diplomaten genaue Verbindung, den ich aus Vorsicht nicht nennen will. Er sagte mir, daß Massen der Feinde diese Richtung nähmen und daß die Baseler Brücke nicht zerstört werden würde, indem die Verbündeten dies in Bern durchgesetzt hätten. Dies setzte mich in Erstaunen, da ich von einer andern ebenfalls wohl unterrichteten Person erfahren hatte, man hoffe, daß sie in die Luft gesprengt werden dürfte. Weil mir nun sehr daran gelegen war, darüber ins Reine zu kommen, so schickte ich einen eigenen Agenten nach Basel und erfuhr durch ihn, daß sie nicht gesprengt werden solle.

Am 19ten December (Mittwochs) trat der versammelte gesetzgebende Körper zusammen. Herr Lainé wurde unter Vorstandschaft des vormaligen Justizministers Regnier Vicepräsident. Man ernannte eine Commission, um die Mittheilungen des Kaisers zu untersuchen und darüber zu berichten. Die meisten Glieder der Commission waren ergriffen von unserer damaligen erschrecklichen Lage. Man that auch in dieser Commission, wie das in allen Repräsentativverfassungen der Fall ist, alles mögliche, um zu erlangen, daß der Prüfungsbericht günstig ausfalle, und scheiterte darin, was ein Glück war. Es war Zeit,

daß dieses sich sehr knechtisch betragende Corps endlich eine edlere Stellung ergriff und sich erinnerte, daß es die Interessen einer großen und großmüthigen Nation unterstützen und vertheidigen müsse, welche damals an den Rand eines Abgrundes gestellt wurde, aber es erinnerte sich dieser Pflicht der Ehre etwas spät.

Der Bericht und der Vorschlag der Commission mißfiel dem Kaiser. Man sah darin, oder stellte sich so, einen Hang zu einer Revolution darin zu erblicken, und beschuldigte leichthin Herrn Lainé, daß er solche anrege. Wer ihn kennt, weiß, daß dies Verläumdung war. Seltsam genug beschuldigte man einen die Wahrheit aussprechenden, seinem Vaterlande ergebenen muthigen Mann, daß er eine Revolution befördern wolle. Es ist freilich schwer, die Wahrheit zu widerlegen. Das damalige Verhalten des Herrn Lainé machte mir viel Vergnügen und ich war so glücklich, ein Exemplar seines Berichts zu erhalten, dessen Verbreitung verboten wurde. Warum ließ Bonaparte nicht diesen Bericht durch die Hand eines Henkers verbrennen? Zornig genug war er, um einen solchen Befehl zu ertheilen.

Nachdem die Verbreitung des Berichts untersagt worden war, vertagte der Kaiser den gesetzgebenden Körper. Ich betrachtete dieses als einen großen Fehler. Wer zweifelt, daß, wenn dieser sich aufrichtig mit ihm verständigt hätte, man der stets listigen und schwankenden Diplomatik eine Stütze hätte verleihen können! Glaubt man, daß ein edles und aufrichtiges Betragen des Gesetzkörpers mit der Erklärung, daß Frankreich die in Frankfurt aufgestellten Bedingungen annähme, nicht sollte Gehör gefunden haben? Sollten sie nicht den Vortheil eines ehrenvollen und sichern Friedens gegen die Wechsel und großen Gefahren eines Einfalls in ein großes von tapfern Einwohnern bevölkertes Land in die Waage gelegt haben? Aber jene Rede: sie sind entehrt, wenn sie ein durch ein Senatusconsult erworbenes Dorf wieder abtreten, tönte noch in Bonapartes Ohr und schmeichelte seinen geheimen Wünschen, daher widerstand er jedem Friedensvorschlage.

Alle diejenigen, welche jene Ereignisse mit einiger Aufmerksamkeit beleuchteten, werden sich des Erstaunens der Pariser erinnern, als die Beschlagnahme des Berichts und die Vertagung

des gesetzgebenden Körpers bekannt wurde. Man vermuthete, daß etwas Wichtiges im Auslande vorgegangen sein müsse, was jedoch nicht der Fall war.

Die Mitglieder des vertagten gesetzgebenden Körpers wollten nach ihrer Heimath zurückkehren, und nahmen an einem Sonntage vom Kaiser Abschied. Man kennt die damals von diesem an sie gerichtete Rede, in welcher merkwürdig ist, daß Napoleon fürchtete, daß, da er sich mit diesem Körper nicht hatte vereinigen können, solcher während der großen Ereignisse des wieder erneuerten Feldzugs Maßregeln ergreifen könnte, welche seine Pläne, Tractate oder Entwürfe vernichten oder ihnen Widerstand entgegenstellen könnten. Daher zog er vor, ihnen den Mund zu verschließen.

Der Kaiser entließ die Aufrührer mit Unwillen, und wollte sich in keine weitere Verhandlung einlassen. In Privatunterhaltungen sagte er von diesem Körper, von dem er sich frei gemacht hatte: „Die Mitglieder kommen nur nach Paris, um eine neue Gunst zu erlangen. Sie behelligen die Minister vom Morgen bis zum Abend, und schreien, wenn sie nicht sofort befriedigt werden. Werden sie zur Tafel gezogen, so bersten sie vor Neid beim Anblicke des schimmernden Luxus." Ich weiß dies von Cambaceres, welcher zugegen war, als der Kaiser diese Worte sprach.

Zwanzigstes Capitel.

Die Fahne der Armee aus Italien und die Adler des Jahres 1813. — Eroberungen im Namen der Freiheit und Aufruhr wider die absolute Gewalt. — Unthätigkeit einiger Agenten. — Unglaubliche Leichtigkeit, unglaublichen Versprechungen Glauben beizumessen. — Die Schweizercantone gestatten den Verbündeten den Durchmarsch. — Der betrogene Napoleon. — Ich werde Abends zum Polizeiminister beschieden. — Meine Stellung flößte Besorgnisse ein. — Mein unglaubliches Erstaunen bei dem unerwarteten Vorschlage. — Mir wird die Stelle eines Ministers bei den schweizer Cantonen angetragen, welche ich ablehne. — Fragen des Kaisers, welche mich betreffen. — Einladung, mich zum Herzog von Vicenza zu begeben. — Mein fester Entschluß, diese Sendung abzulehnen. — Besuch des Herrn Talleyrand. — Unterredung mit dem Herzog von Vicenza. — Zureden des Ministers, diesen Posten anzunehmen. — Beharrlichkeit meiner Weigerung. — Anerbieten, mich zum Herzog und zum Großkreuz der Ehrenlegion zu ernennen. — Schlüßliche Ablehnung. — Verlegenheit in meiner Lage. — Caulaincourt und nicht der Minister. — Billigung und lebhafte Zufriedenheit. — Anticipation und die dem Präfecten der Polizei unbekannte Wohnung des Herzogs von Vicenza.

Jetzt stehe ich bei Napoleons kritischstem Augenblicke. Welche Beobachtungen würde er gemacht haben, wenn er die Zeit gehabt hätte, nachzudenken, und wenn er die Erinnerungen der Morgenröthe seines Glücks mit dem traurigen Gemälde seines untergehenden Glücks verglichen hätte. Man erinnere sich der berüchtigten Fahne der italienischen Armee, die der junge Sieger dem Directorium überbrachte, welches er ein Jahr später überwältigte, und stelle sich dagegen die traurigen niedergeschlagenen Adler vor, welche nun das Land vertheidigen mußten, aus dem sie so oft ausgerückt waren, um ihren Herrscherflug über Europa aus-

zudehnen. Dies erklärt den Unterschied zwischen der Freiheit und der absoluten Gewalt. Napoleon war ein Kind der Freiheit, durch sie Alles geworden, und hatte doch seine Mutter verkannt. Verschwunden war die Zeit seiner schönen Triumphe, wo Italiens Völker sich trösteten, durch die magische Freiheit besiegt und unterworfen worden zu sein, welche den republikanischen Heeren vorausging. Jetzt hatten sich Europa's Völker bewaffnet, um sich seinem despotischen Joche zu entziehen, und rüsteten sich, in das vaterländische Gebiet einzufallen. Die List kam der Macht zu Hülfe, und indeß Frankreichs große Hülfsmittel durch die Unthätigkeit vieler Agenten der kaiserlichen Regierung gelähmt wurden und eine Art des Starrkrampfs die Geister lähmte, täuschten den Kaiser seine ihm noch übrigen Verbündeten. So hatten die schweizer Cantone förmlich versprochen, daß sie die Neutralität ihres Gebiets behaupten würden; da sie aber, gleich dem übrigen Europa, seines Joches und seines unterdrückenden Schutzes müde waren, so wollte die Schweiz ihre Gränzen nicht vertheidigen, duldete den Durchmarsch und eilte, sich mit der bewaffneten Coalition wider Napoleon zu verbinden. Wie unvorsichtig verließ man sich auf Versprechungen, welche die Noth abgedrungen hatte. Wie konnte man so schwindlich sein, solche für aufrichtig zu halten? Waren sie aber auch aufrichtig, wie verblendet und unwissend mußte man über die Stellung der Verbündeten sein, um zu glauben, daß die Beobachtung der Neutralität möglich sei. Um richtig zu sehen, brauchte man nur hinzublicken. Wie sollten die Verbündeten ohne die Gewißheit des ungesperrten Durchzugs sich nach dem Breisgau gewendet haben, um durch Frankreichs schwächste Gränzen in solches einzudringen! Kaum kann man sich die Möglichkeit eines solchen Zutrauens gedenken, da wir uns im Nachtheil befanden, da man den Ueberwundenen nicht fürchtet und mit dem Sieger ungern eine Lanze bricht. *)

---

*) Gaben die Schweizer dem Wunsche Napoleons Gehör und sprengten die Baseler Brücke, so gingen dann die Verbündeten auf einer langen Strecke durch die Schweiz, statt jetzt auf einer kurzen. Sie hatten mehr Last, und die Franzosen gewannen dadurch

Bei Gelegenheit dieser Staatsverhandlungen mit der Schweiz begegnete mir Folgendes, was, wenn ich Napoleons Verlangen einging, meinem Schicksale eine ganz andere Wendung gegeben haben würde.

Am Dienstag den 28sten December hatte ich Mittags bei Herrn Pierlot *) gespeiset, mit dem ich in aller Freundschaft lebte. Auch Abends blieb ich dort, wie gewöhnlich, und hatte nach meiner Weise in meinem Hause Nachricht zurückgelassen, wo ich erforderlichen Falles anzutreffen sein würde. Um 9 Uhr Abends ließ mich der Polizeiminister einladen, mich sofort zu ihm zu verfügen. In unsern damaligen Verhältnissen war ich, da ich die Vorurtheile des Kaisers wider mich kannte, ruhig über das, was man von mir erwarte. Die verläumderischen Angebereien eines Davoust hatte zwar Savary großmüthig und rechtlich bekämpft, der Kaiser konnte aber von neuem aufgereizt worden sein. Er hatte in dieser Sache noch keinen förmlichen Beschluß gefaßt, weil im nämlichen Verhältnisse, wie er die Wahrheit erfuhr, neue Verläumdungen seine Meinung schwanken ließen. Schon fürchtete ich, daß ich in Vincennes eingesperrt werden würde, womit man schon seit zwei Jahren mir drohete, aber der Herzog von Rovigo hatte dies stets abgewendet, indem er sich verbürgte, daß ich nicht entweichen würde, und alle bösen Dienste eines Davoust hatten nur den Erfolg, daß ich mich dreimal wöchentlich vor Savary stellen mußte, was mir gar nicht unangenehm war. Im schlimmsten Falle lieh ich von Herrn Pierlot eine Nachtmütze und verfügte mich im kühnen Muthe ins Hotel des Polizeiministers.

So kam ich zu Savary in dessen erleuchtete Zimmer und sah, daß er mich erwartet hatte. Unterwegs war ich schon ru-

---

nichts. Sie wollten ihr Land nicht wieder zum Schauplatz des Krieges hergeben. Napoleon hatte ja kein Heer, um die Schweiz in der Behauptung der Neutralität zu unterstützen. A. d. U.

*) Herr Pierlot war lange General-Intendant des Hofes der Kaiserin Josephine gewesen und hatte in der Krise der Handelserschütterungen des Jahres 1808 Banquerott gemacht. Er wohnte damals in der weißen Gasse No. 18.

higer geworden, da ich mich der Freundschaft des Herzogs von Rovigo erinnerte, welches Zutrauen wir einander bewiesen und wie herzlich er mich stets aufgenommen hatte. Er war noch in Staats-Uniform, weil er vom Kaiser kam, und ich bemerkte sofort, daß er mir etwas zu sagen habe, denn er kam mir mit froher Miene entgegen. Ich hatte folglich nichts Schlimmes zu besorgen. Folgendes sagte mir dieser im Grunde gute Mensch, aus dem man fast ein Ungeheuer hatte bilden wollen.

„Bourrienne, ich komme vom Kaiser, der mich fragte, wo Du wärest. — Ihro Majestät, er ist in Paris, und ich sehe ihn oft. — Schön! lassen Sie ihn kommen, ich will ihn anstellen. Seit 3 Jahren thut er nichts. Ich will ihn als Minister nach der Schweiz schicken, aber er muß sogleich abreisen. Er wird den Verbündeten seine Aufwartung machen, er versteht das Deutsche sehr gut. Der König von Preußen hat ihm schriftlich seine Zufriedenheit versichert über die Art, wie er sich gegen die nach Hamburg geflüchteten preußischen Offiziere benahm. Er ist ein Freund des Fürsten von Witgenstein, der wiederum Freund des Königs von Preußen ist, und sich vielleicht auch zu Lörrach aufhält.*) Er wird dort alle tapfere Deutsche antreffen. Ich verlasse mich auf ihn, daß seine Reise gute Erfolge haben wird. Caulaincourt wird ihm seine Instructionen geben."

Also brauchte ich von Pierlot keine Nachtmütze zu leihen, aber dennoch erschreckte mich Savarys Antrag. In meiner damaligen Lage erwartete ich einen solchen Antrag nicht, der mich anfangs ganz bestürzt machte. Ich lebte sehr ruhig in Paris, und hörte seit 3 Jahren von nichts als von des Kaisers Ungnade. Ich sahe nur den Herrn von Talleyrand, welcher mich stets gütig aufnahm, Duroc bis zu seinem Tode, Josephine, wenn sie sich nicht in Navarre aufhielt, den Herzog von Rovigo und wenige Freunde. Ungeachtet meines lebhaften Erstaunens, antwortete ich doch, ohne zu schwanken, daß ich die Gesandtschaft

---

*) Lörrach ist ein Ort 2 franz. Meilen von Basel, von welchem damals die Oestreicher und Russen nach Frankreich eindringen wollten.

nicht annehmen könne, weil sie mir zu spät angetragen würde. „Man schmeichelt sich, sagte ich zu Savary, daß die Baseler Brücke gesprengt werden, und daß die Schweiz neutral bleiben wird, wovon ich das Gegentheil sicher weiß. Ich kann nur wiederholen, daß meine Sendung zu spät kommt. — Dein Entschluß macht mir vielen Kummer, aber vielleicht bestimmt Dich noch Caulaincourt, den Posten anzunehmen. Der Kaiser will, daß Du zum Herzog von Vicenza morgen um ein Uhr gehst, er wird Dir sagen, wovon die Rede ist, und Dir Deine Instruction geben. — Er wird mir sagen, was er will, ich gehe doch nicht nach Lörrach. — Du kennst aber den Kaiser besser als ich, er wird Dir übel wollen, und Dir die Ablehnung nicht verzeihen, und Gott weiß, was daraus folgen kann. — Er mag thun was er will, so gehe ich doch nicht nach der Schweiz. — Du hast Unrecht, kannst Dich aber bis dahin bedenken. Des Nachts überlegt sich dergleichen besser. Wenigstens unterlasse nicht, morgen Caulaincourt zu besuchen. Er erwartet Dich; und hat Befehl gegeben, Dich sogleich vorzulassen. Du wirst mit ihm allein sein. — Ich kenne Caulaincourt, ich habe das Glück gehabt, ihm und seiner Familie einige Dienste zu leisten, als sie aus der Liste der Ausgewanderten ausgestrichen wurde. Ich weiß, er ist ein braver Mann, welcher meine Gründe begreifen wird. Gelingt mir das aber auch nicht, so beharre ich doch bei meinem Vorhaben, ruhig bleiben zu wollen; der Kaiser mag thun was er will.“

Dies ist der getreue Auszug der Unterhaltung mit dem Herzog von Rovigo. Um 11 Uhr Abends verließ ich ihn, und ich vergesse niemals, daß wenn er meinen Entschluß zu bekämpfen suchte, es doch nur aus theilnehmender Freundschaft geschah.

Folgenden Tages ging ich zu Herrn von Talleyrand, erzählte ihm, was mir begegnet sei, und bat ihn, da ich wußte, daß er mit Caulaincourt in guter Freundschaft lebe, daß er ihn für meinen Entschluß günstig stimmen möge. Herr von Talleyrand billigte meine Ablehnung, und punkt ein Uhr begab ich mich zu Caulaincourt ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in der Straße Bac im alten Hotel Galifet. Der Thürsteher erkannte mich, und meldete mich, wie ihm aufgetragen war, sofort. Herr Caulaincourt ließ mich beim Camin, wo er

selbst saß, niedersitzen, und befahl, niemanden während unserer Unterhaltung vorzulassen.

Der Herzog von Vicenza entledigte sich seines Auftrages mit Ruhe und mit einer reizenden Güte und Schonung. Ich schloß daraus, daß er die traurige Lage unsrer Angelegenheiten sehr wohl kannte, und daß er selbst den mir ertheilten Auftrag für unangenehm und gewiß für nutzlos hielt. Mit gleicher Ruhe erwiederte ich ihm, daß sein College, mein Freund Savary, ihm schon Kenntniß von der Eröffnung, die mir geschehen wäre, gegeben haben werde, er werde daher wohl wissen, daß ich schon gestern Abends die Mission verbeten hätte. Nun erklärte mir der Minister mit vieler Freundschaft, welche Gründe mich dennoch zur Annahme bestimmen müßten. Er machte mir bemerklich, daß in Folge der wiederholten Anklagen Davoust's der Kaiser auf mich ungehalten gewesen sei, und daß ich wisse, wie wenig er abschlägliche Antworten gewohnt sei, und verhehlte mir nicht, daß wenn ich dabei beharre, die Mission nicht anzunehmen, der Kaiser künftig mir noch mehr als früher mißtrauen möge. Darauf erwiederte ich, daß ich, als bloßer Privatmann ohne Anstellung seit drei Jahren, im Hauptquartier der Verbündeten keinen Einfluß hoffen dürfe, daß meine geringe Geschicklichkeit nicht die Unzuträglichkeiten meiner Lage und die Ungnade, worin ich gelebt hätte, aufzuwiegen vermöge. Ich fügte hinzu, daß ich ohne eine Decoration, selbst ohne das Band der Ehrenlegion mich befände, worauf der Kaiser so viel Werth setze, daß wenn es einem Minister fehle, dieß fast als eine Geringschätzung betrachtet werde. An sich wären das zwar Geringfügigkeiten, aber nicht im Auge der Personen, mit denen ich verhandeln solle, deren Brust desto buntscheckiger erscheine. — Ist es nichts weiter, was Sie bedenklich macht, sagte Herr Caulaincourt: so sind hier keine Schwierigkeiten, denn der Kaiser hat mir erlaubt, Ihnen zu sagen, daß er Sie zum Herzog ernennen, und Ihnen das Großkreuz der Ehrenlegion ertheilen wird.

Bei diesen Worten glaubte ich zu träumen, und fast kam es mir vor, daß man mich zum Besten haben wollte. Das Anerbieten wurde ernsthaft und ich fing an, es verführerisch zu finden; dennoch fuhr ich fort, den Antrag zu verbitten. Als neue Gegenvorstellungen vergeblich waren, stand er auf, um zu

zeigen, daß unsere Unterredung ein Ende habe. Ich war einen Augenblick ungewiß, was ich thun solle, denn noch war keine Entscheidung gefaßt. Ich fürchtete, ihn nicht überzeugt zu haben, und war gedrängt durch meinen festen Entschluß, diesen Auftrag nicht anzunehmen. Bekannt ist, daß Herr von Caulaincourt auf dem Wege zur Thür seines Cabinets langsam ging. Wenn er hinausging, ohne daß ich seine wahre Meinung kannte, so hatte ich nichts ausgerichtet. Daher rief ich ihn bei seinem Namen, Caulaincourt, herbei und er kam zu mir zurück. Sie haben mehrmals gesagt, daß Sie niemals den Ihnen und Ihrer Familie von mir geleisteten Dienst vergessen würden, als ich einiger Gunst genoß. Ich kenne Sie und will offenherzig mit Ihnen reden. Ich spreche mit Caulaincourt, und nicht mit dem Minister. Sie sind ein Ehrenmann, mit dem ich frei reden darf. Erwägen Sie Frankreichs traurige Lage, welche Sie besser kennen als ich, und wozu ich nicht beigetragen habe. Werfen Sie einen Blick auf meine früheren Verhältnisse. Ich verlange Ihre Geheimnisse nicht zu wissen, aber ich weiß auch vieles. Ich bin überzeugt, daß der Feind binnen wenigen Tagen den Rhein passirt *). Der Kaiser ist betrogen worden. Ich werde zu spät eintreffen, und man wird sich über mich aufhalten. Glauben Sie, daß meine Correspondenz in Deutschland mich sehr wohl unterrichtet hat! Gut, Caulaincourt, antworten Sie mir ehrlich. Wenn Sie Bourrienne und ich Caulaincourt wäre, und Ihnen den gemachten Vorschlag thäte, was würden Sie thun?

Ich bemerkte nun in Caulaincourts Gesichtszügen eine convulsivische Bewegung, und sahe, daß ihn die kategorische Frage ergriffen hatte. Er drückte mir herzlich die Hand, und sagte sogleich: „ich würde es machen wie Sie. Es ist aus. Ich mache das mit dem Kaiser ab. Sein Sie ruhig." Nun war die Sache entschieden, wie war mir aber zu Muthe? Ich fand meine Brust auf einmal erleichtert, und verließ ihn mit

---

*) Das sagte ich am Mittewoche, und am nächsten Freitage, zwei Tage nachher, ging er über den Rhein.

herzlichem Dank für seine Aufnahme und für sein edles Betragen. Nun war ich gewiß, daß er beim Kaiser alles von der besten Seite vorstellen würde. Ich täuschte mich nicht, denn von der Sache war nicht weiter die Rede.

Hier sehe ich mich gezwungen, um ein Jahr zu frühe eine Begebenheit, welche den Herzog betraf, vorzutragen, weil sie mit der geschlossenen Erzählung in einiger Verbindung steht. Als mich der König im März 1815 zum Polizeipräfecten ernannt hatte, sandte Herr von Caulaincourt den 15ten März eine sichere Person mit der Frage an mich, ob er Gefahr liefe, wenn er in Paris bliebe, oder sich entfernen müsse; denn man hatte ihm gesagt, daß sein Name auf einer Liste derjenigen stehe, welche ich verhaften zu lassen beauftragt wäre. Ich werde solche weiterhin namhaft machen. Mir schmeichelte dies Zutrauen, und ich erwiederte seinem Freunde mit Herzlichkeit: „Sagen Sie dem Herrn von Caulaincourt: daß ich nicht einmal weiß, wo er wohnt; er bleibe ruhig, ich stehe für ihn ein.“

Ein und zwanzigstes Capitel.

Richtige Kunde über auswärtige Angelegenheiten. — Anfang der Belagerung von Hamburg. — Das neue Saragossa. — Arbeit an den Festungswerken. — Eine zwei Meilen lange Brücke. — Die Generale Dejean und Haxo. — Strenge Maßregeln und Gütereinziehungen. — Unordnung, Vergeudung und Willkür. — Confiscation der Pferde. — Räumung von Lübeck und blutiger Abschied. — Verletzung der Gräber. — Strenge Einschließung. — Der König von Dänemark wird durch den Kronprinzen von Schweden zum nordischen Bunde gezwungen. — Mangel an Lebensmitteln in Hamburg. — Die aus ihrer Stadt vertriebenen Einwohner. — Strenge Maßregeln. — Die geschlagenen Männer und gepeitschten Weiber. — Nachsicht des Marschals Davoust. — Nächtliche Verhaftung. — Gastfreundschaft der Bewohner Altona's. — Ein vormaliger Adjutant bei Dumouriez und Großmuth. — Ansteckende Krankheit in Altona. — Ursachen dieser Krankheit in Hamburg. — Die Schlachtopfer und deren Denkmal.

Man hat gesehen, wie genau ich über die wichtigsten Ereignisse kurz vor meiner Unterredung mit Herrn von Caulaincourt unterrichtet war. Ich verhehle dabei nicht, daß die Nachrichten aus Hamburg für mich das vorzüglichste Interesse hatten. Ich habe vieles von den Leiden der unglücklichen Stadt erzählt. Doch war das nur das Vorspiel der künftigen. Nachdem die Verbündeten im Feldzuge von 1813 die Franzosen aus Sachsen vertrieben und nach dem Rhein zurückgedrängt hatten, belagerten sie Hamburg, worin sich Davoust mit 30,000 Mann eingeschlossen hatte mit dem unerschütterlichen Willen, daraus ein neues Saragossa zu bilden. Dieser Beschluß hatte strenge Maßregeln zur Folge, welche man vielleicht bei einer vaterländischen Stadt als nothwendig betrachten kann, welche aber bei dieser Gelegenheit eine unschuldige Stadt unnütz ins Unglück

führten, deren man sich aus Habgier mit Verletzung des Völkerrechts bemächtigt hatte und sie als ein Raubgut vertheidigte.

Seit dem Monat September vermehrte sich täglich die Zahl der Truppen der Verbündeten, welche bereits schnelle Fortschritte am linken Elbufer machten. Den 28sten September näherte sich der Oberste Czernicheff um zwei Uhr Morgens der Stadt Cassel und bemächtigte sich des Geschützes auf dem Polygon, womit er die Stadt beschoß, welche Mittags sich ergab, worauf die Kosacken sich derselben bemächtigten. Doch hielt sich noch Lemarrois in Magdeburg, dessen Stärke und Lage vermuthen ließen, daß die Verbündeten sich dort lange würden behaupten können. Davoust wollte, daß Hamburg sich als Festung eben so lange halten solle, als Magdeburg, und ließ die Festungswerke so weit ausdehnen, daß er, nach der Aussage der erfahrensten Offiziere, einer Besatzung von 60,000 Mann bedurft hätte, um bei einer regelmäßigen Belagerung die Stadt lange zu behaupten. Gleich im Anfange der Belagerung verlor Davoust Vandamme, der bei einem Ausfalle an der Spitze eines zahlreichen Corps blieb, welches blind aufgeopfert und meistens gefangen genommen wurde. *)

Davoust zeigte in der Anwendung seines falschen und unnützen Systems der Vertheidigung eine große Thätigkeit, und fing damit an, für eine lange Verproviantirung zu sorgen. Die Geniegenerale Dejean und Haxo wurden von Napoleon an den Marschal geschickt, um die Linie der Festungswerke zu ziehen. Die Herren Tarbé und Jausselin, Ingenieure der Brücken und Wege, überreichten auch ihre Pläne, und derjenige des Letztern wurde angenommen. Dieser erhielt auch den Auftrag der Ausführung. Dies machte die Zerstörung der schönen Spaziergänge um die Stadt nöthig. Davoust beschäftigte 15,000 Menschen bei den Festungsarbeiten. Zugleich erhielt der General Bertrand den Auftrag, eine Brücke zur Verbindung Hamburgs mit Haarburg zu erbauen, indem auf einer Länge von zwei Meilen die Inseln mit bei-

---

*) Vandamme lebt noch heute und wurde bei Culm gefangen und nach Sibirien geschickt. Nur ein alter holländischer General blieb bei einem blutigen Gefecht auf der Insel Wilhelmsburg im Febr. 1814. A. d. U.

den Flußufern verbunden wurden. Die Brücke mußte von Holz erbauet werden, und Davoust nahm das Material aus allen Holzmagazinen. Ohne alle Formen bemächtigte er sich der ungeheuren Peter Godefroyschen Vorräthe, welche er einige Zeit vorher von der französischen Regierung für 1,260,000 Fr. gekauft hatte. Die Brücke wurde in 83 Tagen gebauet und hatte 2529 Klafter Länge, ohne die Verbindungslinien auf den beiden Inseln *).

Man schätzte den Werth der demolirten und verbrannten Häuser, um die Festungswerke völlig ausführen und die Stadt gegen das Annähern des Feindes beschützen zu können, auf mehrere Millionen. Diese Zerstörung erstreckte sich weit um die Stadt herum. Eben so unermeßlich war das Beisammenbringen der Lebensmittel, weil Davoust die Stadt lange behaupten wollte. Er erzwang die Herbeischaffung aus allen damals Frankreichs Joche unterworfenen Ländern. Auf solche Art wurde die Besatzung sehr gut mit Proviant versorgt, aber die unglücklichen Einwohner konnten sich solchen nur zu hohen Preisen verschaffen, unter großen Schwierigkeiten und in kleinerer Menge. Uebrigens herrschte in dieser allgemeinen Requisition eine Unordnung und ein Vergeuden, von denen nur die Commissariate Vortheil zogen. Vorzüglich zeichnete sich dadurch ein Einwohner aus Auxerre aus, den ich wegen seiner in der Vaterstadt angesehenen Familie nicht nennen will. Auch er mußte viel ertragen von der

*) Nach dem allgemeinen Frieden und der Rückkehr der Bourbons nach Frankreich ließ der Hamburger Senat diese Brücke zerstören, weil er solche als einen für die Stadt gefährlichen Bau betrachtete. Nicht allein dieser Grund bestimmte den Senat, sondern auch die großen Unterhaltungskosten dieser Brücke veranlaßten jenen Entschluß zu gleicher Zeit. Auf jeden Fall war der Beschluß weise, eben so als die vollkommene Schleifung der Festungswerke, deren Grund er ebnen und die Festungsgräben ausfüllen ließ. Er wollte dadurch verhindern, daß kein anderer ehrgeiziger Fürst daraus wieder einen Kriegsplatz machen solle. Auf dem solchergestalt geebneten Boden baute man hübsche Häuser, pflanzte schöne Spaziergänge, welche für die Hamburger viel nützlicher waren, als die alten Festungswerke der Hansestadt, welche niemals hinderten, daß jeder ihre Stadt beliebig besetzen konnte.

Grausamkeit, dem Geize und der Barbarei eines der Günstlingsbeamten des Marschals. Derjenige, von dem ich rede, hatte in seinem Dienst einen Kammerdiener, der ihm täglich zur List oder Gewalt junge Mädchen guter Familie liefern mußte. Diese Geschichte ist so bekannt, daß der, welcher den Namen wissen will, ihn von jedem Hamburger erfahren kann.

Alle Pferde ohne Ausnahme wurden für die Artillerie in Requisition gesetzt. Man wählte die besten für den Dienst und tödtete die andern auf den Gassen, deren Fleisch unter die Soldaten vertheilt wurde. Die hungrigen Einwohner kauften davon einzelne Stücke sehr theuer. Alle diese Vorsicht war indeß eitel. Die Verbündeten drangen mit großer Macht vorwärts und besetzten bereits Westphalen. Dadurch wurde der Gouverneur gezwungen, alle zerstreuten Corps an sich zu ziehen. In Lübeck gab es noch Hinrichtungen, ehe die Stadt geräumt wurde. Um ein Beispiel zur Warnung zu stellen, sollten ein Greis und ein Schlachter Prahl erschossen werden. Der Letztere hatte von den Franzosen gesagt, „der Teufel hole sie ꝛc.“ Den Greis war man so glücklich entwischen zu lassen, aber der unglückliche Prahl wurde ungeachtet aller Bitten und Thränen der Einwohner erschossen.

Die Hamburger Besatzung bestand aus Franzosen, Italienern und Holländern. Anfangs bestand sie aus 30,000 Mann, aber durch Krankheiten starben Viele und in den Hospitälern täglich 60 bis 80. Als die Besatzung im Mai 1814 Hamburg räumte, war sie auf ungefähr 15,000 Mann reducirt.

Alle Zerstörungen und Brände um Hamburg rund herum schufen um solches eine Wüste. Sogar schleifte das Militair alle Gräber und Grabhäuser auf dem Kirchhofe im Norden der Stadt und befriedigten ihre Habgier durch die Silberbeschläge der Särge, welche nach Landesgebrauch angebracht waren, und durch Wegnahme der reichen Stoffe, womit die Leichname bekleidet gewesen waren. Man duldete diesen Gräberraub, ungeachtet er faulende Dünste in der Atmosphäre verbreitete, welche die schon herrschenden ansteckenden Krankheiten verschlimmerten. Also wurden weder die Lebenden noch die Todten verschont. Auf diese barbarischen Handlungen folgte bald die strengste Einschließung durch die Russen und Schweden, und jede Verbindung der Stadt mit der Außenwelt wuvde abge-

schnitten. Der dem Glücke Napoleons so treue König von Dänemark wurde endlich durch den schwedischen lange im nordischen Bunde stehenden Kronprinzen gezwungen, ihn zu verlassen. Seitdem konnte Hamburg weiter keine Hülfe von außen empfangen, und man hörte die Drohung, daß Hamburgs Belagerung so berühmt werden solle, als diejenige von Saragossa; er werde nur die verbrannte Stadt übergeben. Welche Aussicht für die Einwohner! Glücklicherweise fügte die Vorsehung es anders.

Im Monate December fingen die Lebensmittel an abzunehmen, ohne eine Möglichkeit, solche zu ersetzen. Erst ließ man die Stadt von allen Bettlern und hernach von allen unnützlichen Personen räumen. Es ist keine Uebertreibung, wenn man annimmt, daß durch solche allmälige Verweisungen 50,000 Personen verjagt wurden. Freilich können solche Befehle durch die Ereignisse des Kriegs nothwendig werden; aber wer kann die studirte Grausamkeit rechtfertigen, welche in Hamburg bei deren Vollziehung waltete? Am 18ten December wurde eine dieser Austreibungen publicirt und in 48 Stunden sollten die Verwiesenen die Stadt räumen; der geringste Verzug sollte mit dem Verlust ihres Mobiliars gestraft werden, wovon nur die Menschen ausgenommen waren, welche die Waffen tragen konnten. Noch strenger als der Gouverneur selbst, fügten der Präfect und der Maire zwei Tage später hinzu, daß die Häuser zerstört werden sollten, indeß der Commandant der Gendarmerie in Hamburg den aus der Stadt verwiesenen Einwohnern auferlegte, daß diejenigen, welche die Stadt nicht in der von dem Marschal vorgeschriebenen Frist verlassen haben würden, vor der Austreibung funfzig Stockprügel erhalten sollten. Da indeß der Himmel versöhnlich ist, so war es auch die Gendarmerie. Die Männer konnten sich von den Stockprügeln frei kaufen, und die französische Galanterie peitschte die Frauenzimmer, statt sie zu prügeln. Dies war das Gesetz des Präfecten. Ich habe einen Befehl des Präfecten gesehen, alle dienende Frauenzimmer zu untersuchen, ob sie gesund wären, wenn sie von ihrer Herrschaft kein Zeugniß einliefern könnten.

So groß ist der Reiz des Orts unserer Geburt und des häuslichen Heerdes, daß ungeachtet der erschrecklichen Strenge, womit der Verbannungsbefehl begleitet war, doch manche unglückliche Einwoh-

ner zu bleiben versuchten. Da räumte ihnen der Gouverneur aus Nachsicht den 25sten December eine Verlängerung von 24 Stunden ein, dann sollten aber diejenigen, welche der Verordnung nicht gehorsam wären, als wenn sie den vom Feinde in Lübeck publicirten Proclamationen Beifall gegeben hätten, behandelt werden. Die Einwohner konnten jedoch diese Proclamationen unmöglich kennen, weil jede Verbindung den Einwohnern außer den Thoren untersagt war. Indeß zwei Tage nach dieser Gnadenacte erschien noch ein Befehl des Inhalts, daß, wenn einige Hamburger nach der Vertreibung wieder einwandern würden, sie als Aufrührer angesehen werden und als Mitverschworne des Feindes durch das Prevotalgericht zum Tode verurtheilt und erschossen werden sollten. Diese Bekanntmachungen genügten noch nicht. In den letzten Tagen des Decembers wurden in der Nacht bei einer Kälte von 16 bis 18 Graden Kranke und Gesunde, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters, aus ihren Betten gerissen und aus der Stadt gebracht. Eine neue Grausamkeit war, daß ihre Mitbürger ihnen zur Bedeckung dienen mußten. Gewiß ist es, daß mehrere Greise in der Stadt, oder während des Transports starben. Die Unglücklichen, welche diese Mißhandlung überlebten, wurden vor dem Altonaer Thore niedergelegt.

Wie mußten diese unglücklichen Schlachtopfer der französischen Regierung, welche man aus ihren Wohnungen trieb, von solcher denken? Es war ihnen so leicht, eine Vergleichung mit dem Zufluchtsorte dieser Unglücklichen im nahen Altona anzustellen, wo sie einen großmüthigen Beistand fanden. Am Weihnachtstage wurden 7000 der Unglücklichsten im Hause des Herrn Rainville, ehemaligen Adjutanten des Generals Dumouriez, der zugleich mit diesem aus Frankreich auswanderte, versammelt. Dieses in Holstein, funfzig Schritte von Altona belegene Haus war gewöhnlich Sitz der Feste und glänzender Gesellschaften, und wurde jetzt plötzlich der Zufluchtsort des Elends, des Schmerzes und des Todes. Alle mögliche Pflege wurde diesen unglücklichen Vertriebenen zu Theil, aber wenige hatten davon Nutzen, und die Stadt Altona wurde für ihre Großmuth übel belohnt. Die Furcht vor der in Hamburg herrschenden ansteckenden Krankheit hatte die gastfreundliche Aufnahme der Unglücklichen nicht ver-

hindert. Weil aber viele den Keim der Krankheit aus Hamburg mitbrachten: so zeigte sie sich auch bald in Altona.

Diese grausame ansteckende Krankheit begann in Hamburg und entstand aus den vielen dort angehäuften vernachlässigten Hospitälern, aus dem erzwungenen zu frühen Transport der Genesenden in die Häuser der Bürger, durch die vielen auf den Gassen getödteten und dort liegen gebliebenen Pferde, welche eine Beute für die Soldaten waren, von dem in den Straßen angehäuften Luder und Unreinigkeiten, welche man wegen mangelnder Transportmittel nicht hatte wegschaffen können, endlich wegen der mephytischen Ausdünstungen des Alstersees *), in welchen man alle Auswürfe schüttete.

Die große Zahl von 1135 verstorbenen Hamburger Vertriebenen wurden in Altona unter der Leitung der dänischen Regierung beerdigt, auf einem Felde im Norden von Ottensen eine viertel Meile von Altona. Die frommen Hamburger errichteten ein Denkmal, worauf die Namen der Opfer so vieler Grausamkeiten eingegraben wurden. Viele Leichen wurden in den Bastionen, Wällen und auf den Spaziergängen aufeinandergehäuft. Die Lebenden konnten keinen Schritt thun, ohne die Asche ihrer Aeltern und Freunde mit Füßen zu treten.

Als alle Mittel, Geld von Hamburg zu erpressen, erschöpft waren, bemächtigte man sich der Bank dieser Stadt, welche noch sieben bis acht Millionen Mark Banko enthielt. Wußte man nicht, daß, wenn man sich der Fonds einiger Hamburger bemächtigte, man allen Fremden Unrecht that, welche in dieser Bank Gelder stehen hatten? Sie wurde durch einen Inspector der Musterungen weggenommen, der durch gleiche Ausschweifungen sich in Lübeck ausgezeichnet hatte.

Dies ist der gedrängte Abriß der Erpressungen und blutigen Handlungen, welche lange eine gastfreundliche Stadt bedrückten. Die Nachwelt wird kaum glauben, daß das Geschehene geschehen konnte. Hamburg wurde stets von Napoleon beschuldigt, daß es zu englisch gesinnt sei; indem er Hamburg ruinirte,

---

*) Die Alster ist ein kleiner Fluß, welcher mitten in Hamburg einen großen See bildet.

glaubte er England wehe zu thun, indeß das schwache, machtlose Hamburg nur wie Jerusalem, während der Belagerung durch Titus, seufzen konnte über seine Drangsale.

Uebrigens muß ich so gerecht sein, zu bemerken, daß die Vorwürfe, welche ich einigen Häuptern der französischen Besatzung in Hamburg machen mußte, sich nicht auf die tapfere Armee beziehen, welche mit eben so vieler Geduld als Muth die größten Gefahren und unglaubliche Beraubungen ertrug. Wenn einzelne Ausschweifungen von den Kriegern begangen wurden, so treffen sie unsere Soldaten nicht mehr als diejenigen der andern Mächte, welche unter unsere Fahnen noch gefesselt waren, wenn ihr Vaterland bereits das Joch des Kaiserreichs abgeschüttelt hatte.

Zwei und zwanzigstes Capitel.

Angelegenheiten Italiens und der Prinz Eugen. — Ein besonderes Capitel. — Warum Napoleon gern Italien behalten wollte. — Mannzahlregister auf dem Papier und wahre Stärke. — Die Menschen auf dem Papier und die Charte von Tyrol. — Bewegung der italienischen Armee nach den Gränzen Oestreichs. — Aufmerksamkeit auf Deutschland. — Eugens Schmerz über den Abfall der Baiern. — Rückgängige Bewegung. — Murats Verstellung und Treulosigkeit. — Italiens alte Politik. — Tractat zwischen Murat und Oestreich. — Feindseligkeiten, auf welche eine Kriegserklärung folgte. — Murat wird von den französischen Generälen verlassen. — Befehle aus Paris und unnütze Proclamation. — Die Neapolitaner nehmen Livorno und Ancona ein. — Räumung Toskanas.

Ich habe gesagt, daß ich ein Capitel den Angelegenheiten Italiens und besonders dem Vicekönigthum Eugens widmen würde. Dies will ich gegenwärtig versuchen, wenn ich gleich über Italien nicht so umständliche und lebendige Nachrichten besitze, als ich über Hamburg empfing, wie der Leser selbst urtheilen wird; aber der Leser hat, wie ich mir schmeichele, schon Bekanntschaft genug

mit mir gemacht, um gewiß zu sein, daß ich nichts erzähle, worüber ich nicht ganz sicher bin. Er wird sich daher nicht wundern, wenn ich, um das, was ich über Eugen weiß, nicht zu trennen, in der Chronologie etwas zurückgehe.

Als der Prinz Eugen nach dem Feldzuge des Jahres 1812 Italien und jene schönen Ebenen der Lombardei wieder gesehen hatte, wo vor funfzehn Jahren Bonaparte sich nur zu zeigen brauchte, um zu siegen, wurde er bald von den mehr als zweifelhaften Gesinnungen Oestreichs gegen Frankreich unterrichtet. Er eilte daher, ein Heer zusammen zu bringen, welches fähig wäre, das ihm vom Kaiser anvertrauete Land zu vertheidigen. Der Kaiser setzte, wie man sich vorstellen kann, einen hohen Werth auf die Erhaltung Italiens, nicht allein, weil es der Schauplatz seiner ersten Thaten war und die Wiege seines großen Kriegerruhms, sondern weil selbst im Falle, daß er solches in einem Tractat aufgeben mußte, der Besitz dieser schönen Provinzen in den künftigen Unterhandlungen von großem Gewichte sein mußte. Napoleon fühlte daher, wie vortheilhaft ihm an der nördlichen Gränze Italiens die Gegenwart einer zahlreichen und so starken Armee sein mußte, daß sie Oestreich in Unruhe setzen könnte, wenn solches die durchsichtige Maske seiner Politik ablegen sollte. Der Prinz Eugen that Alles, was von ihm abhing, um die Absicht des Kaisers in der Wirklichkeit darzustellen; aber bei allen seinen Anstrengungen war dennoch die Armee nur scheinbar für diejenigen vorhanden, welche die wirkliche Mannschaft unter den Waffen mit derjenigen, welche die Listen angaben, vergleichen konnten. In diesen erdichteten Truppenlisten befanden sich auch die Regimenter, welche in Rußland mitgekämpft hatten und in Polens Gefilden vernichtet worden waren. Vormals hatte sich der Oberfeldherr der italienischen Armee, wie wir gesehen haben, beschwert über die Clubisten, Aufreger und Advocaten in den engen Tyroler Thälern auf einer Charte von wenigen Quadratzollen, und jetzt sah Napoleon selbst die Krieger nur auf dem Papiere.

Als im Monat Julius des Jahres 1813 der Vicekönig von der Wendung unterrichtet wurde, welche die Angelegenheiten auf dem Scheincongresse zu Prag nahmen, zweifelte er nicht mehr an der Erneuerung der Feindseligkeiten, und da er voraussah,

daß Italien angegriffen werden würde, so faßte er den Entschluß, sich den Gränzen Oestreichs möglichst zu nähern; aber dennoch konnte er nur höchstens eine Armee von 45,000 Mann Fußvolk und 5000 Mann italienischer oder französischer Reiterei zusammenbringen. Als die Feindseligkeiten wieder begannen, hatte der Vicekönig sein Hauptquartier zu Udine, und bis zum Monat April des Jahres 1814 gelang es ihm durch seine klugen Märsche und weil er die Menschen schonte, eine drohende Stellung zu behaupten und den Eingang des Königreichs mit Militairtalent zu vertheidigen, wie man es von einem in der Hochschule Napoleons gebildeten Manne erwarten durfte, welchen die Armee für einen seiner geschicktesten Generäle hielt. In diesem Vertheidigungsfeldzuge wurde der Vicekönig durch die Truppen und Generäle unter seinem Befehle trefflich unterstützt. Der Prinz als Oberfeldherr hatte zum Chef des Generalstabs den General Vignolles und den commandirenden Adjutanten Marizot de Marsy zum Unterchef des Generalstabs.

Die großen und unglücklichen Ereignisse des Jahres 1813 hatten dergestalt die Aufmerksamkeit des Publicums auf Deutschland und auf die Rheinlinie gespannt, daß es unmöglich geworden war, sich mit einem gleichen Interesse um die Gefechte in Italien zu bekümmern, als Murats Abfall eine Zeitlang die Aufmerksamkeit dahin zog. Ich wunderte mich darüber weniger als Andere, indem ich die schon erzählte Unterhaltung mit ihm in den elysäischen Feldern nicht vergessen hatte. Murats Abfall schien Jedermann unglaublich und erbitterte Napoleon. Warum zwang aber Napoleon die Völker, welchen er Prinzen seines Hauses zu Regenten gab, seine Regierung zu hassen? Um die nämliche Zeit trauerte das Herz Eugens über einen andern Abfall vom Bunde; denn, als er Prinz und fast Souverain wurde, hörte er nicht auf, ein Mensch und ein trefflicher Mensch zu sein. Vermählt mit der eben so guten und eben so geliebten Prinzessin Amalie von Baiern, schmerzte ihn die Nothwendigkeit tief, die Unterthanen seines Schwiegervaters zu den Feinden rechnen zu müssen, welche er vermuthlich zu bekämpfen haben würde. Wenn aber sein Inneres über diesen Zwang litte, wie Josephine es mir mehr als einmal versichert hat, so war doch die

Pflicht für ihn eine Religion, welcher er stets bereit war jede andere Betrachtung unterzuordnen, was er durch sein Betragen bei Gelegenheit der Ehescheidung seiner Mutter bewies. Da er fürchtete, von den Baiern von der Seite Tyrols angegriffen zu werden, so fing der Prinz Eugen bereits im Herbst 1813 an, sich erst nach dem Tagliamento und hernach nach der Etsch zurückzuziehen *). Als die italienische Armee hier eintraf, hatte sie beträchtlich abgenommen, so eifrig auch Eugen für seine Truppen sorgte, theils wegen der Nothwendigkeit, die durch keine vorwärts stehende Armee gedeckten Festungen mit starken Besatzungen zu belegen, theils wegen der eingerissenen Krankheiten, und dann auch wegen der in manchen Gefechten getödteten Mannschaft.

Gegen Ende des Novembers erfuhr Eugen, daß ein Corps Neapolitaner nach Oberitalien marschire, theils über Rom, theils über Ancona. Der König von Neapel wollte die damalige Stellung Europa's benutzen und trauete den für seinen Verrath ihm zugesicherten Versprechungen. Murat schien damals Oestreich zum Muster seiner Politik sich gewählt zu haben, denn er war nicht allein entschlossen, dem Bunde wider Napoleon beizutreten, sondern hatte schon mit England und Oestreich unterhandelt, als er noch nicht aufhörte, Napoleon seine Treue zu versichern. Er trieb die Verstellung so weit, daß er vom Vicekönige die freie Disposition der Privatmagazine und des Kriegsmaterials in den Plätzen des Königreichs Italien verlangte. Damals war Murats Abfall noch nicht gewiß bekannt, und die vorausgegangenen Gerüchte schienen so unwahrscheinlich, daß man keine Beweggründe fand, um ihm das abzuschlagen, was er verlangte. Doch war er schon insgeheim ein Verbündeter der Feinde Frankreichs. Hier kann, wie mir däucht, Murat nicht entschuldigt werden. Daß er, bewogen durch die Bedürfnisse seines ihm anvertraueten Volks und

---

*) Damals hatte der Tagliamento eine Brücke von Holz, welche in aller Eile gebauet war, um der französischen Armee in ihren ersten italischen Feldzügen zu einem Uebergange zu dienen. Ich erwähne dieses Umstands, weil er die gute Bauart unserer Militairingenieure beweiset.

durch den Ehrgeiz, König bleiben zu wollen, sein ursprüngliches Vaterland verkannte und dieses seiner Krone aufopferte, dieß kann die Politik entschuldigen; sogar billige ich persönlich, daß ein König vor allem die Interessen seines Volkes beherzigt. Daß aber Murat nicht bloß Napoleon verließ, sondern auch treulos handelte, indem er vom Bunde und seiner Treue redete: das läßt sich nach meiner Meinung nicht entschuldigen.

Als zuerst der Vicekönig Napoleon von Murats Verrätherei unterrichtete, wollte Napoleon nicht daran glauben und sagte seinen Vertraueten: Das kann nicht sein, da ich Murat meine Schwester und einen Thron gab. Eugen muß übel berichtet worden sein. Murat kann sich nicht wider mich erklären. Der Verrath war aber nicht bloß möglich, sondern auch wirklich. Unter dem Schirm der Verstellung, schien er jene italische Politik des 15ten und 16ten Jahrhunderts, in welcher der Betrug die höchste Kunst verschlagener Regierungen war, wieder erneuern zu wollen. Wirklich ließ Murat, ohne eine ergangene Kriegserklärung durch einen seiner Generale, welcher mit 5000 Mann in Rom stand, das Obercommando im Kirchenstaat ergreifen und in seinem Namen Besitz von diesem Lande nehmen. Der Befehlshaber der französischen Truppen in Rom, General Miollis, konnte sich nur mit seiner Handvoll Soldaten in die Engelsburg werfen, jenen berühmten Bau Hadrians, wo lange der Schatz Sixtus V. aufbewahrt wurde. Bald wurde Miollis durch die Neapolitaner eingeschlossen, welche auch Civita vecchia und Ancona einschlossen.

Wiederum sehe ich mich genöthigt, die folgenden Begebenheiten hier gleichfalls zu berühren, um verwandte Dinge in einer Reihe zu erzählen.

Der Tractat zwischen Murat und Oestreich wurde am 11ten Januar 1814 abgeschlossen. Ich werde künftig von andern Begebenheiten der damaligen Zeit, hier aber nur von Italien reden. Sobald der Vicekönig von jenen Schritten Murats Kenntniß erhalten hatte, wußte er, daß er bald die Neapolitaner werde bekämpfen müssen, und mußte der Vertheidigung der Linie an der Etsch entsagen, da die neapolitanische Armee hinter seinem rechten Flügel stand; er versetzte daher die Armee an die andere Seite des Min-

cio. In dieser Stellung mußte er am 8ten Februar der östreichschen Armee, welche ihm gefolgt war, ein Treffen liefern. Weil er die Schlacht am Mincio gewann: so hielt dieses eine Zeitlang das Vordringen der östreichschen Armee auf und deren Verbindung mit dem Heere der Neapolitaner. Erst 8 Tage nachher erklärte Murat dem Kaiser öffentlich den Krieg, durch den Chef seines Generalstabes an den General Vignolles Chef von des Prinzen Eugen Generalstabe. So hatten wir mit dem Aufwande unsers Bluts und unsrer Schätze Könige geschaffen, und als Frankreich Unfälle erlitt, trieb sie das unerbittliche Schicksal, gegen uns die Waffen zu ergreifen. Murat hatte bis dahin seinem System der Treulosigkeit so gemäß gehandelt, daß er den rechtschaffenen Prinzen Eugen betrog und von ihm für sein Heer Lebensmittel und Munition bezog. In Paris war man so blind, daß der Kriegsminister nicht aufhörte, die Forderungen Murats zn unterstützen, obgleich sich derselbe um diese Zeit verpflichtete, sein Heer mit dem östreichschen zu vereinigen, um gemeinschaftlich wider die französische Armee in Italien zu kämpfen.

Sobald der König von Neapel Frankreich den Krieg erklärt hatte, verließen ihn viele französische Generale und höhere Offiziere und begaben sich in das Hauptquartier des Vicekönigs. Murat gab sich die größte Mühe, um sie in seinem Dienst zu behalten. Sie bedeuteten ihn aber, da er Frankreich den Krieg erklärt habe, so könne kein sein Vaterland liebender Franzose in seinem Dienste bleiben. Er wurde zornig und sagte ihnen: „Glaubt ihr denn, daß ich weniger, als ihr, ein französisches Herz habe? Glaubt mir im Gegentheil, daß ich sehr zu beklagen bin. Ich weiß, daß der Hauptarmee Unfälle über Unfälle begegnen. Ich war gezwungen, mit den Oestreichern einen Tractat und mit den Engländern unter des Lord Bentink Befehl eine Vereinbarung zu schließen, um mein durch eine Landung der Britten und Sicilianer bedrohetes Königreich zn retten, was unfehlbar einen Aufstand im Innern erregt haben würde. Bleibt also bei mir!

Man konnte nicht aufrichtiger gestehen, als Joachim that, daß er und seine Regierung den Neapolitanern verhaßt sei. Seine Erklärung bewog keinen Franzosen zum Bleiben bei ihm. Die Folgen ließen sich aber leicht voraussehen. Der Vicekönig em=

pfing bald nachher ein amtliches Schreiben von Napoleons Kriegsminister, welcher ihm ein kaiserliches Decret zuschickte, in welchem alle Franzosen in Joachims Diensten zurückberufen wurden. Würden sie aber nicht Folge leisten: so sollten sie, wenn sie mit den Waffen in der Hand ergriffen würden, vor ein Kriegsgericht gestellt und als Landesverräther gerichtet werden.

Unmittelbar nach dem Empfange des gedachten Befehls publicirte der Vicekönig den ersten Februar eine Proclamation mit folgender merkwürdiger Stelle:

„Soldaten!

„Hoffnungen eines festen und nahen Friedens verbreiten sich von allen Seiten. Ich halte sie für gegründet, und doch ist der Tag der Ruhe für Euch noch nicht da, denn es zeigt sich ein neuer Feind.

„Wer ist er? wenn ich ihn Euch nenne, so werdet Ihr meinen Worten keinen Glauben beimessen, und Euer Unglaube, welchen ich lange getheilt habe, wird Euch einen neuen Anspruch auf Ruhm geben.

„Die Neapolitaner hatten uns feierlich ihren Bund versprochen. Weil sie solchen versprachen, so wurden sie als Waffenbrüder im Königreiche empfangen und theilten alle unsere Vorräthe.

„Sie sind ins Königreich als Freunde gekommen, und waren doch unsere Feinde, und rüsteten sich wider uns.

„Es giebt unter den Truppen Neapels viele Franzosen. Bald werden solche Neapels Fahnen verlassen, von denen sie glaubten, daß sie ihrem Monarchen und ihrem Vaterlande getreu sein würden.

„Soldaten! mein Wahlspruch ist, Ehre und Treue; er sei auch der Eurige. Mit ihm und Gottes Hülfe werden wir noch über unsere Feinde siegen."

Eugens Hoffnungen in Ansehung des Friedens wurden getäuscht. Uebrigens war die Proclamation im zweiten Gegenstande unnütz geworden, weil die Franzosen in Murats Diensten, schon ehe solche erschien, diesen Fürsten verlassen hatten, welcher Vortheile erlangte, die man ihm nicht streitig machen konnte;

denn unmittelbar darauf bemächtigten sich seine Truppen Livornos und der Citadelle von Ancona, und die Franzosen mußten Toskana räumen.

Drei und zwanzigstes Capitel.

Die kaiserliche und die eiserne Krone. — Napoleons riesenartige Vertheidigungspläne. — Traurige Folgen von Murats Verrath. — Erinnerung und Vergleichung mit der Lage vor Saint-Jean d'Acre. — Herr von Caulaincourt wird bei dem Vorposten aufgehalten. — Spottende Einräumung. — Entwurf eines Congresses. — Uebler Stand der Angelegenheiten. — Man räth Napoleon, sich den Jacobinern zu nähern. — Der Adel und der gemeine Pöbel. — Spazierritte in den Vorstädten. — Meine unfreiwillige Gegenwart bei zwei Berathungen. — Lächerliche Forderungen der Jacobiner. — Der revolutionaire Schmutz wird wieder ausgegraben. — Er flößt Napoleon Widerwillen ein. — Anwendung eines volksthümlichen Mittels. — Bewaffnung der Pariser Nationalgarde. — Meine Ernennung zum Capitain. — Abschied des Kaisers von der Nationalgarde. — Rede desselben und tiefe Bewegung. — Ich sehe zum erstenmal Napoleons Sohn. — Eindruck, welchen derselbe auf mich machte. — Abschiedsauftritt und Erinnerung an unsern Einzug in die Tuilerien.

Nach einer Angabe mancher Begebenheiten aus Italien komme ich zu den Begebenheiten in Frankreich am Ende des Jahres 1813 zurück, woselbst die Sachen eben so schlimm, als jenseits der Alpen aussahen; denn fast zu gleicher Zeit verlor Napoleon die Krone von Frankreich und die eiserne von Italien. Welche Qualen ängstigten sein Genie? welche Schmerzen zerreißen die große Seele dieses neuen Schlachtopfers des Ehrgeizes, da ihn Murat verrathen hat. Dieser Schlag war für ihn etwas unbegreifliches und zerstörte die Täuschung eines Riesenplanes, wodurch er sich aus seiner gegenwärtigen Noth zu retten hoffte.

Murat und Eugen sollten mit ihrem vereinigten Heere dem östreichischen im Rücken kommen und, indeß er wieder mit dem Glücke seiner Feldzüge in Italien den fremden Kriegern den Boden in Frankreich streitig machte, hoffte er, ihnen bei jedem Schritte neue Schwierigkeiten entgegen zu stellen; der König von Neapel und der Vicekönig von Italien sollten nach Wien marschiren und Oestreich im Herzen seiner Hauptstadt zittern, ehe die Million der verbündeten fremden Krieger, welche sich allmälig Paris näherte, durch ihre Gegenwart Frankreichs Hauptstadt entweihet haben würde. Als ich dieses Riesenproject des Kaisers erfuhr, dessen Möglichkeit er sich einen Augenblick dachte, sah ich darin seinen Adlerblick, jenes Bedürfniß großer Hülfsquellen im großen Unglücke, eben so wie ich ihn unter den Mauern von Saint-Jean d'Acre über die siegreiche Vertheidigung des grausamen Djezzar sich trösten sah. Eben so, wie damals, wollte er Oestreich durch ein Manöver der europäischen Tactik niederschmettern. Beide Entwürfe mußten scheitern. Aber in beiden prägte sich ein erhabenes Genie aus, welches nur durch die Ohnmacht der Ausführungsmittel unterliegt. Napoleon behauptete in dem Feldzuge der Verbündeten nach Paris die Thätigkeit jenes ungeduldigen Verstandes, welcher die Zeit verzehrte und zur Zeit der Feldzüge in Italien allgegenwärtig war; aber die Würfel der Erfolge fielen anders, da seine Hülfsmittel erschöpft waren. Selbst ein theuer erkaufter Sieg wurde ihm verderblich. Neue Hoffnungen nahmen in Frankreich die Stelle alter Hoffnungen ein, welche seine Gelangung zur Consulargewalt begleiteten. Er mußte damals begreifen, wie gut Josephinens Rath gewesen war: „Bonaparte, ich bitte Dich, mache Dich nicht zum Könige."

Napoleon war noch Kaiser; aber er, welcher ganz Europa eben so unheilvolle Friedensschlüsse, als die vorhergegangenen Kriege gewesen waren, auferlegt hatte, konnte keinen Stillstand der Waffen erlangen, und Caulaincourt, welcher diesen vorschlagen sollte, konnte keine Aufnahme im Lager der Verbündeten finden, brachte unnützerweise zwanzig Tage in Lüneville zu, ehe man ihm erlaubte, die Vorposten der eingedrungenen Armee zu passiren. Welches Licht ließ diese Weigerung Napoleon er-

blicken! Sah er denn nicht endlich hell, was die Verbündeten wollten! Vergeblich bat und flehete Caulaincourt Napoleon, wenigstens vorläufig einen Theil jenes Ruhmes abzulegen, den er in Schlachten erworben hatte, und der in der Geschichte nicht untergehen konnte. Vergeblich verlangte dieser Minister einen Theil, um damit den offenen Schlund der Frankreich erwartenden Schicksale zu füllen. Aufs äußerste getrieben und gequält, sagte Napoleon seinem Minister mit jener Art hohen Mißmuths und dem wilden Spott, welchen man bisweilen für einen Ausdruck seiner wahren Gedanken hielt: „Ich werde Alles, was sie wollen, unterzeichnen. Um Frieden zu erlangen, werde ich keine Bedingungen hinzufügen, aber meine eigene Erniedrigung unterschreibe ich nicht." Diese Vollmacht war ein bestimmtes Verbot, nichts zu unterzeichnen und nichts zu bewilligen.

In den ersten 14 Tagen des Januars 1814 war ein Drittel Frankreichs besetzt worden, und man dachte damals daran, einen neuen Congreß zu bilden, welcher zu Chatillon sur Seine statt finden sollte. Ich werde später von diesem Congresse reden, denn hier beschäftige ich mich nur mit den letzten Augenblicken des Aufenthalts Napoleons in Paris, ehe er jenen verwegenen Feldzug in Frankreich begann, in welchem er noch mehr militairische Talente entwickelte, als er durch die glückliche Kühnheit seiner großen Pläne Unfälle erfuhr.

Im Anfange des Jahres 1814 gingen Napoleons Angelegenheiten täglich schlechter. Lebhaft von den Verbündeten gedrängt, schlug man ihm vor, im Innern des Reichs außerordentliche Hülfsmittel zu schaffen. Man erinnerte ihn an die 17 Armeen, welche der Boden Frankreichs gleichsam durch Wunder der Bezauberung schuf, um solches beim Anfange der Revolution zu vertheidigen; hernach schlug man ihm vor, sich in die Arme der Jacobiner zu werfen, welche Massen aufbieten könnten. Welche Versuchung für ihn, der diesen so oft seinen tiefen Abscheu bewiesen hatte! Doch hatte er einen Augenblick die Idee, diesen Rath zu befolgen, er ritt durch die Vorstädte Saint-Antoine und Saint-Marceau, schmeichelte dem Pöbel, antwortete auf der Einwohner Beifallsgeschrei gar gnädig und glaubte in der ihm bezeigten Zuneigung eine Möglichkeit zu erblicken, diese Menge zur Vertheidigung benutzen zu

können. Als er nach seinem Palaste zurückgekehrt war, wagten einige weise Personen, ihm Vorstellungen zu machen und riethen ihm, lieber seine Zuflucht zu den höhern Classen, dem Adel und dem Kern der Gesellschaft zu nehmen. Als er wahrnahm, daß einige die gesuchte Volksgunst tadelten, antwortete er: „Meine Herren, sagen Sie, was Sie wollen, in der Lage, worin ich mich jetzt befinde, giebt es für mich keinen Adel, als in dem Pöbel der Vorstädte, und Pöbel nur in dem Adel, den ich geschaffen habe." Gewiß war es ein großes Mittel, wenn er den Pöbel für sich gewinnen konnte, denn nach Napoleons Ansicht war Jedermann Pöbel.

Die Jacobiner waren damals geneigt, ihm mit allen Kräften zu dienen und ihn zu retten; aber sie verlangten, daß er sie ganz ungehindert schalten lassen solle. Man verlangte, frei und ohne Zwang das ganze Revolutionsspiel zu wiederholen; auch sollte ihnen die Presse frei stehen, welche unter der unerträglichsten und gehässigsten Censur schmachtete. Er mußte alsdann in den Schauspielen und auf den Gassen ihre Lieblingslieder: „Vorwärts, Kinder des Vaterlandes &c. Es wird gehen, wir wollen wachen für die Wohlfahrt des Reichs &c." anhören. Der letzte Vers paßte freilich damals sehr gut im ersten Verse; aber der zweite: „wir wollen wachen für unsre Rechte" verdarb alles Verdienst des ersten Verses. Ich schäme mich, über diese lächerlichen Ansprüche der Jacobiner zu spotten. Man machte dem Kaiser andere eben so ausschweifende und empörende Vorschläge. Das, was ich hier sage, ist mir nicht erzählt worden. Zufällig war ich bei zwei Berathungen zugegen, wo ich Vorschläge vernahm, welche vom Geruch der Clubbs angesteckt waren und an Wahnsinn gränzten. Sie wurden mit Zuversicht vorgetragen, weil man ihre Annahme nicht bezweifelte. Es lag eine große Verlegenheit, wo nicht sogar Erniedrigung, darin, dulden zu müssen, daß man solche Ideen in Vortrag brachte, indem die niedrigsten Schmeichler in den revolutionairen Saturnalien, welche sie aus dem Kothe emporgehoben hatten, ein Mittel aufsuchten, um die glänzenden Decorationen sich zu erhalten, womit sie der Kaiser geschmückt hatte. Ich bin gewiß ein Freund der Preßfreiheit, und betrachte sie als die Erhalterin wahrer Grundsätze,

als den Schirm jeder Gerechtigkeit und als das Todesurtheil aller Ungerechtigkeiten; aber ich wünschte nicht, daß man im Grabe der Revolution deren Schmutz noch einmal zu Tage fördern solle, welchen man für immer verscharrt hatte. Was wollte man Napoleon begehen lassen? Eine Handlung der Heuchelei; denn jene Räthe übler Vorbedeutung wußten, wie sehr er die Preßfreiheit haßte und die Souverainetät des Volks verachtete.

Hatte ich gleich Napoleon seit meiner Abreise nach Hamburg nicht gesehen, so wußte ich doch, wie hartnäckig er die Jacobiner haßte, und war daher sicher, daß ihm ihre niedrigen Zärtlichkeiten bald anekeln würden, und hatte mich nicht geirrt. Ihm schien der Preis für ihre Beihülfe zu hoch. „Er ist zu hoch, sagte er, ich werde in den Schlachten die Würfel meiner Wohlfahrt finden, aber nicht bei wüthenden Thoren." Hernach erklärte er auch ein Einverständniß mit den Jacobinern für unverträglich: denn zwischen den demagogischen Grundsätzen des Jahres 1793 und der Monarchie kann ein Bund eben so wenig statt finden, als zwischen einem Clubb rasender Menschen und einer geregelten Verwaltung, zwischen einem öffentlichen Wohlfahrtsausschuß und einem Kaiser, zwischen den Revolutionstribunalen und dem Reich der Gesetze. Wenn ich falle, so will ich wenigstens Frankreich nicht die Revolution vermachen, wovon ich solches befreiet habe.

In diesen Worten Napoleons lag Gold, auch dachte er auf ein nationales und edleres Mittel, um die ihm drohende Gefahr abzuwenden, indem er Befehl ertheilte, die Pariser Nationalgarde in Thätigkeit zu setzen. Diese Garde wurde dem Marschal Moncey, einem in jeder Rücksicht achtungswerthen Manne, untergeben, welcher rechtschaffen und redlich gedient hatte, und in einem vorgerückten Alter alle Munterkeit behauptete, welche dasselbe sonst wohl zu verlieren pflegt. Der Kaiser hätte keine bessere Wahl treffen können, aber der Generalstab der Nationalgarde war ein Heerd geheimer Umtriebe, wo man sich in dem entscheidenden Augenblick weniger um die Vertheidigung von Paris, als um den Umsturz des Napoleonischen Reichs bekümmerte, ohne daß man jedoch öffentlich an diesem Ereigniß Antheil zu nehmen schien.

Wie dem auch sei, ich wurde zum Capitain in dieser Garde ernannt, und wie alle andere Officiere derselben am 23sten Januar von Napoleon nach den Tuilerien beschieden; wir wurden von Napoleon zum Abschiede begrüßt, da er am folgenden Tage sich zu den Streitern für das Vaterland begab.

Welcher Tag war das für mich, und welche Erinnerungen umgaben mich damals! Wir wurden in den großen Saal eingeführt, durch den ich manchen Gang als Bewohner der Tuilerien gemacht hatte. Um diese feierliche Ceremonie desto besser sehen zu können, stieg ich mit verschiedenen Offizieren auf einen an die Mauer gelehnten Tritt. Napoleon erschien mit der Kaiserin, er näherte sich edel, und führte an der Hand seinen noch nicht dreijährigen Sohn. Seit langer Zeit hatte ich den Mann nicht in der Nähe gesehen, mit welchem ich so viele Jahre vertraulich gelebt hatte. Er war viel fetter geworden, war sehr blaß, schien traurig und ärgerlich zu sein. Die gewöhnlichen Bewegungen seiner Halsmuskeln waren stärker und häufiger, als ich sie sonst wahrgenommen hatte. Ich kann mein Gefühl nicht beschreiben, als ich während der Aufwartung den Freund meiner Kindheit wiedersah, welcher Herr der Welt geworden war, und jetzt unter den Anstrengungen seiner Feinde zu unterliegen im Begriff war. Die Ceremonie war ernsthaft feierlich und traurig. Selten nahm ich in einer solchen großen Versammlung eine so tiefe Stille wahr. Es herrschte daselbst eine unbestimmte Unruhe und ein Bedürfniß, Napoleons Stimme zu vernehmen. Als wir solche vernahmen, sprach er mit wohlklingender starker Stimme, wie in den Zeiten, wo er seine Soldaten in Italien oder in Aegypten anredete, aber seinem Gesicht fehlte der Ausdruck des vormals in solchem glänzenden Zutrauens:

„Meine Herren Offiziere der Nationalgarde! Ich habe das Vergnügen, Sie hier um mich versammelt zu sehen, und reise in dieser Nacht ab, um mich an die Spitze des Heers zu stellen. Da ich diese Hauptstadt verlasse, so lasse ich hier meine Frau und meinen Sohn, auf den so viele Hoffnungen sich gründen. Ich war diesen Beweis des Zutrauens allen den Beweisen der Anhänglichkeit schuldig, welche Sie mir in wichtigen Stadien meines Lebens gegeben haben. Ich reise frei von aller Unruhe

ab, da meine Lieben sich unter Ihrer treuen Wache befinden. Ich lasse Ihrer Fürsorge das zurück, was mir nächst Frankreich das Theuerste in der Welt ist.

„Es kann jedoch uns begegnen, daß durch die Manöver, welche ich vornehmen werde, die Feinde ein Mittel finden, sich Euren Mauern zu nähern. Sollte der Fall eintreten, so denkt daran, daß diese Annäherung des Feindes nur einige Tage dauern kann, und daß ich bald zu Eurer Hülfe eintreffen werde. Ich empfehle Euch Einigkeit unter einander, und allen Einflüsterungen zu widerstehen, welche Euch trennen könnten. Man wird nicht ermangeln, zu versuchen, die Treue an Eure Pflichten zu erschüttern, aber ich zähle darauf, daß Ihr alle diese treulosen Anreizungen abweisen werdet."

Ich hörte mit größter Aufmerksamkeit Napoleons Worte, und obgleich er mit lauter Stimme redete, so war er doch sehr bewegt, oder stellte sich wenigstens so. Diese Bewegung mogte wahr oder geheuchelt sein, so theilten diese Empfindungen viele unter den Versammelten. Ich wenigstens war höchst bewegt, besonders bei den Worten: „ich lasse Ihnen meine Frau und meinen Sohn!" In diesem Augenblick fielen meine Augen auf das Kind. Es flößte mir ein sonderbares Interesse ein, bei der Größe, welche solches umgab, und bei den Unfällen, welche dasselbe zu vernichten droheten.

Ich sah in der sehr interessanten Gesichtsbildung des Kindes nicht den König von Rom, sondern den Sohn eines alten Freundes. Den übrigen Tag hindurch konnte ich von einer gewissen Traurigkeit mich nicht befreien, und die Betrachtungen nicht entfernen, welche mir die Begebenheit des Morgens einflößte, wenn ich diesen Abschied mit unserm früheren Einzug in die Tuilerien verglich. Welche Jahrhunderte waren in den vierzehn Jahren, welche uns trennten, verflossen!

Vier und zwanzigstes Capitel.

Eigenthümliche Annäherung der Daten. — Ludwig XVI. Tod und Napoleons Abschied in den Tuilerien. — Abreise des Kaisers zur Armee. — Congreß zu Chatillon. — Vergebliches Ansuchen um einen Waffenstillstand. — Wie man Bonapartes Unterhandlungen beurtheilen muß. — Napoleon ist der Schmidt seines Unglücks. — Erinnerungen der Kindheit und Unwandelbarkeit des napoleonischen Characters. — Napoleon fühlte sich nur im Ruhme als Krieger glücklich. — Merkwürdige Worte desselben an Caulaincourt. — Der Congreß wird eröffnet. — Neue Bedingungen und Weigerungen. — Nur die alte Monarchie wollen die Verbündeten wiederhergestellt wissen. — Herr von Caulaincourt wird fälschlich beschuldigt, daß er den Frieden verhindert habe. — Geheime Nachrichten über die Sitzungen des Congresses. — Man kann sich nicht verständigen. — Die Besiegten handeln als Sieger. — Die vorzeigbaren und die geheimen Befehle. — Die constitutionellen Provinzen. — Listige Vorschläge und augenscheinliches Verlangen, die Verhandlungen hinzuhalten. — Mündliche Versprechungen. — Detail über den Gang der Verhandlungen. — Entwurf und Gegenentwurf. — Erstaunen der Verbündeten über das, was der Kaiser verlangt. — Förmlicher Wille, den Frieden in Europa sicher zu stellen. — Napoleons Vorschläge werden lächerlich befunden. — Unterhaltung zwischen dem Herrn von Talleyrand und mir über einen Brief von Caulaincourt. — Meine Meinung gilt für halsstarrig. — Meine Weissagungen treffen bald ein. — Bruch des Congresses. — Napoleon ist die einzige Ursache seines Falles; Unsterblichkeit seines Ruhms.

Für Menschen, welche die Gleichheit der Daten beachten, war es sehr merkwürdig, daß Napoleon, der Thronfolger Ludwig XVI., und sein Neffe durch seine Heirath mit der Nichte von Marie Antoinette, von der Pariser Nationalgarde ge-

rade am Jahrestage des berüchtigten 21sten Januar nach 21 Jahren des Schreckens, der Schande, der Hoffnung, des Ruhms und der Unfälle, Abschied nahm. Als er am folgenden Tage zur Armee abging, hatte er keinen langen Weg zurückzulegen, um in sein Hauptquartier zu gelangen. 500,000 Feinde waren in das östliche Frankreich eingefallen, und Napoleon konnte ihnen höchstens 100,000 Mann entgegen stellen; aber sein Genie schien ihn in dieser schrecklichen Lage zu verjüngen, und keinesweges zu verlassen.

Doch eröffnete man den Congreß in Chatillon an der Seine, woselbst der Frankreich repräsentirende Herzog von Vicenza die Lords Aberdeen, Cathcart und Stewart als Großbritanniens Repräsentanten, der Graf Rasumofski als Repräsentant Rußlands, der Graf Stadion als Oestreichs und der Graf von Humboldt als Preußens Repräsentant versammelt waren.

Da ich die Vorgänge dieses Congresses genau kenne, so denke ich, daß dieser Theil meiner Denkwürdigkeiten alle Personen besonders interessiren wird, welche gern über die damaligen Unterhandlungen das Wahre erfahren mögten. Daher soll dieses Capitel einer gedrängten Geschichte desselben, nach meinen zur Zeit des Congresses aufgenommenen Bemerkungen, meinen Erinnerungen und authentischen Urkunden darüber, gewidmet sein. Die große Wahrheit, daß Napoleon niemals den Frieden schließen wollte, wird daraus noch klarer werden.

Nach dem Befehl des Kaisers verlangte der Herzog von Vicenza vor der Eröffnung des Congresses einen Waffenstillstand, wie das gewöhnlich zu sein pflegt, wenn man über den Frieden unterhandelt. Mehr als diesen Stillstand der Waffen wünschte Napoleon nicht. Er war so klug, wohl einzusehen, daß die ersten Resultate eines fortgehenden Krieges schlecht ausfallen würden. Sein erster Wunsch war daher, daß die Verhandlungen nicht durch neue Kriegsereignisse gestört werden mögten. Wenn er Sieger war, so war er freilich niemals geneigt gewesen, dem Feinde zum Erholen Frist zu vergönnen. Besiegt durch die Menge seiner Feinde, verlangte er einen Stillstand der Waffen, aber er that es so spät, daß die Verbündeten

seit langer Zeit nicht mehr darein willigen wollten. Geleitet durch frühere Erfahrungen, hatten sie beschlossen, den Krieg während der Verhandlungen zu Chatillon fortzusetzen. Funfzehn Jahre hatten sie belehrt, daß man bei Napoleon den Schein und die wahre Absicht unterscheiden müsse. In Antwort auf dieses Verlangen eines Waffenstillstandes ließen sie Napoleon frei, die Bedingungen des Friedens sofort zu unterzeichnen, aber es war nicht mehr daran zu denken, daß man Napoleon die Frankfurter Friedensvorschläge einräumen wollte. Die Verbündeten wollten Napoleon nur Frankreichs Besitz in den alten Gränzen der Monarchie einräumen. Zu diesem Verlangen glaubten sie sich durch ihre Erfolge und durch ihre Stellung berechtigt. Ein jeder andrer Kriegführer hätte in ihrer Lage eben so gehandelt.

Um Napoleon in allen Verhandlungen über den Frieden in Chatillon richtig zu beurtheilen, muß man sich vor allem der Organisation erinnern, welche er von der Natur empfangen hatte, und zugleich die Idee beherzigen, welche diese Organisation in ihm seit seiner frühen Jugend entwickelt hatte. Was nimmt man im Grunde in diesen letzten Verhandlungen seines sterbenden Reiches wahr? Wenn man solche aufmerksam und unpartheiisch untersucht, muß man sich überzeugen, daß die Ursachen seines Falles in seinem Character lagen. Ich werde mich nicht von der Wahrheit entfernen, welche mich stets leitete; ich kann mich aber nicht den unwürdigen Schmeichlern anschließen, welche seine Umgebungen beschuldigten, daß sie den Frieden entfernt hätten. Gewiß konnten und mußten sie in früherer Zeit ihn aufmerksam machen auf Frankreichs Bedürfnisse, wenn sie mit seinem Ruhme verträglich waren; aber in den letztern Zeiten kann man nicht, ohne die Wahrheit zu verletzen, den Agenten Napoleons die unglücklichen Resultate seiner Berechnungen, seine ehrgeizigen Absichten, seine gränzenlose Liebe des Ruhmes als Krieger und seine Verstellung schuld geben. Wenn er ein Opfer dieses Starrsinns wurde, so muß man ihm dieses allein zurechnen. Hat er nicht im Gespräche über den Congreß zu Chatillon auf St. Helena selbst gesagt: „nur

ein Donnerschlag konnte uns noch retten, denn wenn man verhandelte und abschloß, so lieferte man sich einfältig in die Hände des Feindes!" In diesen Worten sagt er, was er dachte, und diese Worte erleuchten den finstern Weg, welchen ich noch zurücklegen muß. Man darf nicht vergessen, daß Napoleon die Unsterblichkeit der großen Namen, welche die Geschichte unsrer Bewunderung überlieferte, damit sich deren Andenken Jahrhunderte fortpflanzt, in Anspruch nahm und wollte, daß sein Name bis in den niedrigsten Hütten erschallen sollte. Wenn er aber in diesem Bedürfnisse wahren Ruhms und nicht des bloßen Berüchtigtseins den Wunsch hegte, Alexander und Cäsar zu übertreffen, so hat er doch nie wie ein Herostrat in der Geschichte glänzen wollen; wenn er daher Handlungen begangen hat, welche man für verdammungswürdig erklären muß, so betrachtete er solche unglücklicherweise als eine Stufe zu dem Gipfel seiner idealischen Unsterblichkeit. Zu leben, ohne daß man von ihm redete, schien ihm die Anticipation des Todes; daher schrieb er seinem Bruder Hieronymus: „besser, man habe gar nicht gelebt, als ohne Ruhm," und später an seinen Bruder Louis: „besser, man stirbt als König, als wie ein Fürst zu leben." Wie oft sagte er mir in den Tagen unserer größten Vertraulichkeit: „Wer kennt jetzt die Namen jenes Volks von Königen, welche Throne einnahmen, zu denen sie ihre Geburt berief! Sie lebten und starben in ihrer Dunkelheit. Mit Mühe erforscht man ihre Namen in alten Archiven; eine Denkmünze oder ein Stück geprägten Geldes im Schutt gefunden, enthüllt den Gelehrten den Namen von Königen, welche sie nicht kannten. Nennt man dagegen Cyrus, Alexander, Cäsar, Mahomet, Carl den Großen, Heinrich IV. und Ludwig XIV., so ist man sofort mit der Geschichte dieser Männer bekannt." Wenn mir Napoleon diesen Gedanken in Malmaisons Gärten wiederholte, so erfuhr ich nur, was er mir in seiner zartesten Jugend schon gesagt hatte, denn sein Character, seine Ideen und die Bedürfnisse seiner Seele waren sich stets gleich. Nur die Gegenstände, in denen er sie anwandte, wechselten.

Ich wollte nur ein Wort über Napoleon sagen; da mir aber auch andre Rückerinnerungen beifallen, so hoffe ich, daß man mir erlauben wird, solche bei Gelegenheit der Erwähnung der Begebenheiten, welche kurz vor seinem Falle statt fanden, vorzutragen. Von seiner ersten Jugend an las Napoleon eifrig die Geschichte der großen Männer des Alterthums, und besonders suchte er zu ergründen, durch welche Mittel sie berühmt wurden. Er nahm wahr, daß der Ruhm eines Feldherrn den Namen desselben weiter trägt, als gesegnete Arbeiten im Frieden, eine große Wissenschaft und edle Bemühungen, das Glück der Menschheit zu befördern. Die Geschichte lehrt uns, daß große Militairtalente und der Sieg oft die Macht geben, welche die Mittel zur Befriedigung des Ehrgeizes verleihen. Napoleon war stets überzeugt, daß diese Macht ihm nöthig war, um die Menschen nach seinem Willen zu beugen, und jedes Urtheil über die Thatsachen seiner Verwaltung zu ersticken.

Es war sein fester Vorsatz, niemals einen nachtheiligen Frieden zu schließen; wie konnte er sich daher entschließen, einen schimpflichen Frieden zu unterzeichnen, welcher Frankreich nicht allein der Eroberungen Napoleons beraubte, sondern auch eines Theils des Gebiets, welches es seinem Genie, seinem großen Militairtalent und seinem Glücke anvertrauet hatte! Er hatte die innige Ueberzeugung, die ihn niemals verlassen hat, daß, wenn die durch seine Triumphe hervorgebrachte Täuschung verschwunden wäre, der Reiz und der Enthusiasmus, welchen so viele Wunder in einer tapfern und großmüthigen Nation erregt hätten, mit diesen Wundern verschwinden würden. Frankreich, sagte er mir, empfing seinen Monarchen aus den Händen des Sieges. Verläßt mich der Sieg, so kehrt es zu den Nachkommen Heinrich IV. zurück.

In allen Stadien seines Lebens suchte Napoleon über seine wahre Lage das Publicum zu täuschen; aber nur selten täuschte er sich selbst. Wenn seine Gewalt keinen festen Grund mehr hatte, so mußte sie zusammenstürzen, das wußte er sehr wohl. Für den großen Character dieses Mannes, welcher so schöne Seiten in der Geschichte einnehmen wird, war eine befleckte Krone keine Krone mehr. In der Zeit, welche ich mit ihm verlebte, sah ich, daß

ihn stets die Arbeiten der innern Verwaltung langweilten und ihm verdrießlich waren, selbst in Zeiten, wo sein Ruhm am höchsten stand. Was mußte also bei ihm eintreffen, als er gezwungen war, seine Gedanken auf die Erniedrigung seines schönen Frankreichs zu richten, welche ein Resultat seiner Riesenunternehmungen und der zu Moskau herbeigeführten Unfälle war! Und sagte er nicht einmal dem Herrn von Caulaincourt, welcher in ihn drang, dem Bedürfnisse des Friedens Opfer zu bringen: „Der Muth kann eine Krone vertheidigen, aber niemals die Unehre." Ich fand also in den letzten Regierungshandlungen Napoleons stets den Stempel seines Characters, eben so wie ich oft in seinen großen Thaten das Vollbringen einer Idee wahrnahm, welche ihn schon als Obergeneral in Italien begeisterte.

Man hat gesehen, in welchen Planen Napoleon schwebte, als er zur Armee abreisete. Bald nach seiner dortigen Ankunft begann der Congreß zu Chatillon. Als der Herzog von Vicenza überzeugt war, daß er nicht mehr auf Frankreichs natürliche Gränzen, welche die Verbündeten in Frankfurt ihm angeboten hatten, rechnen könne, verlangte er neue Vollmachten. Jene Gränzen waren ohne Zweifel das Resultat vernünftiger Einräumungen, und selbst nach der Leipziger Schlacht hatte man ihm solche bewilligen wollen. Da die Annahme früherer Vorschläge nicht mehr thunlich war, so mußte man sich den Schein geben, mehr einräumen zu wollen, wenn man einen Waffenstillstand erlangen wollte. Der Congreß fing am 5ten Februar an; aber schon am 7ten führten die Verbündeten eine kategorische Sprache, und ließen im Protocoll des Congresses eintragen, daß nach den ihre Waffen begünstigenden Erfolgen sie verlangten, daß Frankreich sich mit seinen alten Gränzen der Monarchie vor der Revolution begnüge, jedem directen Einflusse auf andre Staaten außer seinen Gränzen entsage, und daß die Entsagung aller Protectoratstitel auf Italien, Frankreich und die Schweiz eine unmittelbare Folge dieser neuen Einrichtung sei.

Dieser Plan, welcher so sehr von demjenigen abwich, welchen man dem Herrn von Saint-Aignan Napoleon zu berichten auftrug, schien dem Herrn Caulaincourt so auffallend, daß er bat, die Sitzung wegen der großen Wichtigkeit

dieser neuen Bedingungen aufzuheben, da sie so sehr von seinen Instructionen abwichen, um sofort darauf eine Antwort zu ertheilen. Die Bevollmächtigten der Verbündeten gaben seinem Wunsche nach, und beschlossen, daß die Sitzung um 8 Uhr Abends fortgesetzt werden solle.

In dieser Abendsitzung erneuerte der Herzog von Vicenza die Verpflichtung, daß er für den Frieden die größten Opfer bringen wolle, so weit auch die am Morgen von den Verbündeten aufgestellte Base von den Frankfurter Friedensanträgen entfernt sei, worin noch von den natürlichen Gränzen Frankreichs die Rede gewesen wäre. Herr von Caulaincourt fügte hinzu, daß, da die Summe der Opfer nothwendig von den Summen der Compensationen abhinge, er keinen Beschluß fassen könne, bis er über jede Cession oder Compensation Auskunft erhalten habe. Er wünschte einen Entwurf zu sehen, welcher die Absichten der Verbündeten vollkommen entwickele, und verlangte, daß ihre Bevollmächtigten sich bestimmt über die Zahl und Art der Opfer und über die Compensationen erklären mögten. Man muß eingestehen, daß der Herzog von Vicenza die geheimen Wünsche des Kaisers vollkommen erfüllte, indem er die Verhandlung in die Länge zog, und durch schlaue Vorbehalte Zeit zu gewinnen suchte; denn alles, was er verlangte, war schon früher erklärt worden. *)

---

*) In jener Zeit hörte ich die Beschuldigung, daß der Herr von Caulaincourt den Frieden verhindert habe, und manche Schriftsteller haben dies wiederholt. Man hat den Herzog von Vicenza beschuldigt, daß er dem Kaiser nicht dringend genug die Lage vorgestellt habe, worein ihn das Vordringen der Verbündeten setze; daß er die zu verlangenden Modificationen ungeschickt vorgetragen habe, und nicht verstanden hätte, die Forderungen Napoleons zu beschränken, obgleich die Verbündeten solche übertrieben fanden, und Herr von Caulaincourt wußte, daß sie nichts davon wissen wollten. Caulaincourts Neider und Feinde, und alle diejenigen, welche niemals zugeben, daß Napoleon etwas unrecht einleitete, beschuldigten seinen Minister, daß er die Depeschen mit

Am folgenden Tage nach dieser Sitzung bestimmten einige von den Verbündeten erlangte Vortheile, und ihre Besetzung von Chalons sur Marne und Troyes, Napoleon, Caulaincourt aufzutragen, daß, wenn man auf der Stelle einen

---

allerhand Geschwätz über den Krieg und den Frieden angefüllt habe, u. s. w.

Wer wird aber glauben, daß ein so guter Franzose und edler Character, als Herr von Caulaincourt besaß, sich von den geheimen und amtlichen Instructionen Napoleons entfernt habe! Er kannte ihn zu gut, um seinen bestimmten Befehlen entgegen zu handeln in einer so hochwichtigen Sache und der schwersten Verantwortlichkeit.

Wer kann sich denken, daß er Definitivbedingungen zu unterzeichnen sich geweigert haben sollte, welche dem Kaiser genehm gewesen wären, wenn er nicht Gegenbefehle gehabt hätte! Das Gegenproject des 15ten März widerlegt Alles.

Wie verfuhr er in der ganzen Unterhandlung? Er sagte den Verbündeten: „Dies nimmt der Kaiser an." — Unterzeichnen Sie das, wir geben unsre Zustimmung. — „Ich kann es nicht, und muß zuvor darüber berichten; denn dazu habe ich Befehl." Diese wenigen Worte erklären und rechtfertigen sein Betragen. Wenn Caulaincourt nicht unterzeichnete, so unterließ er es, weil er es nicht konnte, denn Napoleon wollte keinen solchen Frieden. Dies beweist der ganze Gang der Unterhandlung. Caulaincourt schrieb einem Pariser Correspondenten folgende Worte, welche ich selbst las: daß er niemals wisse, was er thun solle, und daß er wegen der Einschränkungen und Veränderungen der Instructionen des Kaisers sich stets in Verlegenheit befände, weil sie bald mehr oder weniger dunkel und unbestimmt wären. Wenn er ohne vorherige deutliche Auctorisation etwas unterzeichne, so laufe er Gefahr, daß Napoleon bei einem etwaigen Glücksfall ihm heftige Vorwürfe mache, und selbst diejenigen, welche, um dem Kaiser zu gefallen und um ihm zu schmeicheln, die damalige traurige Lage Frankreichs vergäßen, würden ihn dazu anreizen. — Aus dieser Ursache, und nicht aus Furchtsamkeit, Ungeschicklichkeit und Verrätherei, verfuhr Caulaincourt, wie wir wissen.

Waffenstillstand abschlösse, er bereit sei, anzuerkennen, daß Frankreich mit seinen alten Gränzen sich begnüge. Diesen Waffenstillstand wünschte er eifrig. Dann gewann er Zeit, den Osten und Norden insurgiren zu lassen, und konnte aus dem Süden, aus Spanien und aus den Festungen an der Gränze von Deutschland Verstärkungen an sich ziehen, und mit diesen Glücksfälle und Umtriebe benutzen.

Aber von einem solchen Waffenstillstande wollten die Verbündeten nichts wissen. Dies hatten sie längst deutlich erklärt. Sie steigerten ihre Forderungen, so wie sie mehr eroberten. Sie wußten, daß Napoleon die Unterhandlungen möglichst in die Länge ziehen würde, hofften aber, bei ihrer Ueberlegenheit an Militairmassen, in Paris einzutreffen, ehe er sich entschied, und wollten dann alle seine Vorschläge gänzlich verwerfen. Sie glaubten fest daran, daß er nicht einwilligen werde, die alten Gränzen Frankreichs anzuerkennen, da er ihre bisherigen Vorschläge als ihn beschimpfend abgelehnt und oft wiederholt habe: „entweder einen ehrenvollen Frieden, oder den Krieg."

Es war am 9ten Februar, als der französische bevollmächtigte Minister dem Congreß diese unerwartete Antwort übergab. Kaum war sie mitgetheilt worden, so verlangte der Herr von Rasumofsky, in der Ueberzeugung, daß England damit zufrieden sein werde, weil sein Hauptzweck alsdann erreicht war *), im Namen des Kaisers Alexander die Suspension der Unterhandlung; aber man verwarf mit Recht die hinterlistige Manier Napoleons, um den Waffenstillstand zu erlangen. Gewiß stammte diese Idee von ihm selbst her. Er schrieb am 8ten März an Caulaincourt einen Brief wegen seiner Absichten. Wirklich sagt er in diesem Briefe, daß das erste Wort der Verbündeten kein Ultimatum ist, daß Caulaincourt die Frankfurter Vorschläge annehmen solle für einen Waffenstillstand, daß aber diese Antwort noch kein Ultimatum sein solle. Er fügte hinzu, daß er noch andere Concessionen machen würde.

*) Den Engländern genügte, wenn Antwerpen und Belgien von den Franzosen geräumt wurden.

Wenn die Verbündeten sich damit begnügten, so könnte man damit schließen, wenn nicht, über das Mehrere weiter unterhandeln. Im nämlichen Briefe findet man eine merkwürdige Stelle, welche mit einem Worte die Gedanken des Kaisers enthüllt. „Sie gehen mündlich so weit, als Sie es der Lage der Dinge angemessen finden, und wenn Sie dahin gelangten, ein positives Ultimatum zu erhalten: so berichten Sie darüber an die Regierung, um deren letzte Befehle einzuholen." Ist das nicht deutlich?

In der Sitzung des 10ten März gab der Herzog von Vicenza zum Protocoll, daß der letzte Courier, welchen er empfangen hätte, verhaftet und lange von russischen Generalen aufgehalten, auch gezwungen worden sei, ihnen seine Depeschen abzuliefern, welche ihm erst nach 36 Stunden zu Chaumont wieder gegeben worden wären, worüber sich Caulaincourt als über einen Bruch des Völkerrechts mit Grund beschwerte. Dies war der einzige Grund des Aufenthalts des Schlusses der Unterhandlung. Nach dieser Beschwerde theilte er dem Congreß die vorzeigbaren Befehle Napoleons mit, worin er seinen Minister bevollmächtigte, die Forderungen der Verbündeten anzunehmen, wobei Frankreich sich beruhigt haben würde, indeß die Verbündeten unerklärbarerweise solche jetzt nicht mehr gelten lassen wollten. Aber indem Caulaincourt von diesem Schreiben zur Mittheilung an die Verbündeten Gebrauch machte, hütete er sich, ihnen die geheimen besondern Instructionen zu zeigen, welche er zu gleicher Zeit empfangen hatte; und selbst diese provisorische Concession sollte er erst vorzeigen unter der absoluten Bedingung eines unmittelbaren Waffenstillstandes. Bonaparte hatte folglich damals die Politik jenes Theaterhelden angenommen, welcher seinem Botschafter die Instruction gab: „Drängen Sie, und verlangen Sie alles, um nichts zu erhalten." Napoleons Botschafter erlangte nichts. Die Verbündeten schlugen das Anerbieten aus, weil ein Waffenstillstand den Fortgang ihrer siegreichen Waffen aufgehalten haben würde; aber sie erboten sich zu einem schlüssigen Frieden, was der Kaiser durchaus nicht wollte.

In einer langen dem Protocoll einverleibten Note wiederholte Caulaincourt alle Gemeinsätze über das Gleichgewicht von Eu-

ropa, über die drei polnischen Theilungen, wie sehr Frankreich dadurch unter Oestreich und Rußland gestellt werde, wenn es die neuen Basen der Verbündeten annähme, d. h. die alten Gränzen vor der Revolution. Außerdem beklagte sich der Herzog von Vicenza, daß man ohne Frankreich das Generalsystem und Gleichgewicht Europa's feststellen wolle. Hatte denn aber der Kaiser niemals die Vortheile seines Glücks in den Tractaten, welche er Europa vorschrieb, gemißbraucht?

Dabei erklärte der bevollmächtigte Minister Frankreichs zugleich, auf Befehl des Kaisers, daß, da Belgien und das linke Rheinufer durch die Constitution mit Frankreich vereinigt worden wären, und dieses in allen Friedensschlüssen seit der Vereinigung anerkannt worden sei, so könne er in die Abtretung eines Theils des constitutionellen Frankreichs nicht willigen, und es nicht einmal vorschlagen.

Es ist wahr, daß Napoleon im November des Jahres 1813 die natürlichen Gränzen Frankreichs im Frieden erhalten konnte. Warum nahm er sie aber damals nicht an? Warum ließ er sich in einen Streit über die Gränzen der Monarchie ein? Er wollte damals noch mehr als die Rheingränzen behaupten, wie sein Brief vom 8ten März beweist. Konnte er sich aber dergestalt täuschen, daß er seine Lage im November 1813 und im März 1814 für gleich hielt? und konnte er, ungeachtet einiger Erfolge in seinem bewundernswürdigen Feldzuge, sich im März 1814 über seine Zukunft täuschen? Konnte ihm unbekannt sein, daß seine Halsstarrigkeit, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, die verbündeten Mächte bewogen hatte, in Chaumont am 1sten März einen Tractat zu unterzeichnen, worin Rußland, Oestreich, Preußen und England sich verpflichteten, ohne Nachlaß den Krieg fortzusetzen, bis Frankreich in die alten Gränzen seiner Monarchie wieder eingeschränkt worden wäre? Leider haben wir auch diese nicht einmal behalten.

Als endlich Napoleon dem Anschein nach geneigt schien Opfer zu bringen, verlangte er von den Verbündeten, daß sie ihm solche genau angeben mögten. Obgleich er seine Zustimmung gegeben hatte, daß der Frankfurter Vorschlag nicht mehr zur Basis dienen solle, wollte er dennoch diese Zustimmung noch nicht

für sein Ultimatum erklären. Falls die Verbündeten jenes Project übergeben würden, sollte Caulaincourt ein Gegenproject entwerfen und darin die Frankfurter Vorschläge wieder erneuern *), jedoch ohne als Napoleons Ultimatum zu gelten.

Man konnte also keine verfänglichern Vorschläge machen, nicht listiger die Unterhandlungen verlängern und den Verbündeten nicht besser zeigen, daß er den Frieden auf keine sogenannte für denjenigen schimpfliche Bedingungen schließen wollte, welcher noch vor Kurzem Herr von Europa war.

Der Herzog von Vicenza legte dem Congresse Napoleons Vorschläge vor. Die Verbündeten antworteten in der nämlichen Sitzung, daß sie nichts bedenteten und keine deutliche und bestimmte Antwort auf ihr Project vom 17ten Februar enthielten, daß, da sie am 28sten Februar eine entscheidende Antwort binnen 10 Tagen verlangt hätten, worein Herr von Caulaincourt eingewilligt habe, sie die Sitzung aufheben würden. Darauf erklärte Caulaincourt mündlich, um nicht die Verhandlung abzubrechen:

1) Daß Napoleon bereit sei, jeder Ansprache oder jedem constitutionellen Titel oder Einfluß in den Landen außer den Gränzen Frankreichs zu entsagen.

2) Spaniens Unabhängigkeit anzuerkennen, so wie diejenige Italiens, der Schweiz, Deutschlands und Hollands. England betreffend, würde Frankreich gegen ein angemessenes Aequivalent das Nöthige abtreten.

Auf diese Declaration wurde die Sitzung unmittelbar ohne eine Antwort aufgehoben. Man muß bemerken, daß diese sonderbare Declaration mündlich ertheilt wurde, und daß sie folglich zu nichts verpflichtete, und daß man endlich von Frankreichs Gränzen redete, ohne sie genau anzugeben. Gewiß verstand Napoleon darunter die in Frankfurt angebotenen Gränzen, und war überzeugt, daß die Verbündeten darein nicht willigen würden. Die Zeiten hatten sich verändert. Was bedeuteten ferner in dieser Declaration die England betreffenden Ausdrücke, wegen eines angemessenen Aequivalents? Diese Unbestimmtheiten

*) Es war folglich seine Entsagung derselben erdichtet.

mußten die Bevollmächtigten der Verbündeten noch mißtrauischer machen.

Drei Tage nach der Sitzung des 10ten März erklärten sie, daß sie auf das mündliche Protocoll des französischen Ministers nicht eingehen könnten, ohne die Unterhandlungen zu verlängern und schwieriger zu machen, daß diese mündliche Declaration nicht einmal als ein Gegenproject betrachtet werden könne, welches im wesentlichen den Vorschlag der Verbündeten enthalte, indem es darüber gar nichts sage. Sie verlangten daher von Herrn Caulaincourt in 24 Stunden eine Erklärung, ob er das von den verbündeten Mächten übergebene Project*) anzunehmen oder zu verwerfen gedächte, oder ein Gegenproject übergeben wolle.

Der Herzog von Vicenza, im Sinne seiner geheimen Instructionen, welche ihm untersagten, irgend etwas über die vorgeschlagenen Basen ins Reine zu bringen, ertheilte in dem Protocoll der Sitzung vom 13ten März eine zweideutige Antwort: daß sein Project vom 10ten März der Forderung der Verbündeten genüge, was die Gegenstände beträfe, in welche Frankreich ohne Verhandlung einwilligen könne. Was die anderen beträfe, welche einer Modification fähig wären, so beantworteten solche die Bemerkungen im Protocoll der Sitzung vom 10ten März; daß er jedoch bereit sei, darüber sofort zu verhandeln.

Die Bevollmächtigten der Verbündeten antworteten, daß die in der Sitzung des 10ten März übergebenen Actenstücke nicht von den den Puncten redeten, in welche Frankreich ohne Verhandlung einwilligen könne, und auch nicht von denen, worüber es sich weiter verständigen wolle. Daß das eine Actenstück nur allgemeine Anmerkungen, welche zu keinem Schlusse führten, z. B. den Wortkram über die Theilungen von Polen, das Gleichgewicht Europa's u. s. w. enthalte, und daß, ohne mehreres zu berühren, diese mündliche Note den Ausdruck Gränzen Frankreichs nicht näher aufkläre. Die Bevollmächtigten fügten hinzu, daß sie von ihren mit einander verbündeten Höfen den bestimmten Auftrag erhalten hätten, zu erklären, wie sie es jetzt thäten, daß die beiden Actenstücke unzureichend befunden worden wären, und daß sie auf eine andere

*) Dieses befaßte Frankreichs Gränzen vor der Revolution.

Declaration des bevollmächtigten französischen Ministers bestehen müßten. Diese Declaration müßte entweder eine Annahme, oder eine Verwerfung ihres Projects des Tractats enthalten, welches in der Conferenz des 7ten Februars übergeben worden sei, oder ein Gegenproject.

Aber Herr von Caulaincourt bestand darauf, daß man in die nähere Untersuchung eingehen möge. Die Bevollmächtigten antworteten, daß sie die Discussion nicht ausschließen wollten, weil sie ein Gegenproject verlangt hätten, daß sie es aber nur annehmen könnten über Vorschläge, welche zum Zwecke des Friedens führten. Sie forderten daher von dem französischen Bevollmächtigten eine kategorische Antwort. Dieser wünschte, daß die Sitzung aufgehoben und um 8 Uhr Abends erneuert werden möge. Nach gehaltener Berathung räumten sie diesen Verzug ein, jedoch mit der Erklärung, daß, wenn sich der französische Minister Abends entschiede, entweder eine Annahme ihres Beschlusses vom 7ten Februar, oder eine Ablehnung, oder einen Gegenentwurf einzuliefern, man ihn nach den bestimmten Befehlen ihrer Höfe einladen müsse, dieser Verpflichtung in 24 Stunden nach dieser Mittheilung Folge zu leisten. Hierauf wurde die Sitzung bis neun Uhr Abends verschoben.

Als die Sitzung wieder erneuert wurde, erklärte Herr von Caulaincourt endlich, daß er ein Gegenproject überreichen wolle, da ihm die Verbündeten drei Wege übrig gelassen hatten, und daß er solches am folgenden Tage (den 14ten März) Abends neun Uhr überreichen werde. Doch bäte er, ihm bis zum 15ten Morgens Frist zu geben, wenn er am 14ten mit seiner Arbeit noch nicht fertig geworden wäre. Die bevollmächtigten Minister der Verbündeten, welche gern das Ende des Geschäfts absehen wollten und wohl sahen, daß noch nichts fertig war, bestanden darauf, daß die Conferenz am 14ten Abends statt finden müsse, wenn keine absolute Nothwendigkeit den Aufschub bis zum 15ten Morgens bedürfte. Dies war eine persönliche, Herrn von Caulaincourt bewiesene, Gefälligkeit. Am 15ten überreichte er daher unter dem Titel, „Entwurf des Definitiv-Tractats zwischen Frankreich und den Verbündeten" sein Gegenproject. In diesem unbegreiflichen Project, welches er nach so langer Zöge-

rung übergab, veränderte Herr von Caulaincourt zur großen und gerechten Verwunderung der Verbündeten nichts an seiner Erklärung vom 10ten März. Er antwortete von neuem auf das Ultimatum der Verbündeten oder auf das, was er als solches ansehen mußte, indem er eine Menge kleiner Interessen vertheidigte, welche in einem so großen Streite nichts betrugen.

Nach dem Gegenentwurf behielt der Kaiser den Rhein und entsagte Holland, Italien und der Schutzherrlichkeit der Schweiz, erkannte auch Spaniens Unabhängigkeit an, aber er versicherte die Krone von Italien dem Prinzen Eugen Napoleon.

Die Prinzessin Elisa behielt als Souveraine und zum Eigenthum Lucca und Piombino, und der Prinz von Neufchatel für sich und seine Erben sein Fürstenthum. Der Großherzog von Berg (Sohn Louis Bonapartes) sollte wieder in den Besitz seines Fürstenthums, so wie der König von Sachsen in den vollen Besitz seines Großherzogthums gesetzt werden; auch die jonischen Inseln mit voller Herrschaft dem Königreich Italien angehören. Die Nebenbedingungen schienen mehr von einem Sieger und Herrn seiner Feinde, als von einem durch Unglück gedemüthigten Monarchen herzurühren. Solche unbegreifliche Forderungen konnte nur derjenige möglich glauben, welcher den Character Napoleons kannte. Man begreift aber leicht, daß die meisten dieser Bedingungen von den Verbündeten lächerlich befunden wurden. Sie bemerkten, daß nicht einmal die Gebiete schriftlich angegeben worden wären, deren Abtretung mündlich erklärt worden sei, wie Kehl, Mainz, Cassel, das holländische Brabant und andere Districte. Jeder die Wahrheit aufrichtig suchende Mann mußte eingestehen, daß diese Bedingungen die Folge eines gefaßten Beschlusses wären, das Ultimatum der Verbündeten nicht anzunehmen und die Verhandlung in die Länge zu ziehen. War es nicht aus diesem sonderbaren Project klar, daß Napoleon Belgien und das linke Rheinufer behalten wollte! Gewiß war er vollkommen überzeugt, daß die Verbündeten niemals zugeben würden, daß er diese beiden Länder behielte, welche sie uns leicht entreißen konnten. Italien ließ man ihm begreiflicherweise, wenn man den Prinzen Eugen als König von Italien anerkannte.

Alles beweiset, daß der bevollmächtigte französische Gesandte sich seit dem 5ten Februar stets ohne positive Instructionen befand, und daß nach langem Zögern, welches Napoleon stets erneuerte, Caulaincourt stets unvermögend war, den Verbündeten eine kategorische Antwort zu geben. Warum? weil Napoleon niemals gesonnen war, den Frieden zu Chatillon nach dem Verlangen der Verbündeten einzugehen, indem er stets hoffte, daß irgend ein glücklicher Zufall ihm die Mittel zu günstigeren Bedingungen verleihen werde.

Als Caulaincourt am 15ten März den sonderbaren eben erwähnten Entwurf übergab, verlangte er zugleich, daß die Verbündeten solchen in fünf Tagen, oder früher, genehmigen mögten. Was konnte er aber von diesem Schritte hoffen? Die Bevollmächtigten sahen der Sache auf den Grund, daß Napoleon sie hinhalten wollte, und da sie fürchteten, nochmals das Schlachtopfer der List und des verschlagenen Betragens Napoleons zu werden, so ergriffen sie den nöthigen Beschluß; indem sie am 18ten März, d. h. drei Tage nachdem das Project übergeben worden war, im Protocoll der Sitzung des nämlichen Tages erklärten, daß, wenn man Napoleons Forderungen annehmen wollte, man den Vorwand zu Schwierigkeiten ohne Ende in dieser Unterhandlung zur Berathung zulassen würde. Nachdem das so spät übergebene Gegenproject, das man nach so langem Verzuge endlich erhalten hatte, den verbündeten Höfen vorgelegt worden war, hatten sie Befehl empfangen zu antworten: „Daß dieses Gegenproject von einem Gesichtspunkte ausginge, welcher ihren Instructionen und ihrem Wunsche, Europa den Frieden zu sichern, gänzlich entgegenstände.“ Außerdem sagten sie, umfasse dasselbe zu viele Unbestimmtheiten und entferne sich zu sehr von den durch alle Theilnehmer des Congresses angenommenen Sätzen, daher es weder eine Grundlage der Berathungen sein, noch sie sich auf solches einlassen, oder durch dasselbe ferner hinhalten lassen könnten. Sie sahen für Europa mehr Gefahr, wenn sie mit ihm Frieden schlossen, als wenn sie in jetziger Lage den Krieg fortsetzten. Jeder Friede mit ihm konnte nur ein Waffenstillstand sein, von so langer Dauer, als Napoleon nicht im

Stande war, alle seine früheren Eroberungen wieder in Anspruch zu nehmen und seine Herrschaft über Europa wiederherzustellen.

Die Verbündeten fügten hinzu, daß Napoleon nach der Bedingung dieses Gegenprojects, ein weit größeres Gebiet behalten würde, als das Gleichgewicht Europa's leiden könne. Napoleons Abtretungen hätten nur Schein, denn er behielte die Festungen, aus denen ausrückend er früher so große Umwälzungen geschaffen hätte. Die fremden Völker würden fortfahren, einen Theil Frankreichs zu bilden; die Glieder der in solchem regierenden Dynastie würden kraft dieses Tractats auf fremden Thronen sitzen bleiben. Napoleon würde der Schiedsrichter der innern Beziehungen und des Schicksals der Mächte Europa's bleiben. Solche Forderungen könnten nur besiegte Mächte eingehen. Um sie durchzuführen, habe Napoleon keine verhältnißmäßige Macht den unermeßlichen Armeen entgegenzustellen, welche jetzt Frankreich besetzt hätten.

So drückten sich die Verbündeten aus, welche bei so vieler Langsamkeit Napoleons seine wahre Gesinnung völlig ergründet hatten. Aus den vorbemerkten Gründen war ich so völlig überzeugt, daß der Kaiser sich niemals entschließen würde, die Bedingungen des Ultimatum der Verbündeten vom 13ten März zu unterschreiben, daß ich mich wohl erinnere, es dem Herrn von Talleyrand vorausgesagt zu haben. Ich sah ihn zwei Tage sehr beschäftigt mit den ihm von Herzog von Vicenza mitgetheilten Nachrichten *), welche die nahe Unterzeichnung des Friedens als etwas Unfehlbares ankündigten, da Caulaincourt zum Abschlusse des Friedens Befehl erhalten habe; endlich sagte die Depesche, Napoleon habe ihm freie Gewalt einge-

---

*) Fast war der Herr von Talleyrand, dessen Rath man lieber hätte erbitten, als sein gerechtes Mißvergnügen reizen müssen, vor der Abreise des Kaisers zur Armee, in Gefahr, ein Opfer der wider ihn gerichteten Umtriebe zu werden. Diejenigen, welche sein witziger Spott traf, schlugen dem Kaiser vor, ihn willkührlich in einem öffentlichem Gefängnisse zu verhaften. Der Kaiser wollte es nicht, und der Herrn von Talleyrand hatte darüber eine warme Erörterung mit dem Kaiser.

räumt, die Hauptstadt zu retten und eine Schlacht zu vermeiden, welche die letzten Hülfsmittel der Nation gefährden könnten. Das schien sehr bestimmt, aber selbst diese Versicherung brachte mich nicht von dieser Meinung ab. Um völlig mich zu überzeugen, gab mir Herr von Talleyrand Caulaincourts Brief zu lesen. Nachdem ich ihn gelesen hatte, gab ich ihn zurück und sagte ihm mit fester Ueberzeugung: „Er wird den Frieden nicht unterzeichnen!" Herr von Talleyrand betrachtete diese meine beharrliche Meinung als eine grundlose Rechthaberei, weil Herr von Talleyrand den Kaiser nach seinen damaligen Stellungen, und ich ihn nach seinem Character beurtheilte. Ich sagte dem Herrn von Talleyrand, es sei möglich, daß Caulaincourt den Befehl erhalten habe, den Frieden zu unterzeichnen, um ihn den Bevollmächtigten der Verbündeten zu zeigen; aber gewiß hat er zugleich noch einen Befehl, ehe er den Frieden unterschreibt, zu berichten und den letzten Befehl zu erwarten. Ich fügte hinzu, daß aller jener Anschein meine Meinung nicht verändern könne, und beharrte dabei, daß ich den Bruch des Congresses für näher hielte, als diese Schritte anzukündigen schienen. Indeß waren die Verbündeten nach drei Tagen müde, sich noch länger hinhalten zu lassen, und die Conferenzen wurden abgebrochen. Das, was ich immer dem Herrn von Talleyrand und meinen Freunden gesagt hatte, daß Napoleon eher Alles, als seinen Ruhm aufopfern würde, bestätigte sich. Er ist von seiner Höhe gesunken, aber seine Unterschrift willigte in keine Zerstückelung Frankreichs ein. Gewiß war ihm sein idealischer Ruhm mehr werth, als die Krone selbst.

In dem am 15ten März vom französischen Minister übergebenen Gegenproject entfernte man sich nicht allein von den Basen des Friedens, welche beim Anfange des Congresses zu Chatillon von den Verbündeten vorgeschlagen worden waren, sondern es war auch dem Geiste des Vorschlags der Verbündeten entgegen und entsprach keineswegs den Bedingungen, welche man zur Verlängerung der Unterhandlung aufgestellt hatte. Die verbündeten Höfe konnten in dem folgerechten Benehmen der französischen Regierung nur den Wunsch wahrnehmen, eine Unterhand-

lung ohne Resultat, welche ihnen nachtheilig werden konnte, hinzuhalten. Napoleons Vorschläge konnten zu keinem Resultate führen, weil die Vorschläge Frankreichs den nöthig erachteten Bedingungen der Mächte gerade zu widersprachen. Sie konnten den Letzteren schaden, weil die Verlängerung unfruchtbarer Unterhandlungen die Völker in Europa täuschen konnte, noch länger einen Frieden zu hoffen, der freilich ihr erstes Bedürfniß war.

Als die Bevollmächtigten der Verbündeten überzeugt waren, daß die sich stets verjüngenden Schwierigkeiten und jene wiederholten Ansprüche Napoleon nur dienten, um Zeit zu gewinnen, und zugleich sich ergriffen fühlten, daß ihr Gegner, um einen schlüssigen Frieden zu erlangen, nichts angeboten habe, was er für die Bewilligung eines Waffenstillstandes einräumen wollte: so erklärten sie, treu ihren Grundsätzen und in Uebereinstimmung mit ihren beständigen und früheren Declarationen, die zu Chatillon begonnenen Unterhandlungen als abgebrochen durch die französische Regierung. Die verbündeten Mächte fügten durch ihre Bevollmächtigten hinzu, daß sie die Waffen nicht eher niederlegen würden, bis ihre Grundsätze von der französischen Regierung anerkannt und zugelassen worden wären.

Dieser Bruch der Conferenzen hatte am 19ten März statt, 6 Tage nach der Uebergabe des Ultimatum der Verbündeten, zu dessen Unterzeichnung sie anfangs nur die Frist von 24 Stunden eingeräumt hatten. Der Ausgang dieser großen Debatten blieb also dem Würfel der Waffen vorbehalten; die Aussichten eines Waffenkampfes waren damals dem Manne nicht sehr günstig, dessen Genie wider das ganze bewaffnete Europa auftrat. Die Siege der Verbündeten während der Unterhandlungen zu Chatillon hatten ihnen den Weg nach Paris gezeigt, indeß Napoleon vor der Nothwendigkeit schauderte, seine Zustimmung zur Aufgabe des Eroberten unterzeichnen zu müssen. Diese Zögerung war die einzige Ursache seiner Verderbens. Er konnte sagen: „Alles ist verloren, nur nicht meine Ehre.“ Die seinige ist unsterblich.

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Alle Geschicklichkeit der Strategie Napoleons war vergebens. — Merkwürdige Unterhaltung. — Wie standen damals die Verbündeten zu der Dynastie Bourbon? — Napoleon war der einzige Feind der Verbündeten. — Der General Reynier und der Kaiser Alexander. — Schöner Character Reyniers. — Seltsame Zusammenkunft. — Alexanders persönliche Freundschaft für Napoleon. — Gedanken und Worte Alexanders über Bernadotte. — Der Krieg soll das Loos Frankreichs entscheiden. — Bestätigung der Gerüchte über die Zusammenkunft in Abo. — Meine alten Verbindungen mit Reynier. — Frühzeitiger Tod. — Napoleon treibt die Russen zurück. — Die Russen zu Fontainebleau. — Gefecht bei Brienne und vermuthete Gedanken Napoleons. — Ahnung der Zukunft. — Meine Reise nach Brienne. — Schmerzhafte Erinnerungen und Tod des Grafen von Brienne. — Wunderliche Betrachtungen und Bonaparte als Kind. — Die Einsiedelei und die Ufer der Aube. — Die Versuchung des heiligen Anton. — Ausgelöschte Gemälde und Kinderspiele. — Ein in Brienne ertrunkener Zögling und die Weide. — Ein Opfer statt eines andern. — Einfluß der Orte.

Während das, was ich erzählt habe, in Chatillon vorging, unterstützte Napoleon, in der Hoffnung, daß sein früheres Glück sich erneuern werde, die kleine Zahl seiner Truppen, welche er den feindlichen Massen entgegenstellen konnte, durch die geschicktesten Stellungen und Bewegungen, welche jemals sein Genie ersonnen hatte. Ich habe nicht die Absicht, in die kleinen Ereignisse dieses merkwürdigen Feldzugs in der Champagne einzudringen, und begnüge mich, einige Thatsachen zu erzählen, welche ich damals zuverlässig erfuhr, muß aber vorher eine Unterhaltung des Kaisers Alexander erzählen, welche im Monat Februar zwischen diesem Fürsten und einem unserer Generale statt fand, und die mir, wie man beurtheilen kann, genau mitgetheilt worden ist, und die Dispositio=

nen der Verbündeten in Beziehung zur Regierung in Frankreich vor dem Fall der kaiserlichen Macht sehr ins Licht stellt.

Ich bin stets überzeugt gewesen und alle Thatsachen von denen ich später Zeuge war, haben es mir bewiesen, daß die Verbündeten, als sie in Frankreich eindrangen, nicht Vorhabens waren, das Haus Bourbon wiederherzustellen und den Franzosen irgend eine Regierung aufzudringen. Sie wollten die bestehende Regierung zerstören, ohne eine neue aufrichten zu wollen. Sie wollten von Anfang ihrer Erfolge an Napoleons Supremat vernichten, um dadurch künftigen Angriffen zuvorzukommen, weil sie fürchteten, daß Europa solchen beständig ausgesetzt sein werde. In den ersten Zeiten dieses blutigen Kampfs, weiß ich durch die am Besten unterrichteten Personen, daß sie nicht an die Einsetzung eines Monarchen in Frankreich gedacht hatten. Ihnen lag wenig daran, wer Frankreich regiere; nur sollte es nicht Napoleon oder ein Glied seiner Familie sein. Diese gegründete Meinung theilte ich mit vielen Standespersonen in England, mit welchen ich mich darüber unterhielt *).

Hätte ich übrigens über die Absicht der Verbündeten in diesem Punct einige Zweifel gehabt, so würden sie in Folge der Erzählung eines Gesprächs des Generals Reynier **) mit dem russischen

---

*) Diese Grundsätze der Verbündeten standen noch im Jahre 1814 bei ihnen so fest, daß sie noch später solche feierlich erklärten, als die Bourbons schon wieder ein Jahr in Frankreich regiert hatten. Der den 25sten März 1815 geschlossene Wiener Tractat enthielt: „Die hohen Mächte haben keinen andern Zweck, als Napoleon Bonaparte außer Stand zu setzen, seine Versuche zu erneuern, sich wieder der höchsten Gewalt in Frankreich zu bemächtigen.“

Gerade einen Monat nach der Unterzeichnung des Wiener Tractats (und gewiß waren damals die Umstände sehr verschieden von denen des Jahres 1814) erklärte der Prinz-Regent von England dem Brittischen Parlament, daß man keineswegs gesonnen sei, Frankreich eine gewisse Regierung vorzuschreiben.

**) Der General Reynier ist durch seine Talente, Rechtschaffenheit und Strenge der Grundsätze bekannt. Er diente lange sei-

Kaiser verschwunden sein. Nachdem dieser General in Leipzig in Kriegsgefangenschaft gerathen war, wurde er ausgewechselt und kam nach Frankreich zurück. In den ersten Tagen des Februar im Jahre 1814 kam er durch Troyes, wo sich damals der Kaiser Alexander aufhielt. Reynier wünschte ihm aufzuwarten und ihm für die Freilassung aus der Gefangenschaft zu danken, und wurde mit dem gnädigen Wohlwollen aufgenommen, was dieser Monarch gern zu zeigen pflegte.

Als General Reynier in Paris eingetroffen war, kam er zum Herzog von Rovigo, wo ich gerade an diesem Tage speisete und mich noch befand, als der General zum Minister kam. Er erzählte ihm in meiner Gegenwart folgende Unterhaltung und versicherte, daß der Kaiser von Rußland freimüthig und wohlmeinend sich dem Anschein nach ausgesprochen habe. Nachdem Reynier den Kaiser gefragt hatte, ob er ihm einen Auftrag an Napoleon ertheilen wolle, welcher, weil er wüßte, daß er Se. Majestät gesehen hätte, nicht verfehlen würde, ihn um vieles zu befragen, antwortete er, daß er Napoleon nichts besonders zu sagen habe. Er habe hinzugefügt, er sei Napoleons Freund, obgleich er sich persönlich über ihn zu beklagen habe; daß die Verbündeten nichts mehr mit ihm zu schaffen haben wollten, aber nicht vorhätten, irgend eine bestimmte Regierung Frankreich vorzuschreiben, jedoch Napoleon nicht weiter anerkennen wollten. „Was mich anbetrifft, sagte Alexander, ich kann weiter kein Zutrauen zu ihm haben, weil er mich zu oft betrogen hat.“ Reynier machte die nöthigen Bemerkungen, welche ihm seine Zuneigung und Treue gegen Napoleon eingaben, indem die sämmtlichen Souveraine ihn als Monarchen von Frankreich in allen Tractaten anerkannt hätten: „Wenn denn nun aber die Verbündeten dabei beharren, Napoleon zu zwingen, daß er abdanken muß, wen will man dann an seine Stelle setzen?“ — „Gut, haben die Krieger ihn nicht ernannt? Warum können Sie nicht eine andere Person zur Regierung der französischen Nation ernennen? Alles hängt von Ihnen ab.

---

nem Vaterlande mit Muth, zeichnete sich in der Schlacht bei Bautzen aus und nahm an der Schlacht von Leipzig Theil, in der er gefangen wurde.

Wir wollen, ich wiederhole das, Ihnen keine Person vorschreiben — aber ihn wollen wir nicht."

Darauf war von einigen Generalen die Rede, und Alexander sagte plötzlich zum General Reynier, welcher ihm die Schwierigkeiten einer solchen Wahl und der Ansprüche, welche Jedermann geltend machen könne, darstellte: Gut, General, haben Sie nicht den General Bernadotte? Die Schweden erwählten ihn zum Kronprinzen, können ihn nicht auch die Franzosen wählen? Sie können ihn wohl als Landsmann wählen, da ihn die Schweden als Ausländer erwählten. Der General Reynier, dessen Character fest und gediegen war, machte dem Kaiser Alexander allerhand Einwürfe, welche ich jetzt vergessen habe, die mir aber sehr gegründet schienen. Nun brach aber Alexander die Unterredung ab, und sagte in Mißlaune: Gehen Sie, General, das Loos der Waffen muß nun entscheiden.

Die ersten Versicherungen des russischen Kaisers an Reynier fielen mir keinesweges auf, denn ich wußte wohl, daß die Verbündeten seitdem den festen Entschluß gefaßt hatten, nicht leiden zu wollen, daß Europa's Ruhe durch Napoleons ferneren Besitz des französischen Throns gestört werde. Das aber, was Alexander über Bernadotte gesagt hatte, bestätigte mir sehr die frühere Sage, worüber in der Zusammenkunft des Kaisers und des Kronprinzen zu Abo am 28sten August 1812 die Rede gewesen sei. Aber der Augenblick nähert sich, wo ich Gelegenheit haben werde, von der Gegenwart des Kronprinzen von Schweden in Paris zu reden. Ich hatte den General Reynier lange nicht gesehen, als ich ihn bei Savary wieder antraf, und sah ihn mit Vergnügen wieder. Wir hatten uns in Aegypten sehr genau gekannt, und seitdem schätzte ich ihn sehr. Ach, als ich ihn beim Herzog von Rovigo wieder antraf, vermuthete ich nicht, daß ich ihn zum letzten Male sähe. Bald hernach vernahm ich mit Bedauern seinen Tod, welcher am 27sten Februar statt fand, als er zu Napoleon in die Champagne eilen wollte, um ihm die Hülfe seines Muths, seiner Talente und seiner Treue anzubieten.

In diesem französischen Feldzuge mußte Napoleon Operationen ungewöhnlicher Art vornehmen; er war sonst gewohnt

gewesen, seine Feinde anzugreifen, und nun genöthigt, sich zu vertheidigen; statt also vorher entworfene Plane auszuführen, wie er im Cabinet der Tuilerien die Stelle gezeigt hatte, wo die Schlacht von Marengo statt finden müsse, mußte er jetzt seine Bewegungen denjenigen seiner ihm in der Zahl überlegenen Feinde unterordnen. Als der Kaiser zu Chalons sur Marne eintraf, näherte sich die preußische Armee auf der Straße aus Lothringen. Er warf sie bis Saint Dizier zurück. Zur nämlichen Zeit ging die große russisch-östreichische Armee über die Seine und Yonne zu Montereau, und schickte sogar ein bis Fontainebleau streifendes Corps voraus. Nun machte Napoleon eine Bewegung rechts, um die Truppen aufzurollen, welche nach Paris zu marschiren droheten. Durch einen der sonderbarsten Zufälle mußte Napoleon diese Truppen gerade an dem Orte antreffen, wo wir unsere ersten Jahre zugebracht hatten, wo er so viele fabelhaft scheinende Entwürfe schmiedete. Welche Erinnerungen und Gedanken mußten seine Seele bewegen, als er sich nun in seiner kaiserlich-königlichen Würde, an der Spitze eines vormals mächtigen Heeres, im Schlosse des Grafen von Brienne befand, *) welchem er so oft seine Aufwartung gemacht hatte. Dort sagte er mir vor 34 Jahren: „ich werde Deinen Franzosen vielen Schaden zufügen.“ Freilich hatte er dieses später nicht thun wollen, aber das eigensinnige Schicksal hatte es doch so gefügt, daß er wider seinen Willen seinen kindischen Plan ausführen mußte. Wer konnte sich vorstellen, als mir Bonaparte seinen kindischen Haß wider die Franzosen entdeckte, daß er einst durch seine Fehlschritte das bewaffnete Europa ins Innere Frankreichs, welchem er seine Erziehung verdankte, hereinziehen, und am nemlichen Orte, wo er studirt und seine Spieljahre verlebt hatte, ein Haupttreffen liefern mußte. Kaum hatte er aber Brienne als Sieger wieder gesehen, so wurde er daraus wieder verdrängt, und zu seinem immer drohender werdenden Sturze hingestoßen. Er sah den Ort nicht wieder, wo er unstreitig die glücklichsten Jahre seines heftig be-

*) In Brienne fand ein Treffen statt, wo Napoleon mit 15,000 Mann 12 Stunden lang 80,000 Russen die Spitze bot.

wegten Lebens verbrachte. Ich war glücklicher als er, als ich diese Wiege unsrer Kindheit wieder schauete, und urtheilen konnte, wie groß die Macht der Erinnerung auf die Plätze des früheren Lebens wirkt.

Napoleon war auf der Insel Elba, als ich meinem Wunsche nachgab, das Schlachtfeld von Brienne zu besuchen. Da das Andenken meiner damaligen Empfindungen in meinem Geiste unzertrennlich ist von der Thatsache, welche solche veranlaßte, so wage ich hier eine Begebenheit, die später statt fand, einzutragen. Als ich aus dem Wagen stieg, und auf dem Schlachtfelde ankam, wo ich so oft mit Bonaparte als Kind spaziert hatte, so ergriffen mich die wunderlichsten Bilder über die Schicksale so vieler Kinder, welche in diesem Collegium, von dem ich nur noch den Platz sah, unsere Spielgenossen gewesen waren. Welche verschiedenen Schicksale trafen die Einzelnen? Diese Betrachtungen befestigten mich in dem jetzt bei mir unerschütterlich gewordenen Glauben, daß die Erziehung nur ein Hülfsmittel der glücklichen Dispositionen der Kindheit ist. Mächtiger wirkt die menschliche Organisation auf unsere späteren Schicksale, und vielleicht noch mehr ein reiner Zufall.

Ich beschauete die Zimmer des prächtigen Schlosses des Grafen von Brienne, wo noch die Spuren des Krieges und der Verwüstung sichtbar waren. Mit einer unbeschreiblichen Bewegung erinnerte ich mich dieses achtungswürdigen und geliebten Mannes, welcher die ganze Gegend glücklich machte, und auf dem Schaffotte starb. Was war sein Verbrechen? Die Liebe, welche er allgemein sich erworben hatte! Der schändliche überall den Tod verbreitende Ausschuß erschrak vor den zahlreichen Deputationen, welche nicht aufhörten, die Freilassung des Herrn von Brienne, des Vaters der Armen und der Einwohner, zu verlangen. Die grausamen Blutrichter sahen in diesen Schritten der Erkenntlichkeit, oder wollten darin nur eine Neigung zum Aufstande entdecken. Unter diesem Vorwande wurde Herr von Brienne zum Tode verurtheilt. Dieser Tod, wovon Bonaparte oft sprach, trug nicht wenig dazu bei, ihm den tiefen Abscheu wider die Jacobiner einzuprägen. Diesen Abscheu verhehlte er mir, der sie eben so wenig liebte, niemals. Doch

zwang ihn die Politik, dieses Gefühl vor den Revolutionsmännern zu verheimlichen, deren er sich als Stufen zu seiner erlangten Gewalt bedient hatte.

Als ich mich in diesen Erinnerungen bei Gelegenheit der Ruinen von Brienne gehen ließ, hatte ich den festen Faden meiner Erzählung verloren. Wie ich dort in der Stille und einsam spazierte, führte mich der Zufall nach einer Einsiedelei an der äußersten Spitze des an die Aube gränzenden Parks. Die Zeit, revolutionaire Hände und das Pulver der Kosacken hatten die hübschen Wandgemälde derselben, die Versuchungen des heil. Antonius vorstellend, verwischt, welche unserer Kindheit so viel Vergnügen gemacht hatten. Ueberall erschien mir zu gleicher Zeit das Kind Bonaparte und der unglückliche Napoleon. Ich suchte die Ufer des reißenden Bachs auf, in dessen Gewässern ich mich so oft mit demjenigen gebadet hatte, dessen Name überall berühmt geworden war. Ich fand die Stelle wieder, wo wir in diesem stets kalten Wasser geschwommen waren, und auch die Weide, welche wir gepflanzt hatten, um die Stelle zu bezeichnen, wo einer aus unserer Gesellschaft ertrank. Warum mußte diesen und nicht Napoleon dieses Schicksal treffen? so dachte ich mir damals. „Wählte das Schicksal dort den jungen Corsen, wie ganz anders hätten sich dann die Schicksale Frankreichs und der Welt gestellt!" Als ich in das Dorf zurückkehrte, glaubte ich einen schweren und dennoch angenehmen Traum verlebt zu haben. Mit dem Reiz der alten Erinnerungen mischte sich eine gewisse Beängstigung wegen des Falles eines Mannes, der nur ungerechter Weise wider mich eingenommen geworden war, mich aber durch seine Geneigtheit, auf die Stimme der Verläumder zu hören, und durch sein hartes Verfahren gezwungen hatte, ihn nicht mehr als meinen Freund zu betrachten. Auf den Trümmern des zerstörten Brienner Schulgebäudes war meine alte Freundschaft für Bonaparte wieder erwacht.

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Bewundernswürdige Thätigkeit. — Der Schauplatz des Krieges zieht sich nach Paris. — Plan des Feldzugs in Frankreich. — Die Russen werden geschlagen und Napoleon rückt in Troyes ein. — Schlacht bei Champ Aubert. — Napoleons Abendmahlzeit mit zwei Marschälen. — Unglaubliche Täuschung und glücklicher Witz des Generals Drouot. — Wechsel des Glücks. — Nachricht, daß der Herzog von Angouleme in Frankreich angekommen sei, — und der Graf von Artois in Vesoul. — Der Krieg der Raben mit den Adlern. — Thaten Marmonts, Macdonalds und Mortiers. — Die stets wachsende Ergebenheit Savary's. — Getäuschte Hoffnungen. — Ankunft Bernadottes auf französischem Boden. — Die Schlacht bei Craonne und die verwundeten Generale. — Eindruck, welchen das Erblicken der Verwundeten auf die Pariser macht. — Der Herzog von Angouleme in Bordeaux. — Abreise des Papstes und Zurücksendung der spanischen Prinzen. — Wegnahme eines Transports und Bülows Bulletin. — Macdonald im Hauptquartier des Kaisers. — Einfluß einer im Druck umgekehrten Zahl. — Die Nation ist der Regierung des Kaisers müde. — Letzter, aber vergeblicher Versuch. — Die letzten Tage des März und die Verbündeten vor Paris.

Ich habe gesagt, daß ich die Einzelheiten des Feldzugs in Frankreich nicht berühren würde, weil die Kriegs- und Schlachten-Nachrichten nicht zu meinem Plane paßten. Doch kann ich nicht vermeiden, kurz die wahrhaft bewundernswürdige Thätigkeit hervorzuheben, welche Napoleon seit seiner Abreise aus Paris, bis die Verbündeten ihren Einzug darin hielten, entwickelte. Unsere Generale und die französische Armee vermogten nicht in den Tagen ihrer größten Siege so viel Ruhm zu erndten, als in dieser großen Reihe von Unfällen, denn man kann ohne Ehre triumphiren, und mit Ruhm untergehen. Daß Bonaparte endlich unterliegen

mußte, war gewiß; gewiß konnten aber die unzählbaren Heere der Verbündeten keinen so langen und so glänzenden Widerstand erwarten. Der Schauplatz des Krieges kam in kurzer Zeit Paris so nahe, daß die Begierde nach Neuigkeiten vom Heere sehr schnell befriedigt wurde. Erfuhr man einen neuen Sieg des Kaisers, so verkündigten seine Anhänger sofort die Verjagung des Feindes aus dem Gebiete Frankreichs. Nicht einen Augenblick ließ ich mich durch diese Täuschungen verführen, da ich die Plane und die Ausführungsmittel der wider Napoleon verbündeten Fürsten kannte. Auch war der Wechsel des Glücks in diesem Vertilgungskampfe so schnell, daß wenn bisweilen das Geschütz der Invaliden einen Sieg verkündigte, das Rollen des Kanonenfeuers in der Ferne uns verkündigte, daß der Feind dicht vor der Stadt stehe.

Der Kaiser hatte Paris den 25sten Januar verlassen, damals befanden sich Alexander, der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen in Langres. Napoleon stieß zu seiner Garde zu Vitry le français, und schon am 28sten jagte er das preußische Heer vor sich her, welches Saint-Dizier räumen mußte. Zwei Tage nachher fand die Schlacht bei Brienne statt, von der ich schon geredet habe, und endlich am 1sten Februar standen 70 bis 80,000 Mann beider Heere gegen einander im Feuer. Dort setzten sich die Anführer beider Heere so großen Gefahren aus, daß Napoleons Reitpferd getödtet wurde, und daß an der Seite des Generals Blücher ein Kosacke fiel.

Wenige Tage nach dieser großen Schlacht hielt Napoleon seinen Einzug in Troyes, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt, und nach Champ Aubert vordrang, wo die berühmte Schlacht vorfiel, in welcher die Russen geschlagen, der General Alsufieff mit 2000 Feinden gefangen, und 30 feindliche Kanonen genommen wurden. Ich erinnere mich, daß man diese Gefangenen als Belege des Sieges des Kaisers durch Paris zur Schau führte. Die Schlacht bei Champ Aubert wurde den 10ten Februar geliefert. Wirklich kann man ohne Uebertreibung sagen, daß damals die französische Armee täglich ein Gefecht liefern mußte, und manchmal mehrere an einem Tage auf verschiedenen Puncten. So schlug man sich zum Beispiel am 11ten Februar auf drei Plätzen mit ungleichem Glücke. An diesem Tage rückte der Kron-

prinz von Würtemberg in meine Vaterstadt Sens ein, deren er sich nach dem heftigsten Widerstande bemächtigte, indeß der General Bourmont kräftig den Feind vor Nogent zurücktrieb, und der Kaiser bei Montmirail die vereinigten Corps der Generale York und Sacken schlug.

Nach der Schlacht von Champ Aubert täuschte sich der Kaiser über seine Lage dergestalt, daß, als er Abends mit Berthier, Marmont und seinem Gefangenen, dem General Alsufieff, speiste, er ihnen sagte: „Meine Herren, noch ein solcher Sieg, und ich bin wieder an der Weichsel." Als ihm Niemand antwortete, und er im Gesichte der Marschäle wahrzunehmen glaubte, daß sie seine Hoffnungen nicht theilten, fügte er hinzu: „Ich sehe wohl, meine Herren, daß Jedermann den Krieg satt hat. Keiner hat noch Enthusiasmus, das heilige Feuer scheint bei Euch erloschen." Nach der Tafel ging er auf den General Drouot zu, in der Absicht, ihm etwas angenehmes und den Marschälen etwas empfindliches zu sagen, „Nicht wahr, General, dem er auf die Schulter klopfte, ich brauchte, um zu siegen, nur hundert Männer, wie Ihr seid?" Geistvoll, passend und bescheiden erwiderte dieser: „Ihro Majestät, sagen Sie hunderttausend." In solchen Zügen erblickt man Napoleons ganzen Character. Beide Hauptzeugen dieses Gesprächs erzählten mir solches bald nachher.

Dem sei wie ihm wolle; das Glück wandte sich wieder zu Gunsten Napoleons; bald aber zeigte es wieder seine Launen, und es konnte auch nicht anders kommen; denn wenn wir zwanzig Mann verloren, so war unser Verlust so groß, als wenn die Verbündeten hundert einbüßten. Man konnte nur mit vieler Schwierigkeit die Recruten, welche noch nicht beim Heere eingetroffen waren, in den Regimentsdienst einschieben, indeß die Truppen der Verbündeten, welche in der Mitte Frankreichs standen, in Corps hinter einander standen, und nicht allein die Verluste ersetzten, welche ihnen die Tapferkeit der Franzosen unter der Leitung des Genies Napoleons veranlaßt hatte, sondern sogar das Corps ihres Heeres immer mehr verstärkten. Doch dauerte der Wechsel des Glücks und Unglücks noch ziemlich lange. Wenn der Marschal Blücher am 13ten Februar ein Corps Franzosen zum

Rückzuge nöthigte, so wurde er am 17ten bei Vauchamp vom Herzog von Ragusa geschlagen, indeß sich am nämlichen Tage der Graf Winzingerode Soissons bemächtigte.

Der 17te und 18te Februar waren zwei Glückstage für die Waffen Frankreichs. Am 17ten wurde das Corps des Generals Wittgenstein bei Villeneuve völlig geschlagen und am 18ten dasjenige des Generals Wrede bei Nangis. In dem ersten dieser beiden Gefechte verloren die Oestreicher viele Menschen, Munitionswagen, Flinten und Kanonen. Den 18ten sah sich der Prinz von Würtemberg gezwungen, Montereau nach dem in dieser Stadt stattgefundenen Gefecht wieder zu räumen. Es war ein trauriges Schicksal, daß man Generale mit einander kämpfen sah, welche zwei Jahre vorher unter den nämlichen Fahnen mit einander gefochten hatten. Aber Napoleon hatte dieses selbst gewollt, als er seinen Bund den mit ihm Verbündeten unerträglich schwer machte und sich stets weigerte, seinen Ehrgeiz dem Gesetze der Nothwendigkeit zu unterwerfen.

Damals lebte Napoleon bloß für die Kriegsangelegenheiten, und bekümmerte sich nicht um die innern Reichsgeschäfte; aber außer dem Schicksale der Schlachten machten ihm noch andere Dinge Sorge. Er wußte, daß in den ersten Tagen des Februars der Herzog von Angouleme zu Saint-Jean de Luz eingetroffen war, und von dort aus im Auftrage seines Oheims Ludwig XVIII. eine Proclamation an die französischen Soldaten erlassen hatte; auch erfuhr er die Ankunft des Grafen von Artois zu Vesoul am 21sten Februar. Doch verließ er diese Stadt erst am 16ten März.

Indeß dauerten die Feindseligkeiten auf einer langen Operationslinie mit neuer Erbitterung fort. Wie vielen Ruhm ohne Nutzen erfochten nicht die Soldaten in so vielen Gefechten! aber wegen der Wunder ihrer Tapferkeit wurden ihre Massen immer dünner und näherten sich dem Centrum. Man konnte diesen Krieg mit den Kämpfen der Adler in den Alpen mit den Raben vergleichen. Der Adler tödtet die Raben bei hunderten, denn jeder Stoß mit dem Schnabel trifft einen Raben, aber die Raben kommen immer zahlreicher wieder und drängen den Adler, bis er erstickt.

Kurz, vor dem Schlusse des Februars zogen sich die Verbündeten auf mehreren Puncten zurück. Marmont hatte Blüchers Angriffe abgewiesen, indeß der mit Verfolgung der Oestreicher beschäftigte Napoleon durch eine geschickte Tactik seine Kräfte theilte, welche er zum Theil der seinen Rücken drängenden schlesischen Armee entgegenstellte. Zu gleicher Zeit rückten die Marschäle Victor, Oudinot und Macdonald, nachdem sie zu Bar die Seine passirt hatten, auf den Straßen längs der Aube und Seine vorwärts. Oudinot drang mit Gewalt in Bar sur Aube ein und Macdonald über Bar sur Seine nach La Ferté. Aber der Rückzug der Verbündeten war keine Niederlage. Nachdem sie eine Schlappe erhalten hatten, zogen sie sich, indem sie Gefechte vermieden, hinter die Aube zurück. Dort zogen sie zahlreiche Verstärkungen an sich, welche, wie ich schon bemerkt habe, ihnen täglich zuströmten, so daß sie ihre Angriffe wieder erneuern konnten.

Ich fuhr fort, Savary oft zu sehen, war bestürzt über die bösen Nachrichten von der Armee, und ich darf sagen, daß mit den Unfällen des Kaisers seine Anhänglichkeit stieg; er konnte aber nicht den Glauben gewinnen, daß das dem Kaiser so lange treue Glück denjenigen verlassen würde, welchem es so lange hold war. Unsere Art, die Dinge anzusehen, war eben so verschieden, als unsere Stellungen; er hoffte, daß die Verbündeten nach einem vom Kaiser erfochtenen großen Sieg in einigen Forderungen nachgeben würden, denn Savary wünschte eifrig den Frieden, da er besser, wie irgend Jemand, wußte, wie nöthig er Frankreich war. Personen, welche sich gern mit Hoffnungen schmeichelten, gefielen sich in der Vorstellung, daß der Kaiser von Oestreich sich vielleicht vom Bunde trennen würde, oder wenigstens niemals zugeben werde, daß seine Tochter den Thron von Frankreich verlöre. Die Folge der Zeiten bewies aber das Gegentheil, indem am ersten März die Minister von England, Oestreich, Rußland und Preußen in Chaumont einen Bund auf 20 Jahre schlossen, wenn so viele Zeit nöthig sei, um Frankreich zu einem die Unabhängigkeit und die Ruhe Europa's sichernden Frieden zu zwingen. Zwanzig Jahre . . . aber es bedurfte nur 30 Tage.

Die letzten dreißig Tage des französischen Kaiserreichs zählten so wichtige Begebenheiten, daß man über deren Geschichte einen Band schreiben könnte. Zuerst nahmen die Verbündeten Troyes wieder ein, woraus sie verjagt worden waren, und in der Zwischenzeit traf die vom Kronprinzen von Schweden geführte schwedische Armee an den Gränzen Frankreichs ein. Ich empfing damals einen Brief von einem Freunde mit der Meldung, daß Bernadotte Jedermann versichere, die Verbündeten wären fest entschlossen, Napoleon und seiner Familie die Gewalt zu nehmen. Er sprach von der Herstellung der Bourbons, nicht als von einer Bedingung, welche die Verbündeten Frankreich auferlegen würden, sondern als von einer Wahrscheinlichkeit, ohne darin die Hoffnung aus der Unterhaltung zu Abo aufgegeben zu haben. Das schwedische Contingent war für die Verbündeten keine bedeutende Verstärkung, aber ihr Wille war, daß ganz Europa in dieser großen Protestationsarmee wider die Herrschaft Napoleons repräsentirt werden solle.

Doch setzte noch Napoleon das wider ihn verbündete Europa in Erstaunen. Den 7ten März vernichtete er zu Craonne das Corps Blüchers in einem sehr scharfen Gefecht, welches aber dem Sieger sehr viele Menschen kostete. Der Marschal Victor, mit den Generalen Grouchy und la Ferriere wurden damals schwer verwundet. Ich muß bei dieser Gelegenheit bemerken, welchen großen moralischen Einfluß die nahen Feindseligkeiten auf die Gemüther der Pariser ausübten. So lange der Krieg noch fern war, sah man freilich viele Familien in Trauer, aber oft meldeten die Verwundeten mit der Nachricht, daß sie verwundet wären, auch ihre Heilung. In diesem Feldzuge war dies aber nicht mehr der Fall, als der Krieg Paris immer näher rückte. Man hörte nicht das Geschrei der Verwundeten von Austerlitz oder an der Moskowa; der Ruhm dieser Siege erreichte ohne die Verwundeten die Hauptstadt, aber der Ruhm der Siege bei Champ Aubert und Craonne war mit Transporten von Verwundeten begleitet, deren Schmerzen man sah. Auch füllten sich die Hospitäler mit solchen Unglücklichen, indeß man in ihre Häuser Generale, Obersten und Offiziere brachte, welchen ihr Vermögen erlaubte, sich in ihren Wohnungen heilen zu lassen, und überall sah man, sowohl in den Palästen, als in den Waaren=

gewölben von Paris, Charpie zupfen; so groß war die Menge der Verwundeten. Als man so viel Schlimmes empfand und noch grausamere Ereignisse Paris zu bedrohen schienen, fing man an, die Legitimität der Wiedervergeltung der bewaffneten Verbündeten zu begreifen, welche Napoleon bis zu den äußersten Gränzen Europa's aufgesucht hatte; man litt darum nicht weniger, aber bei dem Leichtsinn der Franzosen wurden doch die Schauspiele fleißig besucht.

Der Kaiser fuhr fort, unterstützt von treuen Generalen, den Feinden den Boden streitig zu machen, aber schon wußte man, daß der Herzog von Angouleme in Bordeaux angekommen und wie er von den Einwohnern aufgenommen worden war. Die Aufnahme war schmeichelhafter, als vielleicht diejenigen wünschen mogten, welche ihm die Rückkehr nach Frankreich erleichtert hatten, und bald nachher erfuhr man, daß der Graf Artois Vesoul verlassen und sich nach Nancy begeben habe.

Am 20sten März, einem in Napoleons Schicksalen merkwürdigen Tage, wurde die zweite Stadt des Reichs, nicht mehr Rom, sondern Lyon, durch ein östreichisches vom General Bubna befehligte Corps im Besitz genommen, und am nämlichen Tage bemächtigte sich Napoleon Arcis sur Aube, wo ihm sein Reitpferd in einem Scharmützel getödtet wurde. Der ganz mit dem Kriege beschäftigte Napoleon schonte seine Person so wenig, als auf der Brücke von Arcola. Glücklich war er, wenn ihn, wie Gustav Adolph und Turenne, der Tod auf seinem letzten Schlachtfelde ereilt hätte.

Indeß Napoleon so vielen wider ihn versammelten Feinden die Spitze bot, zeigte er, daß er sein eigener Feind war, entweder weil er die Sache für unbedeutend ansah, oder aus Vernachlässigung der hohen Gefangenen, welche, als er von Paris abreisete, noch nicht in ihre Staaten zurückgeschickt worden waren. Der Papst war noch zu Fontainebleau, und die spanischen Prinzen zu Valencey. Der Papst wurde zuerst zurückgeschickt nach Rom und ich sah, daß der Herzog von Rovigo die gemessensten Befehle ertheilte, daß derselbe mit der Achtung, welche seinem Stande und seinem Alter gebühre, behandelt werde. Napoleon dachte gewiß nicht an den Papst und wie nützlich er ihm in Rom wer=

den könne, welches Murat, mit seinen Truppen besetzen zu lassen gewiß nicht gewagt haben würde; aber ein gewisser Schwindel hatte sich mit der Macht des Napoleonischen Genies verbunden. Folgte man nicht diesem Schwindel in der Angelegenheit der Prinzen von Spanien? Wie kann man sich erklären, daß Napoleon solche bis zum 13ten März in Valencey gefangen sein ließ. Ich weiß zwar, daß Ferdinand VII., wegen seines unwürdigen Betragens gegen seinen Vater und seines seltsamen Characters, welchen er auf dem spanischen Thron völlig entwickelte, weder Theilnahme einflößte, noch verdiente; aber die Frage war politisch, und man kann sagen, daß das gesunde Urtheil Napoleons ihn in dieser wichtigen Angelegenheit gänzlich verließ. Das Zutrauen zu seinem Glücke mußte ihn gänzlich verblendet haben, um es der Mühe werth zu finden, jene unnützen Trophäen getäuschter Hoffnungen noch länger in Frankreich zu behalten. Ich gestehe, daß ich mir niemals Napoleons Betragen in dieser Angelegenheit habe erklären können. Es war so einfach, die Sache mit den Herren in Valencey abzumachen, indem man sie hinschickte, woher man sie geholt hatte, und so natürlich, in aller Eile die Truppen aus dem Süden an sich zu ziehen, als unsere Armeen in Deutschland nach dem Rheine zurückgedrängt und bis nach Frankreich aufgewickelt wurden. Mit Hülfe dieser im Kriege eingeübten Truppen war es vielleicht noch eine Möglichkeit, daß Napoleon und sein Genie noch einmal ihr Glück versuchen konnten; Napoleon zählte auf die Nation mit Unrecht, denn sie war bereits seiner Regierung müde, wegen der vermehrten Abgaben, der Conscription, des durch das Continentalsystem ruinirten Handels, des Stockens in allen Zweigen des Verkehrs, der Willkühr statt der Gesetzlichkeit; endlich wegen des vom Feinde besetzten Gebiets. Weil Bonaparte sich nicht gestehen wollte, darin unrecht gehandelt zu haben, zählte er auf das Volk, um seine Angelegenheiten zu vertheidigen, welche seit langer Zeit nicht mehr vaterländisch waren.

Die letzten Tage des März waren für ihn eine Reihe von Ungemach. Den 23sten erlitt seine Nachhut einen beträchtlichen Verlust. Dies mußte ihm um so empfindlicher sein, da die Vorhut vormals so oft seiner Hauptarmee die Bahn brach! Bald setzte der Fürst von Schwarzenberg über die Aube und marschirte nach

Vitry und Chalons. Weil Napoleon sich die Möglichkeit dachte, daß Paris vertheidigt werden könne, so warf er sich mit Adlerschnelle auf Schwarzenbergs Nachhut auf der Straße von Doulevant und Bar sur Aube. Er kam mit seinen Vortruppen bis Chaumont und nahm wahr, daß die östreichische Armee eine Bewegung machte, welche er für einen Rückzug hielt, aber der Weg ging nach Paris, indeß Blücher, welcher Chalons an der Marne von neuem besetzt hatte, dem Fürsten Schwarzenberg entgegenrückte. Indem Napoleon ihnen den Rückzug abzuschneiden gedachte, hatte er sich selbst den Weg nach Paris versperrt. Damals hing Alles davon ab, ob Paris sich halten konnte, oder, um wahrer zu reden, man konnte vielleicht, wenn man die Hauptstadt aufopferte, dem Schatten des zusammenstürzenden Kaiserreichs eine verlängerte Existenz weniger Tage verschaffen.

Den 26sten fand das Gefecht bei Fere champenoise statt, wo, weil die Tapferkeit sich nicht lange wider die Ueberlegenheit in der Zahl behaupten konnte, die Marschäle Marmont und Mortier gezwungen waren, sich mit beträchtlichem Verlust nach Sezanne zurückzuziehen.

Es war also am 26sten März (ich bitte den Leser, das Datum genau zu bemerken), wo Napoleon einen in der damaligen Lage unersetzlichen Verlust erlitt. In diesem Treffen bemächtigten sich die Verbündeten fast seines ganzen Feldgeschützvorraths, einer Menge Waffen, Fuhrwerks, Munition und Gespanns jeder Art. Alles dieses wurde eine Beute der Verbündeten, welche einen Armeebericht drucken ließen, der diesen wichtigen Fang meldete. Ein Exemplar desselben fiel dem Marschal Macdonald in die Hände, welcher dachte, daß eine solche Neuigkeit dem Kaiser sofort gemeldet werden müsse, wie das einmal bei Napoleon gebräuchlich war. Um diese Zeit war Napoleon so unglücklich, daß man ihm solche verschwieg, so lange sie nicht ganz zuverlässig waren; aber der Marschal hielt das Bulletin für wirklich ächt, begab sich daher in das Hauptquartier des Kaisers, welcher gerade damals das von den Preußen wieder besetzte Vitry le français einnehmen wollte. Der Marschal, welcher ihn von diesem nutzlosen Unternehmen abrathen wollte, gab ihm das Bulletin am

27sten Morgens zu lesen. Napoleon hielt die Kunde für unwahr, und sagte es dem Marschal, untersuchte solches noch genauer, und versetzte lebhaft: „Untersuchen Sie selbst, heute ist der 27ste, und das Bulletin ist vom 29sten. Dies ist unmöglich, also ist es falsch.“ Der Marschal hatte mehr auf die Neuigkeit selbst, als auf das Datum Acht gehabt, wurde erst dadurch in Erstaunen gesetzt; zeigte es aber hernach dem General Drouot, welcher das Bulletin las und ihm sagte: „Die Neuigkeit ist nur zu wahr, und die 9 ist blos eine umgekehrte 6.“ An welchen Kleinigkeiten hängen bisweilen große Entscheidungen! Eine umgekehrt gedruckte Zahl schmeichelte Bonaparte's Täuschungen und denen, welche er bei seinen würdigen Generalen erhalten wollte. Der Augenblick wurde nur verzögert, wo sie leider die Wahrheit des Verlustes als eine traurige Gewißheit vernahmen.

Am nämlichen Tage verließ die Kaiserin Paris, welches ich nur des Datums halber hier bemerke, da ich später der Thatsachen erwähnen werde, an welchen Theil zu nehmen ich Auftrag erhielt. Seitdem konnte man leicht schließen, daß Alles aus sei. In der That gingen die Verbündeten den 28sten über die Marne bei Triport und den 29sten zu Meaux, wo die Divisionen von Wrede und Sacken aufgestellt blieben, ungeachtet des kühnen Angriffs, worin der Marschal Mortier den General York nach Claye zurückwarf. Den 29sten wandten die Verbündeten an, um zum morgenden Angriff der Stadt Paris Einrichtung zu treffen, und die Marschäle Marmont und Mortier, ihnen den Einzug in die Hauptstadt theuer zu verkaufen. Sie konnten sie nicht mit einiger Hoffnung, sich zu behaupten, vertheidigen. Eine Capitulation rettete daher die Stadt. Man rechnete das Marmont zum Verbrechen an. So ungerecht sind die Menschen.

Rechtfertigungs-Beilagen.

Habe ich gleich früher der kleinen Zahl von Actenstücken, deren Mittheilung ich am Ende jeden Bandes für unvermeidlich hielt, den Titel „Noten und historische Aufklärungen" gegeben, so nenne ich doch die diesem Bande beigefügten Originalien: Rechtfertigungs-Beilagen, weil die beiden Actenstücke, deren Prüfung ich der Aufmerksamkeit der Leser empfehle, mich wegen der verläumderischen Anklagen vertheidigen, deren Gegenstand und Opfer ich nach meiner Abreise von Hamburg bis zur Herstellung der Bourbons wurde. Das eine Actenstück richtete damals der Herzog von Rovigo an den Marschal Davoust, und das andere an Herrn Daubignose, Generaldirector der Polizei in Hamburg.

Doch lege ich zuerst das Abrufungsschreiben des Herzogs von von Cadore hier bei.

„Paris, den 25sten November 1810.

„Mein Herr! Ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß Herr Leroy zum Generalconsul in Hamburg ernannt worden ist. Er ist bereits nach seinem Posten abgereiset. Sobald er angekommen sein wird, oder sobald Sie ihm die Consulatpapiere haben übergeben lassen können, befiehlt Ihnen der Kaiser, sofort nach Paris abzureisen. Der Kaiser erwartet von Ihnen Auskunft über die Lage Hamburgs und des nördlichen Deutschlands überhaupt. Ihr dortiger Aufenthalt wird sie in den Stand gesetzt haben, über dieses Land manche dem Staatsdienste nützliche Aufklärungen ertheilen zu können. Sie müssen aber nirgends unterweges verweilen.

„Nehmen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung entgegen.

Champagny, Herzog von Cadore."

Jetzt, nachdem man diesen Brief gelesen hat, kann ich mit Zuversicht fragen: Konnte und durfte ich nach diesem Briefe eine solche Aufnahme und solche Verfolgungen erwarten, als ich in Paris erdulden mußte? Was würde ich aber erfahren haben, wenn ein anderer, als Savary, Polizeiminister gewesen wäre, und wenn, da ich unter seine Aufsicht gestellt wurde, ich im Ministerium statt eines Freundes, einen Feind gefunden hätte?

Der Herzog von Rovigo kannte das ganze Gewebe der wider mich eingeleiteten Umtriebe. Als er seine Denkwürdigkeiten drucken ließ, konnte er nicht wissen, daß ich auch die meinigen drucken lassen würde. Deswegen schließe ich dieses kurze Vorwort mit einer Citation einer Stelle seiner Denkwürdigkeiten, worin er sich über mich folgendergestalt erklärt:

„Herr von Bourrienne hatte dem Kaiser die aufrichtigste Anhänglichkeit gewidmet, und in den zwölf mühevollsten Jahren seines Lebens ihm sehr nützlich gedient, war aber in Folge verdrießlicher Beschuldigungen aus dem Cabinet des Kaisers entfernt worden.*) Man hatte ihn beim Kaiser als einen seines Zutrauens unwürdigen Mann angeschwärzt. Doch ernannte ihn der Monarch zu seinem Minister in Hamburg, woselbst er diesen Posten verwaltete, bis Hamburg mit Frankreich vereinigt wurde. Als er nach Paris zurückgekehrt war, traf er daselbst alle die Widerwärtigkeiten, welche er schon einmal ertragen hatte! Die Umtriebe derjenigen, welche ihn aus dem Cabinet entfernt hatten; der Schreck vor der Möglichkeit, daß dieser talentvolle Mann die Gunst des Kaisers wieder gewinnen könne, bewogen jene, dem Kaiser abzurathen, ihn in irgend einem Amte wieder anzustellen, und berichteten ihm über den Herrn von Bourrienne Albernheiten, welche Bourrienne tausend Unannehmlichkeiten aussetzten.“

So redete der Herzog von Rovigo über mich zum Publicum. Jetzt soll man erfahren, wie er amtlich zu einer Zeit darüber redete, wo man denken mußte, daß die beiden folgenden Actenstücke ewig im Schatten des Geheimnisses bleiben würden.

---

*) Ueber diese Beschuldigungen habe ich die Wahrheit gesagt, und der Leser weiß, wie ungegründet solche waren.

Brief des Polizeimisters Herzogs von Rovigo an den Marschal Davoust, Prinzen von Eckmühl.

Paris den 16ten Julius 1813.

„Mein Herr Marschal!

„Ich habe den Brief empfangen, worin Ew. Excellenz mir unter dem 3ten Julius melden, daß Sie auf mein Verlangen den Herrn Bouvyer auf freien Fuß gestellt haben. Ich hätte gewünscht, mein Herr Marschal, daß Sie seine Abreise von Hamburg nicht vor Ankunft dieses Briefes verfügt hätten, worin ich versuchen werde, Sie von der Nothwendigkeit zu überzeugen, dort einen mir nützlichen Agenten zu unterhalten. Ungeachtet des Lärms seiner Verhaftung, sah ich keine Schwierigkeit, ihn dort ferner zu gebrauchen. Ich konnte ihn um so besser zu derjenigen Auskunft gebrauchen, weil der Zweig worin ich ihn angestellt hatte, weder politisch noch administrativ war. Er war ein sicheres und treues Echo aller Klagen wider Individuen. Welchen Gebrauch ich davon machen wollte, das hing nachher von mir ab. Ich hatte keine Absicht, seine Beobachtung anderen Personen zu entziehen, als denen, welche er beobachten sollte, und mir konnte nicht unangenehm sein, daß eine kleine Verfolgung ihm etwas mehr Zutrauen bei denen verursachte, welche sich zu beklagen einen Grund hatten. Er konnte dies als Geld gebrauchen, um sie zu bezahlen.

„Sie haben aber, Herr Marschal, andere Verfügung getroffen. Herr Bouvyer wird abreisen, und so lange Sie die 32ste Militairdivision befehligen, werde ich in solcher keinen Ihnen unangenehmen Agenten anstellen. Aber die Auseinandersetzung dessen, was ich die Ehre haben werde Ihnen zu sagen, wird Sie einsehen lassen, daß der Dienst des Kaisers dadurch verliert, daß ich eines mir treu dienenden Mannes beraubt worden bin. Doch muß ich vorläufig Ew. Excellenz unterrichten, daß ich Herrn Bouvyer befehle, sich vorläufig in Westphalen aufzuhalteu, bis ich eine günstige Gelegenheit finde, um von seinen Diensten Gebrauch zu machen.

„Ich gehe sofort zum letzten Paragraphen Ihres Briefes über und will dem Zutrauen, was Sie mir darlegen, entsprechen. Wir kennen uns seit langer Zeit und theilen die nämlichen Gesinnungen gegen den Kaiser. Ich stelle folglich keinen dritten zwischen uns, indem ich die Ränke enthülle, welche uns alle beide betrügen. Daher bitte ich Ew. Excellenz, im Voraus zu bedenken, daß ich bloß mit Ihnen rede, weil ich mich in keinen Streit verwickeln und Niemand rechtfertigen will. Nur will ich aus den dargestellten Thatsachen zu beweisen suchen, wie richtig meine Meinung ist, welche ich über alles das gefaßt habe, was in der Verwaltung meines Departements in Hamburg vorgeht. Es geschieht, weil Ew. Excellenz mir sagen, daß, wenn ich einige Gründe hätte, zu denken, daß Sie sich irrten, sei es in Dingen oder in Menschen, ich Ihnen das ganz frei sagen möge, und daß Sie Ihre Irrthümer aufrichtig eingestehen würden. Ich werde daher offen, ohne Leidenschaft und ohne Vorurtheil, bloß im Interesse des Dienstes reden.

„Ich beginne, mein Herr Marschal, mit der Organisation der Polizeidirection in Hamburg.

„Ew. Excellenz wollen sich erinnern, daß ich ohne alle Rücksicht Herrn d'Aubignose wählte, welchen ich nicht kannte. Er schien Ihnen angenehm zu sein. Nun glaubte ich, daß er mein Zutrauen verdienen würde, weil ich in Hamburg bloß eine gute Polizei organisiren wollte. Die Unterbeamten sind nach dem Vorschlage des Herrn d'Aubignose ernannt worden, mit Ausnahme einiger Menschen, wider welche sich die öffentliche Stimme gar zu sehr mit Unwillen erhob.

„Seitdem fing ich an, den Betrieb jener Direction etwas näher zu beobachten, und wurde täglich mißtrauischer, weil ich wahrnahm, daß des Herrn d'Aubignose Hauptbeschäftigung war, sich zu unterrichten, welche Verhältnisse zwischen mir und Herrn von Bourrienne statt fanden. Alle seine Briefe athmeten Leidenschaftlichkeit und waren voll eines Hasses, dessen Beweggrund ich mir nicht erklären konnte. Auch wollte ich mich hier nicht zum Richter aufwerfen. Mit den Pflichten der Hamburger Direction hatte dies nichts gemeinschaftliches. Gewiß mußte ich, mein Herr Marschal, über Hamburg alle mögliche Erkundigungen bei Herrn von Bourrienne einziehen, welche ich im Briefwechsel des Herrn

d'Aubignose nicht fand. Wäre neben dem Herrn von Bourrienne ein andrer französischer Minister in Paris gewesen, welcher eben so lange in Hamburg sich aufgehalten hätte, so würde ich mich auch an diesen gewendet haben, um manche nützliche Nachricht von ihm einzuziehen. Warum beschwert sich d'Aubignose, daß ich Herrn von Bourrienne bisweilen bei mir sah, ohne sich zu beschweren, daß ich ebenfalls bisweilen die Herrn Doormann, Abendroth und Jenisch sah. Die Minister des Innern, des Handels, der Finanzen, des Schatzes sahen diese Herren oft in ihren Privatgesellschaften und in den Conferenzen über die Geschäfte ihres Departements, so wie ich in den meinigen. Der Haß des Herrn d'Aubignose war so blind, daß er ihm allein alle Erkundigungen zuschrieb, welche ich oft von andern einzog. Dies bewies sein Briefwechsel. Ich gönnte ihm diesen Irrthum. Was ich hier Ew. Excellenz sage, dient zur Antwort einer Stelle in Ihrem Briefe, worin Sie versichert sind, daß wir wesentlich in unserer Art, die Dinge in Hamburg anzuschauen, von einander abweichen, weil wir aus verschiedenen Quellen schöpfen. Ew. Excellenz sind ganz irrig. Auf mich hat Niemand Einfluß, ich bediene mich gerne mehrerer Brillen, um den nämlichen Gegenstand zu betrachten. Handelte ich anders, so würde ich bald die mir anvertrauete Gewalt in eine unerträgliche Tyrannei verwandeln. Ich überlasse mich daher eben so wenig einem Antriebe des Herrn von Bourrienne wider Herrn d'Aubignose, als ich auf des Letzteren Angeberei wider den Herrn von Bourrienne achte. Der Letztere beobachtet sogar die Schicklichkeit, niemals mit mir davon zu reden, und ich erlaube auch nicht Herrn d'Aubignose, mich damit zu unterhalten. Hierin besonders will ich dem Zutrauen entsprechen, welches Ew. Excellenz von mir verlangen, und ich werde Sie selbst zum Richter der Meinung erheben, welche ich mir bilden mußte, indem ich Ihnen alle Belege zuschicke.

„Anfangs hatte ich aus Hamburg selbst davon Kunde erhalten, daß Herr d'Aubignose den Herrn Bouvyer leicht bedrohete. Doch wußte er ganz wohl, daß ich mich seiner bediente, und es war seine Schuldigkeit, Ihnen das zu berichten und dadurch ein Aufsehen abzuwenden, was mir unangenehm sein konnte,

weil ich mich nicht weigerte, nach seiner Verhaftung Aufklärungen zu ertheilen. Ich sehe aus dem an Herrn Real darüber abgestatteten Bericht, wovon ich eine Abschrift anlege, daß er sich wegen dieser Maßregel entschuldigt, indem er sagt, daß Ew. Excellenz solche befohlen hätten, ungeachtet seiner Bedenklichkeiten. Zuerst fiel mir die Unregelmäßigkeit des Verfahrens auf. Dergleichen Unregelmäßigkeiten sind im Auge eines Ministers Hauptversehen, und zeigen, daß Haß den Herrn d'Aubignose leitete. Sehen Sie selbst!

„Er hat wohl daran gethan, den Befehl Ew. Excellenz zu vollziehen, aber ich hätte in 24 Stunden das Verhaftungsprotocoll empfangen müssen, und dieses Protocoll mußte alle den Verhafteten anklagende oder freisprechende Actenstücke aus den Papieren des Angeklagten, und von solchem anerkannt und paragraphirt, enthalten. So verfährt die Polizei im ganzen französischen Reiche, ausgenommen in Hamburg, wo Herr d'Aubignose schon zum zweiten Mal diesen Fehler begeht. Er hat nicht allein kein Verhaftungsprotocoll aufgenommen, sondern auch die Siegel auf die Papiere des Angeschuldigten, ohne dessen Anwesenheit, wieder abgenommen. Der Angeschuldigte hätte dadurch das Recht erlangt, den Rückempfang beliebig abzuleugnen, und ich frage Sie, mein Herr Marschal, würde man wohl so wider einen wirklichen Staatsverbrecher gehandelt haben? Hätte man sich solche Unregelmäßigkeiten erlaubt, so würde man das Recht verloren haben, solchen der Justiz zu überliefern, die solche Willkürlichkeiten der Polizei nicht gestattet. Was soll ich von Beamten denken, welche nicht einmal bei den Handlungen der Willkür die Formen ehren? Soll ich diese Verletzung dem Diensteifer des Herrn d'Aubignose zurechnen, mir Actenstücke schnell zu übersenden, welche seine Behauptungen rechtfertigen? aber die Gegenwart des Herrn Bouvyer bei der Abnahme der Siegel würde die ihm etwa nachtheiligen Papiere keineswegs weggeschafft haben. Kann ich dadurch nicht im Gegentheil bewogen werden, zu denken, daß man die Absicht hatte, gewisse Papiere, die nicht Herrn Bouvyer entgingen, hinzuzufügen, oder daß man das, was ihn rechtfertigte, sogar wegschaffen wollte? Das letztere ist wirklich der Fall gewesen, wie Sie aus der Abschrift des Briefes des Herrn Bouvyer sehen werden,

welcher ich die Abschrift eines Briefes des Herrn von Bourrienne an Herrn Bouvyer beifüge, welche Ihnen hätten vorgelegt werden müssen, obgleich es nicht geschehen ist, weil deren Einsicht beigetragen haben würde, den ungünstigen Eindruck bei Ihnen zu zerstören, den man nicht heben wollte. Herr d'Aubignose ist desto strafbarer, daß er so wie geschehen handelte, da ich ihn doch bei der Verhaftung des Herrn von Herz, wo er sich eben so betragen, tüchtig ausgeputzt hatte.

„Ich habe alles aufmerksam gelesen, was Herr d'Aubignose von Briefen anführt, welche bei Herrn Bouvyer gefunden wurden. Zwar las ich die Originale nicht, aber ich kann mir solche sehr gut erklären. Ich will Ihnen das Umständliche mittheilen, und Sie werden, mein Herr Marschal, sehen, wie die natürliche Erklärung den Verdacht zerstört, welchen scheinbar dunkle Phrasen solchen Menschen einflößen, die ein Interesse haben, überall Verbrechen zu wittern.

„Der Anfang des ersten Briefes bezieht sich auf Herrn Karr. Was gab dazu die Veranlassung? Der Ton der Berichtserstattungen des Herrn d'Aubignose war so unverschämt, daß er mir unerträglich wurde. Ich wollte ihn daher persönlich kennen lernen, ergriff einen Vorwand, und schickte ihm den Befehl, nach Paris zu kommen. In der Zwischenzeit ersetzte ich ihn durch einen Generalcommissair, dem ich ganz trauen konnte. Ich gab ihm spezielle Vollmacht, welche auf meinen Verdacht Bezug hatte. Weder d'Aubignose's Anwesenheit in Paris, noch der Bericht seines Stellvertreters, stimmten meine frühere Meinung über Herrn d'Aubignose um. Ich widerstand allen Beschützern, worauf er sich verließ. Ich nenne sie Ihnen nicht, aber ich bin überzeugt, daß Ew. Excellenz eben so wenig als ich auf die Beschützer Rücksicht nehmen würden, in der Beziehung Ihrer und meiner Persönlichkeit. Herr von Bourrienne kann d'Aubignose's Ankunft gewußt haben. Er hat sogar über manche unsrer Unterhaltungen urtheilen können, weil er mir viele Stoffe dazu geliefert hat, und weil ich durch die von ihm ertheilte Aufklärung manche Thatsachen der Hamburger Direction verbessert, und viele Anschuldigungen niedergeschlagen habe, deren Falschheit mir bewiesen worden war.

Der Bericht des interimistischen Generalcommissairs war Herrn d'Aubignose so nachtheilig, daß ich beschloß, von Herrn von Chaban seine Meinung über die Polizeidirection in Hamburg einzuziehen. Er schickte mir solche, und ich gestehe Ew. Excellenz, daß nach seiner Antwort meine frühere Meinung über den Herrn d'Aubignose nicht geändert wurde.

„Ich hatte befohlen, daß wegen des öffentlichen Geschreies Commissair Karr entlassen werden solle; man widerstand mir, und man mußte endlich nachgeben. Karr verlangte nach Paris zu reisen, was man ihm abschlug, nun wurde mein Verdacht rege; die Berichte des Interimcommissairs, während Herr d'Aubignose in Paris war, stellten sich mir in ihrer vollen Wahrheit dar. Ich schickte Befehl, mir Karr zu schicken, als die Räumung von Hamburg mir solchen zuführte. Er kam freiwillig zu mir, und entdeckte mir, was mit den Berichten meiner Privat-Agenten, mit denen des Commissair Roland, und der in einem eigenhändigen Briefe von Herrn Chaban abgegebenen Meinung übereinstimmte. War dieses alles, mein Herr Marschal, nicht genug, um meine Meinung über Herrn d'Aubignose zu bilden! Ich hatte dem Herrn von Bourrienne aufgetragen, den Herrn Bouvyer zu unterrichten von einem Karr ertheilten Auftrage. Das Wort d'Aubi... ist nur eine Abkürzung des Namens des Herrn d'Aubignose.

„Was die folgende Phrase bedeutet, „man bedarf genauerer Nachrichten über die seltsame Anecdote wegen des Siegels“ rc., ist mir vollkommen bekannt, denn auf meinen Befehl ist sie geschrieben worden. Die folgende Phrase bezieht sich auf einen Herrn Rennemenil, der hier seit fünf Tagen ist und nach Marseille geschickt werden soll. Folgendes klärt diese Sache auf.

„Ich hatte aus Hamburg erfahren, daß ein gewisser Rennemenil, der beim Polizeiministerium sehr unvortheilhaft bekannt ist, ganz öffentlich in Hamburg und Altona gesagt haben sollte, daß er dem Herrn von Bourrienne einen Brief schreiben wolle, welcher diesen in große Verlegenheit setzen werde. Einige Zeit nachher ging auch ein solcher Brief mit der Post an Herrn von Bourrienne ein. Ich muß Herrn Bour-

rienne bezeugen, daß er mir sogleich diesen Brief brachte, und sich sehr wunderte, daß ich schon eine Abschrift desselben durch Herrn d'Aubignose besaß, welcher mir schrieb, daß dieser Brief alberne Reclamationen enthielte, worauf er geglaubt habe, nicht achten zu müssen. Ich fand in diesem Briefe einen Beweis klarer Unverschämtheit. Rapp, der Prinz von Benevent ꝛc. wurden dadurch compromittirt. Ich wollte die Verwaltung strenge strafen, welche es wagte, mich dergestalt zum Besten zu haben. Ich meldete daher der Hamburger Polizeidirection nicht den Eingang ihres Berichts, und schickte ihr einen zurückdatirten Befehl, den Rennemenil zu verhaften, wegen Auswanderung und vorgewendeter Umtriebe; bezeichnete dabei die Wohnung und das Signalement desselben so genau, daß man nicht wagte, ihn unverhaftet zu lassen. Er kam also hieher, und gestand die Schurkerei, daß man ihn bestimmt hatte, den Brief zu schreiben. Zwar compromittirte die Aussage nicht den Herrn d'Aubignose, daß er diese Sache selbst leitete, aber er wußte doch, daß sie geschehen war. Da er es wußte, warum fing er nicht eine Untersuchung an, welche ihn zu Resultaten führen konnte, die seinen Haß wider Bourrienne diesmal zugleich in Uebereinstimmung mit seiner Dienstpflicht brachte. Wenn er dagegen nur Umtriebe hierin erblickte, warum denunciirte er denn das Vorgefallene nicht, da von wichtigen Personen die Rede war, deren Respect er zu erhalten suchen mußte. Die hohe Polizei hat diesen Gauner gestraft, welcher in Ihrer Militairdivision nicht wieder erscheinen darf.

„Wenn ein Ränkemacher entlarvt wird, so zieht er gewöhnlich wieder die Maske seinen Cameraden bei einer Schelmerei ab. Dieser Rennemenil hat mir Entdeckungen gemacht, welche meine Meinung über alles, was in Hamburg vorgeht, unterstützt haben. In der folgenden Phrase, welche so anfängt, „Sie haben wohl gethan, von ... zu reden," ist die Rede von einer dem Ministerium wohl bekannten Geschichte, welche dort förmlich untersucht worden ist. Es lagen keine Umtriebe zum Grunde. Vielmehr darf ich Ihnen, mein Herr Marschal, versichern, daß dieser Vorfall dem Herrn von Bourrienne Ehre macht. Aber das würde Ihnen Langeweile machen!

„Die andere Thatsache „ich habe das Memoire geschickt" ist daselbst der Polizei noch bekannt, weil die Person, an welche man solches schickte, einer der Bureauchefs war, in dessen Fach die Angelegenheit einschlug. Herr Coste ist ein zur Betreibung beauftragter Advocat, wovon ich sichere Kenntniß habe.

„Was Herrn d'Aubignose am meisten aufgefallen, ist die von Schinderhannes redende Stelle. Ja wohl, mein Herr Marschal, kann man sagen, daß man jeden Sterblichen durch sechs geschriebene Zeilen bei bösem Willen an den Strang bringen kann. — Es zeigt viele Schadenfreude, wenn man das Wort Kinderei im Anfange der Phrase mit einer Prellerei von 1000 Friedrichsd'or in eine Wahlverwandtschaft bringen will, wovon nirgends im Briefe die Rede ist, und dieses Wort auf eine Thatsache anwenden will, wovon nicht erhellet, daß sie dem Herrn von Bourrienne bekannt war. Darf man annehmen, daß er sich eines solchen Ausdrucks bei einer Betrügerei bedient haben sollte, da er doch in dem ersten von Herrn d'Aubignose geschriebenen Briefe Herrn Bouvyer einen Diebstahl von 100,000 Franken denunciirte, welchen man sich gegen rechtmäßige Gläubiger erlaubt hatte? Uebrigens war ich erstaunt, daß Herr d'Aubignose Ew. Excellenz nicht den bei Herrn Bouvyer gefundenen Originalbrief vorlegte, worin Sie gewiß nicht die erzwungene Auslegung einer von Herrn von Bourrienne vertheidigten Betrügerei von 1000 Friedrichsd'or gelesen haben würden.

„Ich komme nun, Herr Marschal, zu einer sehr schweren Beschuldigung, fürchte aber nicht, sie eine Verläumdung zu nennen. Ich rede von der Reise des Herrn von Bourrienne nach Hamburg im Jahr 1812. Diese Reise war mir bekannt, und war mir sogar nützlich. Ich begreife nicht, was Herr d'Aubignose hat sagen wollen in den Worten: „das Geschrei des Publicum wider Herrn Gonse." Ich habe aus zuverlässigen Briefen die Kunde, daß Herr von Bourrienne im Gegentheil beständig die unglückliche Aufmerksamkeit auf Hamburg abzulenken suchte. Das Zeugniß des Herrn de Lavallette unterstützt das, was ich Ew. Excellenz sage, und nach den eben so gemessenen als vorsichtigen Rathschlägen des Herrn von Bourrienne sind Maßregeln

ergriffen worden, um dem Uebel zu begegnen, welches eine gewisse Unschicklichkeit (inconvenance) veranlaßte. *)

„Die Bemerkung, welche man Ew. Excellenz gemacht hat, daß sich die Freunde des Herrn von Bourrienne in die Arme der Russen geworfen haben, würde bei mir gerade für ihn reden. Gingen die französischen Armeen nach St. Petersburg, so würde man ihnen die Personen, welche ich dort kannte, als die größten Feinde Frankreichs nennen. Ein Minister in einem fremden Lande hat nur dieses Mittel, um sich richtige Kenntnisse zu verschaffen. Sie haben gesehen, mein Herr Marschal, daß der der Verrätherei der Interessen des Kaisers in Hamburg stets angeklagte Herr von Bourrienne, als er im Jahr 1809 allein mit der Senatsbesatzung sich in Hamburg befand, besser verstand, seine Stellung zu nutzen, dem Major Schill die Thore zu verschließen, und einen starken Aufstand wider die Zollbeamten zu dämpfen, als diejenigen, welche im Jahre 1813, als das Gerücht ging, daß 8 Märsche entfernte Kosacken Hamburg bedrohen würden, worin alle Verwaltungsbehörden und 1500 Mann Fußvolk sich befanden, die Stadt aufgaben, weil einmal früher der Pöbel insurgirt hatte. Dieß sind doch Thatsachen!

„Das, was Herr d'Aubignose Ihnen über Herrn Dehn und Frau von Pappenheim sagt, ist mir durch 20 Actenstücke als unwahr bewiesen worden. Ew. Excellenz können sich davon überzeugen, wenn Se. Majestät Ihnen einen Bericht überschickt hat, welchen ich dem Kaiser über alle Vorgänge in Hamburg, während die Russen die Stadt besetzt hatten, vorgelegt habe, worin Dehn und die Frau von Pappenheim als erbärmliche Ränkemacher dargestellt sind.

„Was Ihnen Herr d'Aubignose über Gumprecht gesagt hat, ist nichts außerordentliches in einer Stadt von 100,000 Einwohnern; übrigens war Gumprecht in früherer Zeit einer der Angeber des Herrn von Bourrienne. Aber der Doctor Knorr, welcher in Stralsund mit dem Kronprinzen von

---

*) Diese war das sehr weit getriebene Oeffnen der mit der Post abgesandten Briefe in Divulgation mancher Privat- und Familienverhältnisse. A. d. U.

Schweden zusammentraf, hat sich bei der Errichtung der Legion Hanseaten ruinirt, war übrigens ein Freund der Franzosen und deren Arzt. Gefährlich und ungerecht ist der Grundsatz, irgend einen Menschen für das gute Betragen derjenigen, mit denen er Umgang pflegte, verantwortlich zu machen.

„Ich habe, mein Herr Marschal, diesen langen Brief nur geschrieben, weil ich die Ueberzeugung hege, daß Herr d'Aubignose sich gegen mich des Namens Ew. Excellenz bedient, um sich wegen Maßregeln zu rechtfertigen, welche scheinen konnten, gegen seine Meinung oder Denkungsart zu sein, indeß seine Meinung und seine falsche Ansicht solche veranlaßte. Ich finde den Beweis in Ew. Excellenz Briefe vom 3ten Julius, wenn man solchen mit d'Aubignose's Briefe vom 26sten und 19ten Junius an Herrn von Réal über den nämlichen Gegenstand vergleicht.

„Ich sende Ihnen, Herr Marschal, alle diese Actenstücke, worüber Sie dann selbst urtheilen können, und die Abschrift des letzten Berichts, welchen mir Herr Bouvyer schickte, als er gerade abreisen wollte. Ew. Excellenz sehen daraus, daß Herr d'Aubignose die ganze Schuld von sich ablehnt und Ihnen zuschiebt. Ich bin Ew. Excellenz diesen Gegenbeweis meines Zutrauens schuldig und füge eine Abschrift des am 23sten October von Herrn von Bourrienne an Herrn Bouvyer erlassenen Schreibens und dessen Antwort bei, welche Ihnen Herr d'Aubignose nicht vorgelegt hat, was er freilich nicht hätte unterlassen sollen. Diese Briefe bilden einen schneidenden Contrast mit dem Herrn von Bourrienne angeschuldigten Betragen, daß er zum Nachtheile der Regierung zu wirken suche.

„Unter diesen Actenstücken muß ich Ew. Excellenz besonders aufmerksam machen auf den Brief des Herrn Lecocq an Herrn d'Aubignose.

„Zuerst mögte ich den Letzteren fragen, wie er so bösartig sein kann, auch in dieser Geschichte Bourrienne verwickelt zu glauben, da doch Herr Lecocq nicht von ihm redet und durchaus nicht darauf anspielt. Um Sie noch mehr zu überzeugen, daß diese Voraussetzung eine reine Verläumdung ist, versichere ich Ihnen, mein Herr Marschal, daß in meinem Ministerium nie-

mals von Herrn Buchholz die Rede war; daß mir Herr von Bourrienne niemals ein Wort davon sagte, daß Buchholz Existenz mir sogar unbekannt war, und daß kein Hamburger Agent mir Gutes oder Böses von ihm meldete.

„Besonders bitte ich Sie, lieber Herr Marschal, auf die unterstrichene Stelle im Briefe des Herrn Lecocq zu achten. Welche Meinung soll ich von dem jungen und unüberlegten Trotzkopf hegen, welcher sich solche Ausdrücke erlaubt und den Namen einer Amtsperson in einem gemeinen Briefe einmischt, und von dem Polizeidirector, an den man so zu schreiben sich erlaubt! Gewiß hat er durch seine Reden und durch sein Betragen zu solchen Vertraulichkeiten und Ungezogenheiten nothwendig autorisirt. Ich habe Herrn Réal aufgetragen, diesen von Herrn d'Aubignose eingesandten Brief zu beantworten; aber ich überlasse Ew. Excellenz diese Angelegenheit, welche uns gemeinschaftlich ist, weil sie die Autorität herabwürdigt.

„Nachdem Ew. Excellenz alles dieses gelesen haben werden, mögen Sie selbst urtheilen, ob ich in Hamburg einen die dortige Polizeidirection controlirenden Beamten bedarf, da ich wider solche Verdacht hege, daß sie Gelder des Staats unterschlägt, was viel klarer ist, als die dem Herrn von Bourrienne vorgeworfenen Veruntreuungen. Ich rede nicht davon, weil der Mensch, welchen ich in Verdacht habe, Ihnen nützlich sein kann, und weil ich ungern Sie eines Menschen beraube, welcher Ihnen in unsern Verhältnissen von Nutzen sein kann. Er mache sein Geschäft gut und sage mir die Wahrheit. Mehr verlange ich jetzt nicht von ihm. Doch lade ich Ew. Excellenz ein, einen Umstand zu beachten; daß er mir nämlich nicht bewiesen hat, daß man sich nicht seiner Autorität bediente, um Bouvyer zu verbannen, weil dieser ein lästiger Beobachter war, der mir die kleinen Schurkereien gemeldet haben würde, welche man anwendet, um sich von einigen Contributionsbeiträgen frei zu machen, und diejenigen Personen, an welche sich die Hamburger in solchen Fällen zu wenden pflegen.

„Weil ich mit Ihnen, Herr Marschal, hier angefangen habe, über die dem Herrn von Bourrienne vorgeworfenen Veruntreuungen zu reden, so will ich mich ganz unpartheiisch darüber aussprechen.

„Fast seit drei Jahren hat die Hamburger Polizeidirection mir ganze Bände wider den Herrn von Bourrienne geschrieben, indem sie ihre ganze Aufmerksamkeit diesem Gegenstande widmete. In Hinsicht meiner vergaß man so sehr alle Schaam und Ehrerbietung, daß man Jedem sagte und schrieb, ich befände mich unter dem unmittelbaren Einflusse des Herrn von Bourrienne. Sie können das aus dem Briefe an Herrn Réal ersehen. Ich habe alles in dieser Angelegenheit Geschriebene sorgfältig gelesen und begreife nicht, wie man in der Wuth des Hasses und der Erbitterung wider ihn, da man sich allein mit den angeblichen Umtrieben dieses Mannes beschäftigte, nicht dahin gelangen konnte, einen Beweis oder auch nur eine andere Denunciation als jenes große mir im Jahre 1811 überlieferte P. M. zu entdecken, dessen Ungereimtheiten ich in einer langen Antwort Herrn d'Aubignose wiederlegte. Als ich in meinem Cabinet mit ihm darüber redete, sagte er sich von der Theilnahme los und versicherte mir, daß Sie ihm befohlen hätten, die Sache zu berichten. Die Verfertigung des Berichts habe er Ogier de la Saussaye aufgetragen. Besonders scheint mir die Geschichte der geheimnißvollen Kiste*) albern zu sein. Oeffnet man das Memoire, so fehlt ein Blatt, was offenbar die Schwäche der Anklage beweiset. Das ganze ist von Hammerstein erdichtet worden, der dieses Libell in Händen hatte. Er wollte auf solche Art seine Schulden bezahlen und zog, um vor ihm als Gläubiger sich sicher zu stellen, vor, Bourrienne in schlimmen Verdacht zu bringen.

„Mit einer andern Beschuldigung beschäftigte sich mein ganzes Ministerium; daß er nämlich die Smuggelei begünstigt habe.

„Nicht nur der Polizeibericht, welcher ihn verderben sollte, entschuldigt ihn, sondern auch die wider ihn von mir eingeleiteten Untersuchungen führten zu nichts; sogar sind in den Archiven der Minister Actenstücke vorhanden, welche ihn völlig freisprechen. Durch ein Zeugniß der Zolldirection ist erwiesen, daß Herr von Bourrienne von dem Tage an, da er wegen der Abwesenheit des französischen Consuls dieses Amt mit verwaltete, sich jeder Art der

---

*) Diese Kiste war nichts als der Kasten von Blech, worin die authentischen mitgetheilten Acten und Noten lagen.

Direction oder Aufsicht über Schiffspapiere und aller Pässe zur Waareneinfuhr in Hamburg begab. Es ist aber ein sonderbares Mittel, die Einschwärzung von Waaren zu begünstigen, wenn man sich freiwillig eines Rechts begiebt, dessen Mißbrauch die Einschwärzung erleichtern konnte. Seit dem Monat August 1807 bewachte bloß das Zollamt alle Einfuhren zu Wasser und zu Lande in Hamburg, und wenn, wie man hat sagen wollen, diese Maßregeln einer anscheinenden Strenge nur eine verschlagene Rolle war, um die Wahrheit zu verhüllen, wie kam es dann, daß die Beobachter, mit denen er sich freiwillig umgab, seine etwa versuchten Umtriebe nicht wahr nahmen? Ich nehme nicht an, daß man sogar die Zollbeamten einer Theilnahme beschuldigen wird. Solche Betrügereien werden bei der Menge der Angestellten früher oder später nothwendig entdeckt.

„Ein anderer Umstand wird, im Fall einer amtlichen Untersuchung, ihn völlig freisprechen. Seitdem die Elbe völlig geschlossen war, wurde von Holstein aus Schleichhandel getrieben. Dieses mit Colonialwaaren überfüllte Land war für die Smuggler ein reiches Bergwerk. Alle diese Waaren durften auf den Vorschlag des Herrn von Bourrienne nach Hamburg eingeführt werden gegen einen hohen an die Regierung zu entrichtenden Zoll. Herr von Borrienne schlug dieses vor, als er sah, daß die Colonialwaaren ungeachtet des Verbots eingeschwärzt wurden, und berechnete mathematisch, in welcher Frist sie im Schleichhandel ins innere Deutschland verschickt sein würden. Wäre er bei diesem Geschäfte interessirt gewesen, so würde er nicht aus freien Bewegungen veranlaßt haben, was der Smuggelei ein Ziel setzte.

„Hier haben Sie, Herr Marschal, einen langen Brief. Ich wünsche, daß er Ihnen keine Langeweile mache, und daß Ew. Excellenz in den dargelegten Gesinnungen nur mein Zutrauen zu Ihnen in den Dienstsachen des Kaisers und eine gewisse Billigkeit, welche ich selbst bei strengen Maßregeln gern anwende, wahrnehmen mögen. Entfernte ich mich davon einen Augenblick, so verdiente ich nicht das Zutrauen des Kaisers, womit er mich beehrt hat. Ich darf mich nicht in die Gründe des Mißvergnügens einmischen, welches der Kaiser wider den Herrn von Bourrienne haben mag. Dies ist ein Punkt, wo meine Bemerkun-

gen stille stehen. Aber in jeder öffentlichen Verwaltung desselben, welche streng untersucht worden ist, gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nichts wahrgenommen habe, wodurch er die Achtung gerechter Menschen verloren hätte. Der verstorbene Marschal Duroc war von seiner Unschuld überzeugt. Andere Personen, welche ich mir nicht erlaube, namhaft zu machen, haben gleiche Meinung geäußert, und bis mir das Gegentheil bewiesen worden ist, sehe ich keine vernünftigen Beweggründe ein, diese Meinung zu ändern. Wenn die Hamburger Polizei statt der groben und obendrein unwahrscheinlichen Beschuldigungen wider Bourrienne sich mit gewissenhaften Untersuchungen begnügt hätte, so würden Sie vielleicht die ganze Sache eben so, als ich, betrachten.

„Ich schließe, Herr Marschal, mit einer letzten Thatsache, wegen deren ich Ew. Excellenz bitte, Herrn d'Aubignose amtlich zu befragen. Ich sehe aus einem von Herrn Bouvyer abgestatteten Bericht, während die Russen Hamburg besetzt hatten, daß er daselbst einen Herrn de Libri antraf, welcher dort im Gefängnisse zurückblieb, als die französischen Truppen Hamburg verließen. Ew. Excellenz müssen die Anecdote kennen. Dieser de Libri ist ein schlauer Politiker, den man mir von oben herab im Auge zu behalten empfohlen hatte. Ich fand, daß er die mythische Person war, von der einige mir in die Hände gerathene Papiere redeten. Eine Frau, an welche sie gerichtet waren, enthüllte mir die ganzen Ränke. Es war von nichts weniger die Rede, als daß dieser Mensch einen Hauptstreich ausführen wollte, dessen Seele er war. Nachdem ich ihn lange in Italien gesucht hatte, entdeckte ich ihn in Hamburg und befahl, daß er verhaftet werden solle. Und da jedesmal, wenn man einen so wichtigen Verdächtigen wirklich festnehmen lassen will, vorher umständliche Instructionen ertheilt zu werden pflegen, so ließ ich ihn einige Tage in Hamburg und war weit entfernt, zu vermuthen, daß man ihn nicht bei der Räumung Hamburgs mit fortführen würde, zumal man Zeit genug hatte, daran zu denken. Ich vermuthe, daß dieser Mensch nach England gegangen ist und mir bei erster Gelegenheit einen Streich spielen wird, und wünsche, daß Herr d'Aubignose sein seltsames Betragen in solchen Umständen aufklären möge."

Brief des Polizeiministers Herzog von Rovigo an Herrn d'Aubignose, Generalcommissair der Polizei in Hamburg.

Den 10ten November 1813.

„Ich erhielt, mein Herr, Ihren Brief vom 2ten October (vermuthlich vom 2ten November) mit sechs Verhören des Centralcommissairs der Polizei, der solche in einem gleichfalls Ihrem Schreiben beigeschlossenen Berichte zusammenstellte.

„Ich hatte Ihnen in der Sache des Herrn von Bourrienne keine Befehle ertheilt, und konnte daher Ihre Mittheilung nur als einen Bericht über Ihre Thätigkeit betrachten. Da Sie indeß früher damit beauftragt gewesen sind, so darf ich nicht unterlassen, Ihnen über das Vernunftwidrige, einander Widersprechende und Ungereimte der Zusammenstellung ihres Centralcommissairs einige Bemerkungen zu machen.

„Vor allem begreife ich nicht, warum Sie nicht selbst diese Angelegenheit leiteten. Sie scheinen sich von der Verantwortlichkeit der Irrthümer oder der Unrichtigkeiten frei zu glauben, indem sie solche dem Herrn Ogier de la Saussaye zuschieben. Wie können Sie aber Ihrem Minister die Darstellung einer Untersuchung senden, für deren genaue Führung Sie nicht einstehen. Sie setzen den Minister dadurch in die schlimme Lage, über die Angelegenheiten einen wahrheitswidrigen Bericht abzustatten. Wenn dieser Herr Ogier de la Saussaye ein vormaliger mir in Rochefort bekannt gewesener Unterpräfect ist, der später Gesetzgeber war, so giebt ihm die Stelle, welche er jetzt bekleidet, kein Recht auf mein Zutrauen; er muß zu wenigem taugen, weil er so weit herabsinken konnte. Auf Ihren Bericht ist Herrn Bouvyers Ernennung zurückgenommen worden, welcher gewiß mehr werth war, als Herr Ogier de la Saussaye, den ich übrigens persönlich kenne. Seine Unterschrift am Schlusse des mir übersandten Berichts veranlaßte mich zu der Prüfung, deren Resultate Sie nun sehen sollen.

„Ich fange an mit dem Artikel der Einnahme. Sie tragen das Geschenk des Senats an Herrn von Bourrienne zweimal und zusammen mit 1,040,000 Franken ein, ungeachtet Herr Werheherlen Ihnen bemerklich machte, daß die 440,000 Franken, welche unter seiner Verwaltung dem Herrn von Bourrienne gegeben wurden, einen Theil der ersten 600,000 Franken ausmachten. Mir scheint, man konnte nicht behaupten, daß die 440,000 Franken aus den 600,000 Franken dem Herrn von Bourrienne geschenkt worden wären, und da übrigens der Senat selbst den Etat seiner Ausgaben ertheilt hatte, welcher Ihnen bekannt ist, so wird er gewiß nicht 440,000 Franken weniger eingetragen haben, als er Herrn Bourrienne gab, zumal er damals, als er sie ihm schenkte, nicht voraussehen konnte, daß man ihm künftig die Mittheilung seiner Bücher abfordern würde. Uebrigens, was konnte ihnbe wegen, diese 440,000 Franken nicht ebenfalls einzutragen?

„Ihr Centralcommissair beging hierin ein großes Versehen, was Sie ihm vorhalten müssen, und ich mache Ihnen den nämlichen Vorwurf, als wenn Sie selbst den Bericht unterzeichnet hätten. Entweder zeigte sich hier Partheilichkeit, oder eine grobe Nachlässigkeit, oder eine große Ungeschicklichkeit, denn Sie besaßen die Buchhaltung des Senats, um den Bericht zu controliren.

„Im dritten und vierten Artikel der Einnahme tragen Sie 735,000 Franken von Mecklenburg=Schwerin und 72,500 Franken vom Könige von Dänemark ein. Hier zeigt sich sofort folgende Betrachtung. Kein vernünftiger Mensch kann voraussetzen, daß der Herzog von Mecklenburg gegen den französischen Minister in Hamburg solche Verpflichtungen gehabt, daß er aus Erkenntlichkeit ihm ein solches Geschenk gemacht haben sollte, selbst wenn er ihm seine Staaten wieder verschafft hätte, welche nicht den Werth eines französischen Departements haben. Der König von Spanien und beider Indien und der König von England haben niemals ein so beträchtliches Geschenk gemacht.

„Eben so unerklärbar sind mir die 72,500 Franken von Dänemark, und in den Antworten des befragten Menschen finde ich keine Rechtfertigung der Behauptung. Warum wandten Sie sich nicht an die Quelle selbst, welche das Geld gegeben haben soll.

Wie ist Herr von Bourrienne in den Besitz einer dänischen Obligation von 145,000 Franken gelangt? Wo ist die Acte? Der König hat also eine Schuld bezahlt, aber kein Geschenk gemacht. So handeln Privaten mit einander, wovon die Spuren erforscht werden mußten. Selbst die Ausdrücke des Berichts mußten Sie bewegen, die Behauptung eines ertheilten Geschenks nicht leichthin zu wagen. Ein Herr Gumprecht versichert, daß Herr von Bourrienne diese Summe hat erheben sollen. Er weiß folglich, warum?

„Ungeachtet aller dieser Gegenbemerkungen beträgt die Einnahme des Herrn von Bourrienne doch nur 1,847,500 Franken außer den Pässen. Zuvörderst muß man die drei letzten nicht hinreichend begründeten Artikel ausstreichen. Es bleiben dann nur die 600,000 Franken vom Senat und die nicht in Berechnung gebrachten Einnahmen von Pässen übrig.

„Ich wende mich nun zum Artikel der Capitalien.

„Ihr Centralcommissair behauptet geradezu, daß Bourrienne eine Million Franken Schulden in Paris bezahlt habe. Zuerst hat er lange genug in Paris gelebt, um zu wissen, daß ein Mann, welcher in Paris eine Million Franken Schulden hat, nicht davongeht, ohne vorläufig mit seinen Gläubigern eine Einrichtung getroffen zu haben, und damals, wie ich mich wohl erinnere, war Bourrienne nicht in der Lage, sich mit solchen zu setzen. Nach Erkundigungen, welche ich leicht einziehen konnte, hatte er nicht über 400,000 Franken Schulden. Diese Uebertreibung im Berichte Ihres Commissairs macht mich überhaupt bedenklich, seinen Behauptungen zu trauen. Uebrigens sehe ich, daß Herr Gumprecht nicht der Banquier des Herrn von Bourrienne war. Wenn er selbst die Million Schulden nicht bezahlt hat, woher weiß er es dann? Wenn er sie bezahlt hat, so befragen Sie ihn um das Detail, denn er muß es alsdann wissen.

„Die folgenden fünf Artikel mögen wahr sein.

„Die 50,000 Franken von Herrn Beher trägt Ihr Centralcommissair als eine ausstehende Forderung ein, und doch sagte Herr Gumprecht aus, daß sie Herrn von Bourrienne nicht mehr gehörten. Sie müssen also eingestehen, daß Sie entweder

den Bericht und die Verhöre nicht gelesen, oder geglaubt haben, daß ich sie nicht lesen würde.

„Die dem Herrn von Hammerstein geliehenen 135,000 Franken mögen richtig sein.

„Ich gehe zum letzten Artikel über. Der angenommene Aufwand von 1,500,000 Franken, während eines Aufenthalts von 6 Jahren in Hamburg, scheint mir eine höchst ungereimte Annahme zu sein. Mir dünkt, daß Sie von seinem vormaligen Bedienten in Hamburg erfahren konnten, wie viele Pferde und Bediente er unterhielt, was er seiner Dienerschaft an Gehalt gab, welche Hausmiethe er bezahlte und was ihm seine Küche kostete, und Sie würden sofort die Uebertreibung des außerordentlichen Ansatzes wahrgenommen haben, da selbst ein Minister in Paris nicht so viel verzehrt. Die Annahme stützt sich übrigens auf die Aussage des Herrn Gumprecht, welcher sein Banquier nicht war, und daher seinen Aufwand nicht wissen konnte. Hat er für Bourrienne Gelder bezahlt, so zeige er die Belege der Zahlungen vor!

„Wenn ich alles Uebersandte noch einmal durchlese, so kann ich noch zu keinem festen Resultat gelangen. Ich sehe nicht ein, wie Sie in Ihrem Briefe sagen konnten: „Es ist gewiß, daß er vier Millionen Capital sammelte"; denn Nichts ist unzuverlässiger. Sie schließen aus einem zu hoch angeschlagenen Aufwand auf eine sehr große Einnahme, also von einer Vermuthung auf eine Vermuthung. Gewisser scheint mir zu sein, daß, wenn man die 3,800,000, welche Sie als erworbenes Capital anschlagen, 600,000 Franken zu hoch angenommene Schulden und 1,200,000 Franken zu hoch angeschlagenen Aufwand in Hamburg abzieht, und dann annimmt, daß Herr von Bourrienne außer seinem Gehalt von 360,000 Franken in 6 Jahren noch 300,000 Franken vom Seinigen zusetzte, dies sich allenfalls annehmen läßt und der Wahrheit näher kommen mag, als das, was Sie sagen; zieht man ferner die 50,000 des Herrn Beher ab, welche nach dem Anschlage Ihres Commissairs Herrn von Bourrienne nicht mehr gehören: so gelangt man zu den 1,847,000 Franken, welche Sie ohne die Pässe als seine Einnahme berechnen. In diese sehr einfache

Rechnung wäre dann das Product der Pässe mit begriffen, neben den sechsjährigen Einkünften des Herrn von Bourrienne und den Zinsen seiner Capitalien.

„Sie sehen folglich, wie falsch der Anschlag Ihres Centralcommissairs ist, wenn er behauptet, daß die von ihm angenommenen 3,800,000 Franken Capitalien des Herrn von Bourrienne die Wichtigkeit seiner Einahmen bewiesen.

„Dies läßt mich vermuthen, daß Herr von Bourrienne mecklenburger und dänische Obligationen aus den Anleihen dieser Staaten besessen haben kann, ohne daß man solche seinem jetzigen Besitz hinzurechnen darf, denn wenn er sie mit seinem Gelde kaufte, so sind sie ihm nicht geschenkt worden.

„Wenn man von der andern Seite, nach Ihrem System zu rechnen, von den 3,800,000 Franken Guthaben die in Hamburg angeblich verzehrten 1,500,000 Franken, die Million bezahlte Schulden und die 50,000 Franken von Beher abzieht: so besäße er jetzt 1,250,000 Franken, was sich der Meinung Ihres Centralcommissairs nähert, welcher ebe...uus gesteht, daß man das Vermögen des Herrn von Bourrienne sehr übertrieben habe. Er selbst schreibt, daß alle Personen, welche in Geldsachen mit jenem Herrn Geschäfte hatten, nicht dächten, daß er sehr reich sei. Dies hätte Ihnen auffallen müssen.

„Ich erblicke zwei, zusammen 6000 Franken betragende, Ausgaben, welche er dem Armenwesen am funfzehnten August schenkte. Ich wünsche zu erfahren und daß Sie Erkundigung einziehen, was Herr von Bourrienne auf solche Art, während seiner Mission verschenkt hat.

„Schließlich, mein Herr, sehe ich in allen übersandten Papieren nicht die Beweise dessen, was sie wahr machen sollen. Mir scheint, daß die gemachten Bemerkungen Sie in Stand setzen, das was Sie haben behaupten wollen, mir wirklich zu beweisen. Zugleich begreife ich aber nicht, wie Sie so leicht hin die Geschichte der geheimnißvollen Kiste übergehen konnten, deren der letzte Paragraph des Berichts Ihres Centralcommissairs erwähnt, und woran er zu glauben scheint. Meine Absicht ist nicht, daß Sie das übergehen sollten, und ich befehle Ihnen bestimmt, bis zur letzten Quelle diesen Umstand zu erforschen, welcher die Treue des Herrn

von Bourrienne gegen den Kaiser so verdächtig macht. Ich will durchaus diese Kiste haben, wenn sie da ist, und wenn sie nicht da war, daß diese Lüge gestraft werde. Wenn Sie einst in Ihrem Amte mehrere Erfahrung gesammelt haben werden, so werden Sie jene Classe von Menschen besser kennen lernen, welche so unverschämt sind, Männer im Staatsdienst zu äffen durch die falsche Hoffnung wichtiger Entdeckungen, welche nur in ihren niedrigen Leidenschaften und Träumen vorhanden sind.

„Unter den vielen Lücken, die einer Aufklärung bedurften und fähig waren, bei der Untersuchung der verschiedenen Verhörprotocolle näher beleuchtet zu werden, bemerke ich mehrere sehr auffallende, welche Sie besser als geschehen ist erläutern konnten.

„Sie geben z. B. zu bedenken, daß Herr von Bourrienne im Julius 1810 in Travemünde war, um Operationen des Schleichhandels zu unterstützen. Sie setzen hinzu, daß er angeblich krank war; dieses angeblich ließ sich an Ort und Stelle verifiziren. Was die Beschuldigung des unterstützten Schleichhandels betrifft, so bemerke ich, daß hierin die Verhöre stets sich verneinend aussprechen. Sie besaßen ein natürliches Mittel, hierüber etwas Zuverlässiges zu ergründen, da Sie leicht erfahren konnten, wie viele Schiffe in Travemünde im Julius und August eingelaufen und womit sie beladen waren.

„Was das Schiff Sophia Augusta betrifft, in Hinsicht dessen die Aussagen dem Herrn von Bourrienne günstig sind, können Sie auch leicht erfahren, welches Interesse er dabei hatte. Ich sehe, aus einem Bericht des Ministers der Marine, daß dieses Schiff nach Isle de France Depeschen seines Ministerium überbrachte, welche in eine Kiste mit Hüten in Altona bei einem gewissen Carco eingepackt wurden. Wenn dieser Herr Carco noch in Altona ist, so lassen Sie das, was ich Ihnen mittheile, verifiziren. Wenn dieß sich bestätigt, so werden Sie sich überzeugen, daß die Bosheit das, was Bourriennes Dienstpflicht war, in eine Sache schmutzigen Eigennutzes umzuwandeln suchte. Im Allgemeinen muß man zwar die Angeber anhören, aber sie dreimal confrontiren, ehe man solchen Glauben beimißt.

„Dieß sind die Erinnerungen, welche ich Ihren Depeschen vom 2ten hinzufügen mußte. Ich bedurfte mehr Zeit darüber nachzudenken, als Ihr Centralcommissair, um den Bericht zu entwerfen, und ehe ich über die ganze Geschichte selbst meinen Bericht aufstellen kann, bedarf ich Ihre Antwort auf diese Depesche. Bestreiten Sie ganz frei das, was ich Ihnen sagte, aber setzen Sie sich vorher, ehe Sie mir antworten, in volle Kenntniß alles dessen, was ich wissen muß."

Ende.

